This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX KIM3 R

FA14.2 KD4625

Harvard College Library

BOUGHT FROM

THE GIFT OF THE

SATURDAY CLUB

OF

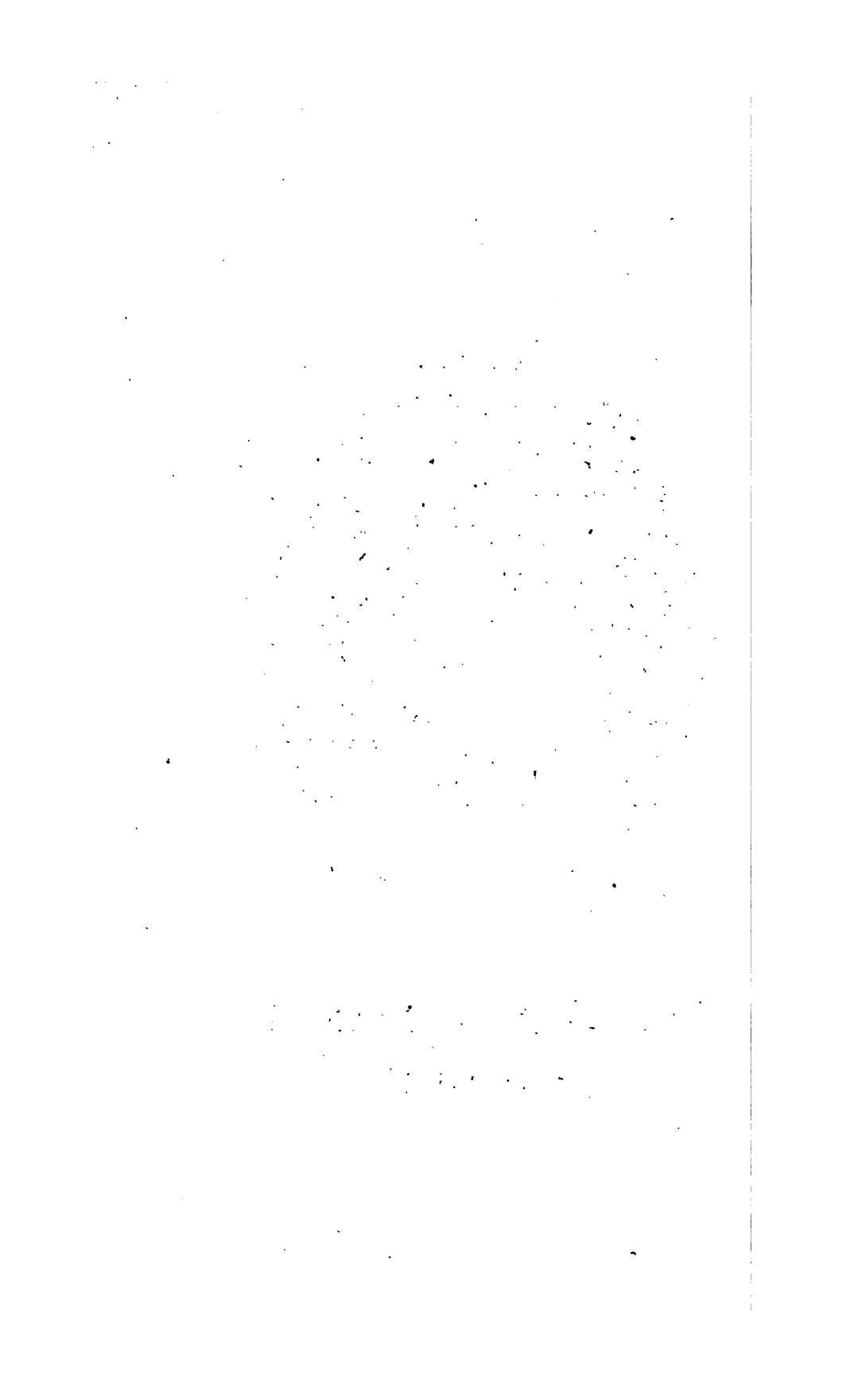
BOSTON

Neue Bibliothek

der schönen Wissenschaften...

Bd. 7 2.

Aug. Friedr. Ernst Langbein.



Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Zwey und siebenzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1806.

FA 14.2

6.2
30-9

HARVARD COLLEGE
JUN 6 1911
LIBRARY

Gift of
The Saturday Club

BOUND SEP 6 1911

I.

Ueber die Darſtellung in der Muſik.

Etiam quædam nunc artes expoliuntur nunc etiam Augescunt. Lucret.

Die Muſik hat ihre Poeſie, die es wohl verdient, näher betrachtet zu werden; denn es iſt gut, alle Quellen unſerer angenehmen Gefühle kennen zu lernen, vielleicht daß ſie dadurch reicher, wenigſtens reiner ſich ergießen werden, wenn man den Geſchmack vervollkommnet, der in ſeinem Weſen nichts als ein gebildetes Gefühl für ſchöne Künſte iſt.

Dieſe Bahn iſt indeß zu lang, als daß ich auch nur den Vorſatz wagen ſollte, ſie ganz zu durchlaufen; ich werde auf ihr nur einige Schritte verſuchen, und mich hier darauf beſchränken, über den Ausdruck in der Tonkunſt einige Ideen mitzutheilen.

Muſik oder Tonkunſt iſt eine Folge oder eine Vereinigung von Tönen, die nach einer beſtimmten Zeit abgemeſſen ſind. Eine Folge von Tönen bildet die Melodie, jene, als ein Ganzes angeſehen, die Harmonie.

Als Synonymen betrachte ich, wenigstens in gegenwärtiger Untersuchung, die Wörte: darstellen und malen; — vielleicht daß sie es auch immer sind; — und da jedes Gemälde eine Nachahmung ist, so wird die Frage: ob die Musik darstellen kann, und worin diese Darstellung besteht? eben so viel heißen, als: ob die Musik nachahmen kann, und — wie?

Man kann ferner zwey Gattungen von Gegenständen unterscheiden, deren Darstellung und Nachahmung die Musik unternimmt: physische Gegenstände, nach ihrer verschiedenen Thätigkeit, Bewegung und Wirkung, und Leidenschaften, oder noch allgemeiner: alle Empfindungen des menschlichen Herzens.

Nach diesen vorangeschickten Ideen wollen wir nun die Mittel aufsuchen, mit welchen die Tonkunst die äußere Natur, die den Menschen umgiebt, und seine innere nachzuahmen vermag, und zuvörderst auf die erste Art von Nachahmung Rücksicht nehmen.

Die Tonkunst, indem sie eben desselben Organs, wie die wirkliche Sprache, sich bedient, und mit der letztern einerley Sinn afficirt, wird dadurch selbst eine Sprache. Es wird daher für unsern Zweck nützlich seyn, vorher zu untersuchen: ob Sprachen physische Gegenstände nachahmen und darstellen, und welche Mittel sie dazu anwenden können?

Die Nachahmung der physischen Gegenstände durch die Sprachwerkzeuge, scheint die Menschen bey der Bildung aller Sprachen zuerst geleitet zu haben. Beynah alle Worte, welche sinnliche Gegenstände und ihre verschiedene Thätigkeit bezeichnen, stellen diese zu gleicher Zeit dar, indem sie entweder den Schall, welchen die Dinge in der Natur hervorbringen, oder ihre Bewegung, Gestalt und Wirkung nachahmen.

Zu dieser Gattung von Worten gehören die Namen derjenigen Gegenstände, die einen Klang von sich geben, oder Bewegung haben, als der Donner, der Wind, der Fluß ꝛc., oder die Benennung gewisser Handlungen, als: Spitzen, Durchbohren — Aushöhlen — Fliegen — Gleiten — Zerbrechen. Worte, die diese Ideen ausdrücken, gehören fast in allen Sprachen zu den nachbildenden, und diese Nachbildung wird man in ihnen immer wieder erkennen, welche Veränderung auch eine Sprache durch die Ausbildung der Wissenschaften erfahren hat.

Diese Wahrheit ist zu bekannt, als daß wir es nöthig hätten, sie mit Beyspielen zu beweisen, da sie sich von selbst darbieten; aber auf die Kraft jener Analogieen und Beziehungen, die zu der eben erwähnten Nachahmung geführt haben, wollen wir aufmerksam machen. Man könnte beyde bey dem ersten Anblick für schwach halten, aber man sieht

leicht, daß ihr Einfluß auf die Bildung der Sprache sehr mächtig gewesen ist, weil zu gleicher Zeit, und fast auf gleichem Wege, alle Völker durch jene Analogie sind geleitet worden.

Es ist, wenn man will, eine sehr oberflächliche Aehnlichkeit, die zwischen dem Worte fragor (Bruch) und dem Schall, den das Brechen eines Baumes verursachet, oder zwischen den Worten: Donner, Blitz, Wind, und den verschiedenen Gegenständen, welche sie bezeichnen, statt findet. Keine größere wird man auch nicht zwischen den Worten: ἀκμὴ, acuere, acquille hache etc. überhaupt der Sylbe ac mit der Handlung des Durchbohrens, Stechens, Schneidens, oder in den Worten: Fluß, Fliehen, Flug, wo das Fl das Hinfließende andeutet, wahrnehmen.

Mag man diese Aehnlichkeit, oder Analogie, für unbedeutend ansehen, so ist sie doch wahr und vorhanden. Sie ruft das Bild des Gegenstandes zurück, sie erneuert zum Theil dieselben Empfindungen, welche der Gegenstand selbst hervorbrachte, sie bietet also den Sprachen das erste Mittel zur Nachbildung der Dinge dar; ein Mittel, welches an das einfache Wort geknüpft ist, ohne daß dieß mit mehrern zu einem Begriffe verbunden seyn darf.

Aber bald eröffnet sich, in der Zusammenfügung und Vereinigung mehrerer Worte zu einem

Begriff oder zu einer Rede, eine zweyte, und für die Nachahmung noch weit reichere Quelle, und wenn uns vorher die Analogie zwiſchen Benennung und Benannten nur ſchwach und ſcheinbar ſchien, ſo wird in der Zuſammenſtellung der Worte, Zeichen und Bezeichnetes ſich gegenſeitig mit neuer Kraft unterſtützen. Die Darſtellung wird wahrer werden, indem ſie uns mehrere Züge auf einmal darbietet. Es iſt gewiß, daß der Ausdruck: „das Gemurmel eines Baches, der ſeine ſilberne Wellen dahin rollt“ eine Darſtellung bildet, deren Wahrheit man nicht verkennen kann. Die Aehnlichkeit des Gemäldes wird in eben dem Grade vermehrt, als die Zahl der Züge zunimmt, die man dabey anwendete. So werden bey der Zeichnung eines Portraits ein oder zwey ſelbſt richtige Züge oft doch noch vieldeutend erſcheinen, die es dann nicht mehr ſind, wenn der dritte und vierte noch hinzukommt.

In dieſer Nachahmung der Gegenſtände durch Begriff und Rede iſt der Numerus ſchon wahrnehmbar, deſſen Anwendung den Künſten ſolchen Reichthum und Kraft verleiht, und der vorzüglich in der Poeſie ſo große Wirkungen hervorbringt. Rhythmus und Metrik unterſtützen dort die Nachahmung, und geben ihr eine ganz andere Stärke.

Taenarias etiam fauces, alta oſtia ditis,
Et caligantem nigra formidine lucum, etc.

Chianna gli abitator dell' ombre eterne
Il rauco suon della tartarea tromba etc.

* * *

Dans le sein de la mort, ses noirs enchantemens etc.

* * *

Vade age nate; voca zephyros et labere pennis.

* * *

Wenn man nun auch behaupten könnte, daß nicht jedes Wort aus den angeführten trefflichen Versen, ohne seine Verbindung mit den andern, malt und darstellt, wer sollt' es nicht bey sich selbst empfinden, wie wahr durch ihre Zusammenstellung, Metrum, Rhythmus, die düstern Schattenbilder aus Pluto's Reich, und des Merkurs, wie der Zephyre leichter geflügelter Flug dargestellt wird.

Nach diesen Bemerkungen wird man leicht einsehen, daß eben die Mittel, welche die Sprache hat, um physische Gegenstände nach ihrer Thätigkeit, Bewegung ꝛc. darzustellen, auch von der Tonkunst, und noch viel vortheilhafter, zu einer gleichen Nachahmung sich werden anwenden lassen.

Wie die Sprachen und die Dichtkunst wird sie an den äußern Gegenständen die Klänge, die Handlungen, ihre Bewegung, Wirkung, kurz alle die Erscheinungen, die durch Töne und den abwechseln-

den Gebrauch verſchiedener Inſtrumente nachgeahmt werden können, herausheben.

Sie wird den Klang und Schall durch die entſprechendſten Töne, Bewegung durch richtiges Zeitmaaß, das Erheben eines Gegenſtandes durch hohe, ſein Sinken oder ſeine Niedrigkeit durch tiefe Töne nachbilden; auch die Entfernung wird ſie durch die Gegeneinanderſtellung jener beyden Tonarten ausdrücken; die Flucht durch gehaltene Töne, die in dem Maaße verklingen und ſchwächer werden, nachdem der Eindruck ſchwächer wird, den ein wirklicher, ſich von uns zurückziehender, Gegenſtand auf uns macht. Seine Annäherung kann durch eine ganz entgegengeſetzte Behandlung der Töne angedeutet werden. Die Heftigkeit eines Stromes, der Alles in ſeinem Laufe hinreißt, durch eine ſchnelle Folge von ſtarken mit einander verbundenen Tönen, welche die Bewegung jener Waſſermaſſe, die wie ein feſter Körper handelt, darſtellen; ein ſchwebendes Gewölk, das ſich erhebt, durch eine Melodie, die durch eine ſich gleichbleibende Harmonie durchgeführt wird; das aufgeregte Meer durch eine reißende Bewegung verbundener Töne, die den Wellen gleichen, welche ſich drängend einander folgen; der Schall des rollenden Donners durch eine diatoniſche Folge raſcher Töne, die von den hohen zu den tiefen, und von den tiefen zu den hohen Octaven übergehen; der Bliz, der ſchimmert, durch leichte melodiſche Gänge in den höhern Octaven, der Donnerſchlag

durch tiefe und stark angeschlagene Töne, beyde müssen plötzlich aus einer vollen und gehaltenen Harmonie hervorgehen.

Den Regen durch einzelne Töne, die von den hohen zu den tiefen Octaven in kleinen Intervallen herabsinken. Das Tempo wird hier das malen, was die Lateiner durch stillicidium (Heruntertröpfeln) so malerisch ausdrücken. Den ruhigen Lauf eines Baches durch die Wiederholung eines kurzen diatonischen Ganges, von sanften Instrumenten geführt, die durch einen einfachen Generalbaß begleitet werden. — Der Fluß, der seine Wellen mit großer Pracht und Schnelle dahinrollt, wird sich fast auf gleiche Weise, nur mit noch tiefern Tönen, stärkern und vollen Instrumenten und einem kräftig arbeitenden Baß, nachahmen lassen. — Den Aufgang der Sonne durch hohe Instrumente, die ein dem Gesang der Vögel ähnliches Getön hervorbringen. Die Frische des Morgens durch gefällige Takte und zarte Töne, und durch eine einfache und leichte Harmonie, die wir ohne Mühe fassen, und wodurch unsere Seele in eben dieselbe sanfte Empfindung versetzt wird, in welcher wir uns bey dem Anblick der aufwachenden Natur befinden. Die Erscheinung des immer heller werdenden Tages kann durch das stufenweise Verstärken (Crescendo) der Harmonie nachgeahmt werden; der Glanz des Tages durch glänzende Töne, und der Sonne majestätisches langsames Dahinwallen durch ein ernstes Tempo;

die Gewalt ihrer Stralen durch eine kräftige volle Harmonie, ihr Untergang durch das Abnehmen und ſucceſſive Verklingen der Töne; die Rückkehr der Heerden durch nachgeahmte Melodieen der Schäfergeſänge, die den Charakter der Sanftmuth und Einfalt an ſich tragen; das Schweigen der Nacht durch das Spiel ſanfter gedämpfter Inſtrumente, welche die Töne verſchleyern, wie die Natur es iſt; die Unſicherheit, das Herumgreifen eines Menſchen in der Finſterniß, durch abgeſtoßene ſchwankende Töne; eine Schlacht durch ein heftiges fortreißendes Taktmaaß (mouvemens), durch Anwendung der Kriegs-Muſik, ungeſtüme Veränderung der Tonart, viele eingeſtreute Diſſonanzen, und durch chromatiſche Melodieen, welche das ſchmerzliche Geſchrey der Verwundeten und Sterbenden ausdrücken; der Sieg, durch glänzende erhabene Melodieen, durch ſtarke männliche Töne ꝛc.

Ich will dieſe Aufzählung nicht weiter fortſetzen, ſie iſt zwar noch ſehr unvollſtändig, kann aber doch einige Ideen von den Hülfsmitteln angeben, welche die Tonkunſt hat, wahrnehmbare Gegenſtände nachzuahmen.

Man wird zwar ſagen, daß dieſe vorgegebene Nachahmung durchaus willkührlich, und das Werk einer Einbildungskraft iſt, die nur ſich ſelbſt angenehme Dichtungen ſchafft, und da noch Beziehungen und Aehnlichkeiten ſieht, wo es keine mehr giebt. Welche Aehnlichkeit könnte zwiſchen dem Aufgange

der Sonne, der Kühle des Morgens und allen Mitteln der Tonkunst statt finden?

Wir leugnen nicht, daß die Nachahmung, die wir der Tonkunst beylegen, Aehnlichkeiten oder vielmehr Analogieen — die schwache und entfernte Aehnlichkeiten sind — zwischen den Mitteln zur Nachahmung, und dem nachgeahmten Object, voraussetzt; aber diese Analogieen können nicht bestritten werden, und die Anwendung, die man von ihnen macht, beweist ihre Wahrheit. Man weiß sehr wohl, daß die Musik nicht kühl seyn kann, wie die Morgenluft, noch duftend, wie der Geruch der Erde, den sie beym Aufgang der Sonne aushaucht, wenn der Thau sie befeuchtet. Aber allerdings muß es etwas Gemeinsames geben, zwischen dem Eindruck, den ein schöner Sonnen-Aufgang auf uns macht, und der Empfindung, die wir bey einer gewissen Anwendung von Tönen in uns wahrnehmen, weil man es sich vorgenommen hat, den Aufgang der Sonne und die Kühle des Morgens durch die Musik darzustellen.

Für diese Analogie spricht ferner noch die Menge von Metaphern, die man in allen Sprachen anwendet, um die Erscheinungen und Wirkungen der Tonkunst auszudrücken.

Was ist eine Metapher? Es ist ein gewisser Ausdruck, der die Eindrücke, die ein Gegenstand auf einen unsrer Sinne gemacht hat, so darstellt, daß dadurch auch Eindrücke abgebildet wer-

den, die einem andern Organ zukommen. Wenn man ſagt: ein kalter und ſchimmernder Ton, ſo hat man dieſe Ausdrücke von dem Sinne des Gefühls und des Auges entlehnt; denn ſtreng genommen giebt es nichts Kaltes als für das Gefühl, und nichts Schimmerndes als was man ſieht, und doch ſind dieſe Ausdrücke in alle Sprachen aufgenommen, und in keiner zweydeutig. Woher kommt dieß? Daher, weil es eine Analogie, eine Aehnlichkeit und ein gewiſſes Verhältniß zwiſchen den drey Arten von Eindrücken giebt, die wir durch die Berührung eines kalten Körpers, durch den Anblick eines glänzenden Gegenſtandes, und durch das Hören eines Tones, den wir kalt oder glänzend nennen, erlangen. Worin beſteht dieſe Analogie? Vielleicht daß in dem reitzbarſten Theil unſers Innern diejenigen Fibern, welche die drey Arten von Eindrücken empfangen, genau an einander gränzen, ſich ihre Schwingungen gegenſeitig mittheilen, und ſich in einen gemeinſamen Mittelpunkt verſenken. Doch man kann ſich in metaphyſiſchen Vermuthungen über dieſen zarten Gegenſtand erſchöpfen, ohne Etwas Befriedigendes zu finden, aber das Factum ſelbſt kann nicht geleugnet werden; nämlich: die Anwendung dieſer Art von Metapher in allen Sprachen, und die Wirklichkeit der Analogie, welche durch jene Anwendung vorausgeſetzt wird.

Vermöge dieſer, — um es beyläufig zu ſagen, da hier nicht der Ort zu ſolchen Betrachtungen iſt, —

gegenseitigen Beziehung verschiedener Organe, wird die Musik berechtiget durch Töne zu malen, die, indem sie nur den Sinn des Gehörs zu afficiren scheinen, doch noch auf andere Sinnen Eindrücke hervorbringen. Daher ist die Tonkunst gröſtentheils eine metaphorische Sprache. Um Gegenstände zu malen, stützt sie sich auf die Analogie, welche zwischen den Eindrücken auf verschiedene Organe statt findet. Z. B. der Schall und die Bewegung, für Aug und Ohr wahrnehmbar, entsprechen sich gegenseitig und finden sich in den äußern Gegenständen oft vereint. Die Tonkunst benutzt diese Vereinigung, und wenn sie einen Gegenstand nicht durch die Veränderung des Tons malen kann, so ahmt sie ihn durch das Zeitmaaß nach, oder sie vereint oft beyde Mittel der Darstellung, da sie sich gegenseitig unterstützen können.

Das Beyspiel jener dunkeln Analogieen, welche die Menschen bey der Bildung der Sprache geleitet haben, zeigt es deutlich, wie die Musik sich jener Analogie, die wir angezeigt haben, bedienen kann; denn warum sollten die Menschen in der Musik, da sie doch auch eine Sprache ist, sich schwerer befriedigen lassen? Kann man nicht ohne alles Bedenken behaupten, daß in eben dem Grade, als die Musik mehr als die wirkliche Sprache das Werk der Kunst ist, sie auch mehr Sprache der Convention seyn darf, und sich mit einem geringern Grad von Aehnlichkeit hat begnügen müssen; schwächer

als die Natur mußte ſie alle die Stützen auffaſſen, die ſie auf ihrer Bahn antraf.

Noch muß man bemerken, wie auch kleine Gründe für eine Sache entſcheiden, wenn man keine ſtärkern dafür hat.

Man ſehe nur einen Fußweg, der über eine Wieſe ſich hinzieht. Alle die Windungen, die man an ihm wahrnimmt, können das Werk des Zufalls ſcheinen, und doch giebt es keine, die nicht durch Urſachen herbey geführt wurde. Eine kleine Erhöhung, ein Gras-Fleckchen, das man im dunkeln Gefühl vermeiden wollte, ein entfernter Gegenſtand, auf welchen man ſeinen Gang, ohne daran zu denken, hinrichtete, alle dieſe Umſtände haben die erſten Schritte bald mehr rechts oder links geleitet; dieſer erſtern kaum wahrnehmbaren Spur ſind mehrere gefolget und der Pfad iſt gebildet.

Wie hier, ſo haben auch entfernte Beziehungen, ſchwache Analogieen, unbemerkt die Bemühungen des Menſchen geleitet, als er es ſich vornahm, die Natur durch Muſik wie durch Sprache zu malen.

Wenn es mir erlaubt iſt, noch eine andere und tiefer aus der Metaphyſik abgeleitete Erklärung dieſer Erſcheinung zu geben, ſo würde ich mich auf die Fähigkeit berufen, mit welcher Ideen und Eindrücke ſelbſt bey den unbedeutendſten Dingen ſich mit einander verbinden. Ein auffallendes Beyſpiel dieſer Fähigkeit bietet uns die Verknüpfung der Ideen mit den Worten an, ſelbſt dann, wenn die Worte

nicht jene maleriſche Aehnlichkeit beſitzen, von welcher wir eben geſprochen haben, und zeigten, daß durch ſie die Sprachen eine Art von Nachahmung bilden können. Man ſieht eine lange Reihe von Eindrücken und Ideen durch ein unſichtbares Band an eine kleine Zahl von Sylben geknüpft, die man nur ausſprechen darf, und jene Ideen ſtellen ſich wieder dar. Nur eines Wortes bedarf es, daß man in demſelben Augenblick hört, wo man eine neue Idee ſich erwirbt, oder irgend einen Eindruck erfährt, und zwiſchen dem Wort und der Idee iſt eine unzerreißbare Verbindung geſchloſſen. Das Wort Häßlichkeit wird in einem jeden die Idee von etwas Unangenehmen hervorrufen, der dieſe Sylben zuerſt hörte, als man ihm zugleich einen unangenehmen Gegenſtand zeigte.

Durch dieſe Ideen-Aſſociation wird aber auch die Tonkunſt unterſtützet. Es iſt genug, daß man uns einen von den Tönen hören läßt, welche ein Gegenſtand in der Natur hervorbringt, oder daß man ſeine Bewegung, kurz, irgend eine von den Eigenthümlichkeiten, die ihn begleiten, darſtellt, und ſchnell werden alle die Eindrücke wieder erwachen, die ſeine Gegenwart auf unſere Sinne und auf unſere Einbildungskraft hervorgebracht hat, und wir werden die ganze Kraft jener Darſtellung empfinden, welche wir der Muſik beylegen. Man ſieht daß dieſe Bemerkung ſich durch viele Beyſpiele be-

ſtätigen läßt, aber unſere Leſer werden ſich dieſe leicht ſelbſt anführen können.

Was ich noch über dieſe Analogieen zu ſagen habe, will ich mit folgender Bemerkung endigen: daß durch die Werke der größten Tonkünſtler die Wirklichkeit jener Nachahmung für alle die hinlänglich bewieſen iſt, welche dasjenige Mittel anwenden wollen, was ich ſelbſt angewendet habe.

Man darf nur in den Werken des Pergoleſe, Terradella, Galuppi, Jomelli und Haſſe auf diejenigen Partieen achten, wo ſie einen wirklichen Gegenſtand haben malen wollen, und man wird unter ihren Compoſitionen eine gewiſſe Aehnlichkeit finden, dieſe mag nun im Takt, Rhythmus, oder den Intervallen, oder in der Tonart vorhanden ſeyn. Das Dal torrente che rovina — Destrier che all' armi usato — Fiumicel che s' ode a pena — Vo solcando un mar crudele — haben die verſchiedenſten Componiſten in Muſik geſetzt, und bey allen finden ſich auffallende Aehnlichkeiten, ohne daß einer den andern kopirt hätte. Wie aber hätten alle dieſe Componiſten eben dieſelbe, oder wenigſtens eine nahe an einander gränzende Bahn betreten können, wenn ſie nicht durch gleiche Analogieen, deren Wahrheit wir begründen wollen, wären geleitet worden?

Jetzt wollen wir zu dem Ausdruck der Leidenſchaften und der verſchiedenen Gemüthsbewegungen

übergehen, und die Mittel unterſuchen, durch welche die Tonkunſt auch hier nachahmen kann.

Alle Leidenſchaften und Gefühle des Herzens haben ihre natürliche Declamation (Sprache). Ich verſtehe unter natürlicher Declamation; Erſtens: den Ausdruck großer Leidenſchaften, die ſich entweder durch unartikulirte Klänge, wie durch Geſchrey, Seufzen, Schluchzen; oder auch durch Worte äußern, die keine fortlaufende Rede bilden, wie durch Interjectionen.

Zweytens: die Veränderung der Stimme in einer fortgehenden Rede, wenn durch ſie ſtarke Leidenſchaften oder Empfindungen des Herzens ſollen ausgedrückt werden.

Ich nenne dieſe Declamation eine natürliche, um ſie von der oratoriſchen und theatraliſchen zu unterſcheiden, welche ſelbſt wieder auf die Ausbrüche großer Leidenſchaften und auf ſolche Töne, welche der Sprachgebrauch an gewiſſe Worte knüpft, gegründet iſt; daher ſage ich, daß die natürliche Declamation das Muſter iſt, welches die nachahmende Tonkunſt kopirt.

Da das Organ der Stimme eins der kräftigſten Mittel iſt, welches die Natur dem Menſchen gab, um ſeine Ideen und Empfindungen auszudrücken, ſo iſt es natürlich, daß auch die Muſik ſich deſſelben bedient, und von ihm ihren Ausdruck entlehnt. Sie wird daher aus der natürlichen De-

clamation die beſtimmteſten Töne herausheben, mit Kunſt benutzen, ſie wird ſie bearbeiten, um ihre Wirkung zu erhöhen, ſie wird ſie durch Contraſte — dieß große Hülfsmittel in den Künſten — eindringender machen, ſie öfter zurückführen, ſtärker ausſprechen; ſie wird endlich uns länger mit ihnen beſchäftigen, und durch dieß Mittel die tiefen und ſtarken Eindrücke in uns hervorbringen, die ein jedes Herz voll Gefühl ſchon empfunden hat, und die nur der verkennen kann, der es nicht würdig iſt ſie zu empfinden.

Vorzüglich wird die Tonkunſt in der Nachahmung des leidenſchaftlichen Ausdrucks als Siegerinn erſcheinen; auf dieſem Gebiet wird man ihr die Fähigkeit zu malen und darzuſtellen nicht abſprechen können. Sie wird ſich zu einer kraftvollen Sprache erheben, und das Mittel zwiſchen einer weitſchweifigen Rede und dem dumpfen oder wilden Geſchrey der Leidenſchaften bilden. Der Componiſt wird den Ausruf der Natur wie der Schauſpieler auffaſſen, aber er wird ihn kräftiger ausſprechen, und der verſtändige Sänger wird die Kraft der Compoſition noch dadurch erhöhen, daß er die Schönheit ſeines Organs als ein gut berechnetes Opfer der Wahrheit des Ausdrucks darbringt. Die reinſte und glänzendſte Stimme wird eine düſtre und ſanfte Farbe annehmen, und durch einen Zauber, der nur der Tonkunſt eigen iſt, werden wir das zärtliche ſchmerz-

volle Seufzen durch einen melodiſchen Geſang hindurch tönen hören.

Doch nicht auf das Organ der Stimme allein wird ſich die Fähigkeit, den Ausdruck der Leidenſchaften nachzuahmen, einſchränken laſſen; auch die Inſtrumente ſind dazu geeignet, und einige, vorzüglich unter Behandlung eines fühlenden Künſtlers, ſind es im hohen Grade. Wenn man eine Menge von Inſtrumenten, davon jedes ſeinen ihm eigenen Ton und Ausdruck hat, abwechſelnd, ſchicklich und ſo mit einander verbunden, daß ſie ſich gegenſeitig unterſtützen, benutzt, ſo werden Leidenſchaften und Empfindungen gewiß ſo wahr durch ſie dargeſtellt erſcheinen, daß wir ſie wieder erkennen; aber auch ſo zart, daß uns das Verdienſt und Vergnügen übrig bleibt, ſie geahnet zu haben. Die Inſtrumental-Muſik iſt, wie viele orientaliſche Sprachen, eine Sprache ohne Vokale; wenn ſie der Geſang begleitet, ſind die Vokale darunter geſetzt.

Dieſe Vereinigung der natürlichen Declamation mit dem Geſang kann nicht durch Worte ausgedrückt werden; der Componiſt, der Sänger ſelbſt kann nicht angeben, worin ſie beſteht. Ein dunkles aber ſicheres Gefühl leitet beyde: den einen, Melodieen zu wählen, die den Tönen der Leidenſchaft ähnlich ſind; den andern, dieſe Melodieen mit Empfindung vorzutragen. Aber es iſt unmöglich ihnen die Bahn vorzuzeichnen, welche beyde, Sänger und

Componiſt, betreten ſollen; ja vielleicht iſt es ſogar unmöglich, dieſe wieder zu erkennen, wenn ſie dieſelbe gewandelt haben. Es iſt einzig die Kunſt dieſer, wenigſtens für uns Andere, glücklich organiſirter Menſchen, welche von dem tiefen Gefühl, welches andern ſchlecht organiſirten ganz fehlt, ein doppeltes Maas empfangen haben. Ja jene Vereinigung iſt einzig die Kunſt großer Componiſten und großer Sänger.

Außer den ſtarken Erſchütterungen der Leidenſchaften wird die Muſik durch die Nachahmung der natürlichen Declamation noch gewiſſe andere Empfindungen des menſchlichen Herzens, die ſich nicht in ſo beſtimmten und ſtarken Tönen äußern, ausſprechen können, zu welchen Empfindungen wir die Schwermuth, Sehnſucht, Hoffnung, Liebe, Haß, Verachtung, Neid ꝛc. rechnen. Auch hier wird der Ausdruck dieſer Empfindungen nur dadurch möglich ſeyn, daß der natürliche Ausdruck derſelben nachgeahmt wird, welchen die Rede in jeder Sprache annimmt, wenn ſie irgend eine Empfindung äußern will. Die Muſik wird alſo den Ton nachahmen, der in der Stimme des Haſſes, der Verachtung, Zärtlichkeit und des Schmerzes liegt; ſie wird die Veränderungen in der Stimme des Spottens, wie das Geſchrey der Verzweiflung darſtellen; ſie wird die Unruhe des Geizigen, ſeinen argwöhniſchen ſchleichenden Gang malen; die verdrüßliche Laune eines läſtigen Alten, die Raſchheit und den Muthwillen

eines Jünglings, die Naivetät eines Mädchens, die Vorwürfe eines eifersüchtigen Liebhabers, die angenommene Kälte der Geliebten, das Schmollen, durch welches die wahre Empfindung hindurch schimmert, das zarte Kosen der versöhnten Liebe; mit einem Wort, sie wird mit gleicher Wahrheit und Erfolg komisch seyn, wie wir sie tragisch gesehen haben, und vielleicht daß dieß neue Gebiet fruchtbarer und umfassender für die Tonkunst ist als jenes, wo große Empfindungen, große Leidenschaften ihr Stoff sind.

Wenn wir aber den Ausdruck der Gefühle durch die Musik in die nachgeahmte natürliche Declamation setzen, so müssen wir einem Einwurf begegnen, den man dagegen machen könnte, indem man sagt: Wenn die Declamation willkührlich ist, wenn irgend eine Veränderung der Stimme oder des Tons, der bey uns eine bestimmte Empfindung ausdrückt, bey einer andern Nation zum Ausdruck einer ganz entgegengesetzten Empfindung kann angewendet werden, wie wird man die Darstellung der Musik gänzlich auf die Nachahmung der natürlichen Declamation und auf den Ausdruck der wirklichen Sprache gründen können?

Darauf antworte ich:

Erstens. Wenn man auch zugiebt, daß die rohe Sprache des Gefühls (natürliche Declamation) in ihrem Ursprung willkührlich ist, so ist sie doch durch den Gebrauch, den alle Sprachen und alle Nationen

von ihr machen, fixirt und begründet, ſo daß ſie die Muſik wohl zum Vorbild nehmen kann, und was auch für ein Unterſchied ſich finden möchte, der Componiſt darf darauf keine Rückſicht nehmen. Sobald er die Töne der wirklichen Sprache nachahmt, iſt ſeine Darſtellung wahr, weil ihr ein feſter Maaßſtab, womit ſie verglichen werden kann, zum Grunde liegt; ſie iſt eben ſo wahr, wie unſere Schlüſſe es ſind, die wir nach Vorausſetzungen machen, wo die Facta noch fehlen.

Und wenn auch der Unterſchied in dem natürlichen Ausdruck einer und derſelben Leidenſchaften bey den verſchiedenen Völkern größer wäre, als er es wirklich iſt, ſo würde die Muſik doch, indem ſie den nationellen Ausdruck copirte, eine ſehr wahre Darſtellung anbieten, weil ſie alle die Ideen und Empfindungen zurückrufen würde, welche unter einem jeden Volk diejenigen Worte ebenfalls zurückbringen, an welche gewiſſe Empfindungen und Ideen geknüpft ſind.

Zweytens iſt es falſch, daß diejenige Declamation, welche wir eine natürliche genannt haben, willkührlich iſt; ſie hängt von gewiſſen phyſiſchen Urſachen ab, deren Wirkungen, wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade, beſtimmt ſind. Die Leidenſchaften gleichen ſich bey allen Menſchen, und um ſie zu äußern, bedarf es nur ähnlicher Organe, z. B. der Stimme, der Mienen. Indem die Leidenſchaft ſich deſſelben Organs bedient, modificirt ſie

ſich auf gleiche, mindeſtens wenig verſchiedene, Art bey allen Menſchen in allen Nationen.

Die Modification, welche das Organ erleidet, indem ſie ſelbſt ein Werk der Leidenſchaft iſt, muß dieſer letztern analog ſeyn. Es giebt eine Aehnlichkeit zwiſchen dem Schmerz und der Stimme des Schmerzes, die ſo wenig willkührlich iſt, als diejenige, die zwiſchen der Drohung und der Miene des Drohenden, dem Flehen und der Stellung des Flehenden ſtatt findet.

Der natürliche Ausdruck der Gefühle bey den Chineſen, oder, um nicht ſo weit zu gehen, bey den Engländern, iſt nicht der unſrige, aber der Unterſchied iſt gering; weder der Chineſe, noch der Engländer drücken den dumpfen Schmerz durch ein lautes Geſchrey aus, noch erhebt ſich ihre Stimme, um die Traurigkeit auszuſprechen; und wiederum iſt ihre Declamation nicht dumpf noch ſchleppend, wenn ſie die Empfindung der Freude ausdrücken wollen. Dieſelbe Aehnlichkeit kann man auch im mündlichen Vortrag in allen Sprachen wahrnehmen, wo es darauf ankommt, Empfindungen durch minder beſtimmte Töne auszudrücken, als Schmerz und Verzweiflung gebrauchen, wie dieß bey der Empfindung der Zärtlichkeit, Verachtung, Ironie ꝛc. geſchieht. Endlich iſt der natürliche Ausdruck eines jeden Gefühls in einen gewiſſen Raum beſchränkt, aus welchem er nicht heraustritt, und alle Töne deſſelben mit ihren verſchiedenen Combinationen ſind

in diese Gränzen eingeschlossen, und bilden das Muster, nach welchem die musikalische Nachahmung arbeitet.

Doch ich gehe weiter und behaupte: daß die Wahrheit dieser musikalischen Darstellung der menschlichen Leidenschaften und Empfindungen eben so, wie die Nachahmung der physischen Gegenstände, sich auf gewisse Verhältnisse und Analogieen gründet, in welchen die Töne und ihr Zeitmaaß zu den Empfindungen stehen, welche die Musik ausdrücken will.

Die Analogieen, welche wir schon oben zwischen den physischen Gegenständen und den Mitteln der Musik wahrgenommen haben, können uns auf diejenigen hinführen, die hier zu gebrauchen sind.

Es ist in der That schwer, ganz bestimmt anzugeben, worin diese Mittel bestehen; aber es ist genug, daß sie da sind, und daß man sie in den Wirkungen erkennt, welche die Musik hervorbringt. Ich will nur einige hier anführen, die uns berechtigen, mehrere andere anzunehmen, die wir hier nicht anzeigen können.

Es giebt ein Verhältniß zwischen den abgebrochenen erstickten Tönen und der Beengung des Herzens, welche wir im Kummer und im Gefühl der Angst bey uns empfinden.

Es giebt ein Verhältniß zwischen einem gewissen Tempo in der Musik und der innern Unruhe,

welche Leidenschaften verursachen; zwischen einem langsamen Tempo und der Schwermuth.

Es giebt eine Aehnlichkeit zwischen einem gemäßigten Andante und der Heiterkeit des Geistes, zwischen einem lebhaften Tempo und der Fröhlichkeit, und eben so wieder zwischen einer langsamen Melodie und der Betrübniß.

Es findet sich eine Beziehung zwischen dem Gang chromatischer Melodieen und dem Gefühl des Schmerzes, selbst wenn er stumm ist. — Eben so wird sich die harte Tonart zur Fröhlichkeit, und die weiche zur Schwermuth verhalten.

Ein gleiches Verhältniß zeigt sich zwischen gewissen Intervallen, so wie z. B. der kleinen Terz, der kleinen Sext aufwärts gerechnet, der untern Quart und falschen Quinte, und den sanften Empfindungen, und zwischen der großen Terz, Quinte, großen Sext, aufwärts gerechnet, und den festen bestimmten Empfindungen.

Die Töne, aus welchen diese Intervallen bestehen, bilden, wenn man sie zusammen anschlägt, Harmonieen, welche ähnliche Analogieen in sich enthalten, oder von ihnen abweichen, je nachdem die Natur der Intervallen beschaffen ist.

Ich kann nicht oft genug wiederholen, daß diese Beobachtungen nur sehr unvollendet sind, daß einige mehr Schicklichkeit, andere mehr Bestimmung und Einschränkung fordern; den Tonkünstlern kommt es zu, sie zu bekräftigen oder anzugreifen;

aber es iſt genug, daß ihnen Wahrheit zum Grunde liegt, und dieß, glaube ich, wird man nicht bezweifeln können. Ich bin überzeugt, daß alle Componiſten, vielleicht ohne daß ſie es wahrnahmen, ſich von ähnlichen Beziehungen leiten ließen, und wenn dieß iſt, ſo ſind im Ganzen meine Bemerkungen wahr, was man auch gegen einzelne ſagen könnte. Mit Recht ſchließen wir alſo, daß die Muſik phyſiſche Gegenſtände und ihre verſchiedene Thätigkeit, ferner die Leidenſchaften, ja ſelbſt gewiſſe Empfindungen der Seele malen kann, die ſich dieſer Nachahmung zu entziehen ſcheinen.

Noch bleibt mir übrig, auf einen allgemeinen Einwurf zu antworten, der darauf abzweckt, die von mir aufgeſtellten Grundſätze umzuſtoßen, der indeß, einmal richtig widerlegt, ſie nur befeſtigen wird.

Die Aehnlichkeit, welche die Tonkunſt beabſichtiget, wenn ſie es unternimmt, phyſiſche Gegenſtände oder Empfindungen des Herzens zu malen, iſt unſtreitig unvollkommen. Der Schall, den phyſiſche Gegenſtände hervorbringen, ihre Bewegung, Wirkung, ſelbſt der Ausbruch der Leidenſchaften und der Ausdruck in der wirklichen Sprache wird von der Muſik nur ſo ſchwankend nachgeahmt, daß man ihr Gemälde nicht als ein Portrait anſehen kann. Der Ton einer Stimme oder Violine, ſo zart er auch ſey, gleicht nie dem Geſang der Nachtigall, noch die rauſchendſte Muſik einer Bataille

oder einem Sturm und reißendem Strom. Selbst der Ausdruck großer Leidenschaften, und mehr noch die natürliche Sprache aller andern Empfindungen, kann durch die Intervallen der Musik nicht treu wieder gegeben werden. Die Töne der wirklichen Sprache kann das Ohr des Componisten nicht abwiegen, noch durch eine Singstimme oder Instrument ausführen, da sie keinem Takt und Tempo unterworfen sind. Takt und rhythmische Abschnitte vertragen sich in keinem Fall mit der Heftigkeit und dem Ungestüm der Leidenschaften und mit den schwankenden oder freyen Neigungen des menschlichen Herzens; aber bey einer so bedeutenden Abweichung des Originals von dem seynsollenden Gemälde: was wird nun aus der Nachahmung und Darstellung der Musik?

Dieser Einwurf gründet sich auf eine falsche Idee von dem, was Nachahmung in den Künsten seyn soll; man fordert darin eine zu bestimmte Genauigkeit.

Man würde es leichter zugeben, daß die Tonkunst sowohl physische Gegenstände, als Leidenschaften darstellt und nachahmt, wenn man sich vorher überzeugt hätte, daß hier die Nachahmung weder vollständig, noch ganz streng seyn darf, daß sie sogar unvollkommen und in einer Rücksicht von der Natur verschieden seyn kann, ohne daß sie dadurch einen Theil ihrer Rechte und das Vermögen verliert,

diejenigen Eindrücke in uns hervorzubringen, welche ſie hervorbringen will.

Dieß iſt's, was ich jetzt zu beweiſen gedenke, und ich hoffe, daß das, was ich darüber ſagen werde, nicht nur hinreichen wird, den eben angeführten Vorwurf zu entkräften; ſondern daß damit auch viele andere Fragen, die man ſeit einiger Zeit in der Theorie der ſchönen Künſte aufgeworfen hat, ſich werden beſeitigen laſſen.

Die Nachahmung in allen Künſten ſoll die Natur verſchönern, das heißt: der Seele mehr Vergnügen geben, als die Wahrheit ſelbſt. Nicht Wahrheit, ſondern eine verſchönerte Aehnlichkeit fordern wir von den Künſten; und um uns mehr zu geben, als die Natur giebt, zu dem Zweck wollen die Künſte nachahmen.

Alle Künſte machen eine Art von Vertrag zwiſchen der Seele und dem Sinn, welchen ſie afficiren, und fordern, vermöge dieſes Vertrages, gewiſſe Freyheiten, und verſprechen dafür größere Vergnügungen, als ſie ohne dieſe glückliche Freyheit nicht geben würden.

Die Poeſie fordert in Verſen, Bildern und in einem höhern als gewöhnlichen Ton reden zu dürfen.

Die Malerey bedingt ſich, den Ton der Farbe erhöhen, ihre Modelle verbeſſern, ihrer Nachahmung Adel, Anmuth und Feinheit, mit einem Wort, Schönheiten geben zu dürfen, welche die

Gegenſtände ſelbſt nicht haben. Bis auf die Schreibekunſt giebt es keine, welche nicht dieſe Freyheit kennte und anzuwenden wüßte, und ob man dadurch auch von der ſtrengſten Wahrheit ſich entfernt, und die Beſtimmtheit und Richtigkeit den Bildern und der Harmonie aufopfert, ſo geſchieht dieß doch nur um ein erhöhteres Vergnügen zu geben.

Die Tonkunſt bedient ſich gleicher Freyheiten; ſie fordert, ihre Gänge cadenciren, ihre Perioden runden und die Töne durch eine Begleitung verſtärken zu dürfen, die man in der Natur nicht findet. Dieß ſchwächt unſtreitig die Wahrheit der Nachahmung, aber vermehrt zu gleicher Zeit auch ihre Schönheit, und giebt der Copie einen Reiz, welchen die Natur dem Original verweigert hat.

Homer, Guido und Pergoleſe erregen in des Menſchen Gemüth angenehme Gefühle, welche die Natur allein nie hervorgebracht hätte, und doch ſind ſie Meiſter der Kunſt; die Kunſt alſo beſteht darin, uns mehr zu geben als die Natur.

Man findet in der Natur nicht taktmäßige Arien, durchgeführte Melodieen und Begleitungen, die dieſen Melodieen untergeordnet ſind; aber man findet in ihr auch keinen Vers des Virgils, keinen Apollo von Belvedere. Die Kunſt kann daher die Natur erhöhen, oder ſie ausſchmücken, um ſie zu verſchönern.

Nichts ähnelt dem Geſang der Nachtigall ſo ſehr als die Töne der kleinen Schalmey, welche die Kinder mit Waſſer füllen, dann hineinblaſen und zwitſchern. Aber welch Vergnügen macht uns dieſe Nachahmung? Keines, oder höchſtens das der Ueberraſchung. Aber wenn man dann eine gefällige Stimme in einer angenehmen Symphonie, wenn auch weniger treu dem Geſang der Nachtigall, hört, ſo wird Seel und Ohr davon entzückt. Ein Beweis, daß die Muſik in etwas Größerm, als in der genauen Nachbildung der Natur beſtehe.

Aber warum begnüge ich mich hier, die Muſik, die den Geſang der Nachtigall nachahmt, mit einer treuern Darſtellung deſſelben zu vergleichen? Ich wage es zu ſagen, daß die Tonkunſt ſogar ihr Vorbild in der Natur übertrift, und daß es ein viel größeres Vergnügen gewährt, die Muſik jener Worte zu hören: Se perde l' assignuolo il caro amato bene etc. wenn ſie in einer lieblichen Melodie durch eine ſanfte helle Stimme vorgetragen werden, als die Nachtigallen-Töne eines ganzen Hains. Ich weiß ſehr wohl, daß eine gefühlvolle, vorzüglich liebende Seele, in einer ſchönen Nacht, gern dem Geſang der Nachtigall lauſcht, und daß ſie in der tiefen Einſamkeit, in dem Schweigen der ganzen Natur, in der Entfernung von allen Eindrücken eine ſtärkere und tiefere Rührung empfinden kann, als ſelbſt die angenehmſte Muſik ihr darbieten könnte; aber dann iſt's die Vereinigung einer Menge

anderer Empfindungen und Umgebungen, die jene Wirkungen hervorbringen, und nicht der Gesang der Nachtigall allein.

Wenn man jetzt nach den Mitteln fragt, welche die Künste, indem sie von der strengen Nachahmung sich entfernen, anzuwenden haben, um die Natur zu verschönern, so werden mehrere unsere Aufmerksamkeit verdienen.

Das Erste ist: die Wahl einzelner Züge. Es giebt Augenblicke, wo die bloße Natur all den Reiz hat, den die Nachahmung nur haben kann, und dann ist das Beste, was wir thun können, treu zu kopiren; aber diese Augenblicke sind selten und vorübergehend. Irgend eine Mutter oder Liebende klagt in so zärtlichen Tönen, daß die Musik gewiß sehr rührend seyn würde, die sich begnügte, diese Klänge aufzufassen und zu wiederholen; aber nicht aus allen Müttern spricht eine so schöne Natur, und selbst wo sie es thut, dauert ihre Schönheit nur einen Augenblick. Die wirkliche Berenice schrie vielleicht laut auf, und überließ sich Bewegungen, die dem Auge oder Ohr wohl gar unangenehm waren. Die Musik wählt den schönsten Ausdruck des Schmerzes, und indem sie alles vermeidet, was die Sinne beleidigen könnte, wird sie die Natur verschönern und uns größeres Vergnügen gewähren.

Das zweyte Mittel, wodurch die Kunst, wenn sie für Wahrheit Nachahmung giebt, unser Vergnügen erhöhen kann, liegt in dem Recht, was sie

beſitzt, auf einmal und an einem Gegenſtande eine Menge angenehmer Züge und einzelner Schönheiten darzuſtellen, die in der Natur nie ſo vereint erſcheinen. Jeder ſchöne Zug an der Mediciſchen Venus findet ſich einzeln in der Natur, das Ganze nie. Eben ſo enthält eine rührende Melodie eine Sammlung vieler einzelner Töne, die aus gefühlvollen Herzen erklangen. Der Bildhauer und der Tonkünſtler vereinigen dieſe zerſtreuten Züge und geben uns ein angenehmes Gefühl, welches Wahrheit und Natur nie würde gegeben haben.

Aber drittens beſteht das größte Vergnügen, welches eine nicht zu ſclaviſche Nachahmung der Natur darbietet, in der Reflexion über die ſcharfſinnige Kunſt, die Alles aufbietet, um uns zu täuſchen; wohl iſt dieß ein gemiſchtes, aber ſehr lebhaftes Vergnügen, ohne welches der größte Reiz der Nachahmung zerſtört iſt, und das verſchwindet, ſobald man die Nachahmung für die Natur nimmt, oder die Täuſchung vollkommen iſt.

Man denke ſich eine Venus von Medicis mit ſo wahren lebendigen Farben gemalt, daß eine unbezwingbare Täuſchung ſtatt findet; ſo wird uns dieſe ſchöne Geſtalt nicht mehr eben das Vergnügen machen, welches wir empfanden, ſo lange wir in ihr ein Werk der Kunſt ſahen; ich ſage: nicht mehr das aeſthetiſche Vergnügen; denn ich zweifle nicht, daß man nicht ebenfalls in dem vorausge-

ſetzten Fall ein ſehr lebhaftes Wohlgefallen empfinden ſollte, nur gehört dieß zu einer Gattung, von welcher hier nicht die Rede iſt.

Die Capuziner von Bologna, dem heil. Michael in Boſco gegenüber, beſitzen einen heil. Franziscus von einem ſehr berühmten Künſtler, der ein ſehr ſchönes und meiſterhaft nach dem Leben colorirtes Bildhauerwerk iſt; man glaubt einen Capuziner vor ſich zu ſehen, und weiß eben doch dem Künſtler nicht großen Dank für die Täuſchung. Der Anblick dieſer Statue gewährt nicht ſo viel Vergnügen, als der eines Gemäldes ohne erhabene Arbeit, oder einer Statue ohne Colorit. Sobald zwey Künſte, wie Malerey und Bildhauerey, ſich vereinigen, und jede davon ihre Kräfte anwendet, um die Natur nachzuahmen, d. h. einen feſten und farbigten Körper feſt und colorirt nachzubilden, ſo ſchwindet das Verdienſt der Kunſt, weil zu viel und, vermöge der geſchehenen Vereinigung, zu täuſchende Mittel angewandt worden ſind; man ſieht dann nicht mehr die Nachahmung, aus dem Grunde, weil ſie zu weit getrieben iſt. Bey der Statue muß die Schönheit und Wahrheit der Stellung, der Umriſſe und des Faltenwurfs und des ganzen Ausdrucks gleichſam des Marmors und des Steins Leichenfarbe bekämpfen; wir müſſen dem Künſtler Dank dafür wiſſen, daß er uns nicht ganz und gar hat täuſchen wollen, und doch bis zu einem gewiſſen Grade glück-

lich getäuscht hat, ohnerachtet des Unterschiedes, den er zwischen seinem Werk und der Wirklichkeit bestehen läßt.

Meine Behauptung: die Täuschung müsse nicht vollkommen seyn, erfordert eine Erörterung; denn dem Anschein nach ist bey dem Anblick eines schönen Kunstgebildes der Augenblick doch der vergnügenreichste für uns, wo die Täuschung ihren höchsten Grad erlangt hat. Merope rührt uns nie stärker als dann, wenn wir in Wahrheit eine Mutter, die ihren Sohn verlieren soll, vor uns zu sehen glauben; und nie ergreifen uns Zairens Schönheiten mehr, als wenn diese anziehende Dichtung in unsern Augen das volle Ansehen der Wahrheit gewinnt.

Vielleicht läßt sich dieser scheinbare Widerspruch erklären, wenn man zwey verschiedene Zeitpunkte bey dem Eindruck, den Kunstwerke auf uns machen, annimmt: es muß einen Augenblick geben, wo wir nicht wissen, daß man uns täuscht, und einen, wo wir wissen, daß man uns getäuscht hat; einen Augenblick, wo wir die Natur zu sehen glauben, und einen andern, wo wir die Kunst gewahr werden, die flieht und sich verbirgt; aber, wie die Schäferin beym Virgil: Se cupit ante videri. Diese Augenblicke müssen wechselsweise und geschwind auf einander folgen, denn wenn man mir, nach dem dargebotenen Anblick einer Nachahmung,

die ich für eine Wirklichkeit genommen habe, erst, nachdem ich einige Stunden durch in dieser Täuschung geblieben bin, anzeigt, daß es weiter nichts als eine Nachahmung sey, so heißt das, mich zu spät belehren, und man hat mich zu lange getäuscht. Es ist vielleicht dieser, zwischen Täuschung und Enttäuschung (wofern man mir diesen hier passendsten Ausdruck gestatten will) unterhaltene Wechsel, dem wir die schönsten Genüsse, welche die Künste uns verschaffen, zu danken haben; er setzt zwey mächtige Kräfte der Seele, Empfindungs- und Denkvermögen in Thätigkeit; und was dabey bemerkenswerth ist, er beschränkt eine um die andere in ihrem Spielraum, woraus Mannichfaltigkeit und Contrast, reiche Quellen des Vergnügens für uns, entspringen.

Man glaube aber nicht, daß die Täuschung, so unterbrochen, um so schwächer in dem Augenblick wirke, wo sie ihre Kraft ausübt; im Gegentheil bin ich überzeugt, daß in diesem Kampf der Wahrheit gegen sie, die Täuschung neue Stärke zur Unterjochung unsrer Sinne und Einbildungskraft gewinnt. Sobald sie siegreich wiederkehrt, sind wir einverstanden mit ihr, und fliegen ihrer Herrschaft entgegen. Wir geben uns allen Bedingungen hin, entfernen Alles, was uns den Trug und die Irrthümer, die uns so angenehm sind, rauben könnte; und was ist der Kunst leichter, als uns zu betrügen, sobald

wir uns ſelbſt zu ihren Mitſchuldigen machen. Unſere Empfindung und Einbildungskraft, aufgeregt durch die Schönheit, den Reichthum und jene Art des künſtleriſchen Luxus, laſſen uns einer Täuſchung theilhaft werden, die, obgleich von kurzer Dauer, ſtärkere Eindrücke auf uns macht, als eine genauere Nachahmung, mit der länger währende Täuſchung verbunden wäre. Plutarch, im fünften Buch ſeiner Tiſchgeſpräche, entwickelt dieſe nämlichen Grundſätze ſo einleuchtend, daß ich mich nicht enthalten kann die Stelle hier auszuheben.

„Warum,“ fragt er, „ſehen und hören wir ſo gern Leute, die den Ergrimmten und Erboßten ſpielen, nicht aber ſolche, die es wirklich ſind? Darum, weil wir das künſtliche und ſinnreich Hervorgebrachte lieben. Wenn man einem Kinde ein bloßes Stück Brod, oder einen kleinen Hund, oder Ochſen aus Teig gemacht, zeigt, ſo wird es allemal nach dem Teigbilde zuerſt greifen. Eben ſo wird es, wenn man ihm unverarbeitetes Silber und irgend eine Thier-Figur aus Silber vorhält, ſicher dem letztern den Vorzug geben, weil ihm dabey das Gepräge der Kunſt ins Auge fällt. Wer in der That wüthet und tobt, zeigt nur gemeine und gewöhnliche Leidenſchaften; aber um dieſe darzuſtellen und nachzuahmen, dazu iſt ein beſonderes Geſchick und eine wohltreffende Fertigkeit erforderlich; deßwegen ergötzen wir uns am Anblick des einen, und wenden

uns vom Anblick des andern hinweg. Wir ſehen mit nichts weniger als angenehmen Empfindungen Sterbende und Kranke; dennoch erfüllt uns die Betrachtung eines Gemäldes des leidenden Philoktets, oder einer Statue der unglücklichen Jokaſte mit Vergnügen und Bewunderung. Bey Ergözzungen des Auges und Ohrs geht das Vergnügen nicht aus dem Sehen und Hören, ſondern aus dem Verſtande hervor; denn unſern Verſtand beluſtiget die Nachahmung als etwas ihm eigenes ꝛc.“ So weit Plutarch.

Ich habe geſagt, daß der Grundſatz: die Nachahmung müſſe nicht gänzlich und vollkommen ſeyn, für alle ſchöne Künſte paßt, und daß man ſich deſſelben bedienen könne, um viele, ſeit langer Zeit über dramatiſche Kunſt, Poeſie, Beredſamkeit u. ſ. w. aufgeworfene Streitfragen zu entſcheiden. Ich werde mir hier erlauben, ihn auf die dramatiſche Kunſt allein anzuwenden.

Man ſtreitet darüber, ob dramatiſche Werke in Verſen oder Proſa geſchrieben ſeyn ſollen, ob das Trauerſpiel in dem ſogenannten natürlichen Styl verfaßt ſeyn ſoll, ob ſelbſt die ſchönen Verſe Racines nicht der Wahrſcheinlichkeit ſchaden, ob die Begebenheiten, ſo wie ſie ſich ereigneten, dargeſtellt werden ſollen, ob man von den drey Einheiten ſich entfernen darf, ob die Declamation edel und geho-

ben, oder der gewöhnlichen Unterredung gemäß seyn soll?

Es scheint uns, daß diejenigen, welche darauf bestehen: Cäsar und Agamemnon sollen in Prosa reden und sich keiner andern Ausdrücke bedienen als solcher, deren sich der Grieche und Römer gegen seine Frau oder seinen Freund bediente, und daß Athalia oder Clytemnestra sich etwa wie jetzt eine Bürgers-Frau ausdrücken soll, oder höchstens wie eine Königinn, wenn sie mit ihrer Tochter oder ihrem Gemahl im Schlafgemach sich unterhält, kurz, daß alle die, welche keine theatralische Wahrscheinlichkeit, die von der wirklichen ganz verschieden ist, anerkennen, sich sehr verirren, indem sie eine vollendete Nachahmung fordern, die mit dem Genie und dem Reichthum der schönen Künste unverträglich ist.

Und in der That, warum wäre auch eine so strenge Nachahmung nöthig, wenn die Kunst selbst uns für die Wahrscheinlichkeit nachsichtig macht, und wenn diese freye Nachahmung, so unvollkommen sie auch seyn mag, sich eine eigene Wahrscheinlichkeit bildet; und so ist's auch. Diese Nebendinge, die man so ansieht, als ob sie von der Natur uns entfernen, (z. B. die Harmonie, Schönheit der Verse, die Würde der Declamation,) wenn sie lebhafte Eindrücke auf uns machen, so bringen sie in uns eine hinreichende Täuschung hervor, ohne daß

es einer kleinlichern Nachahmung bedarf, indem sie uns zugleich ein Vergnügen verschafft, welches eine genauere Copie nicht geben würde.

Lange Zeit hat man in Neapel Komödien aufgeführt, in denen die Wirklichkeit sclavisch copirt war. Der Ort des Schauplatzes glich nicht unsern Theatern mit gemalten Decorationen, er bestand in ein oder zwey wirklichen Häusern, einem Garten und einer Straße. In einem von diesen Häusern, deren Inneres man sehen konnte, war ein Liebhaber und seine Geliebte; ein Mann und seine Frau unterhielten sich; ein Kranker lag im Bette, während seine Tochter von einem Balkon ihrem Cicisbeo Zeichen gab; zehn, zwölf, ja dreyßig bis vierzig Personen waren zugleich auf der Schaubühne. Die einen spielten, die andern schwatzten; man erblickte das ganze Gewühl einer Hauswirthschaft; Bedienten, die kamen und gingen; einen Herrn, der Befehle gab; eine erwartete Person, die in ihrem Wagen mit allen ihren Leuten ankam; man aß, trank; mit einem Wort, es war keine Nachahmung, es war die Sache selbst. Ich weiß wohl, daß nach dieser Darstellung viele Leser und wohl manche Gelehrte sich diese Art von Schauspiel zurückwünschen werden; man könnte mir sogar die ungeheure Vorliebe entgegen stellen, welche die Neapolitaner für diese Komödien gehabt haben, aber ich werde immer behaupten, daß eine solche Gattung von Schauspie-

len nur bey einem Volk ſtatt finden kann, daß in Hinſicht der Kunſt noch in ſeiner Kindheit ſteht, daß einen Menander und Terenz vergeſſen, und nie einen Racine oder Moliere gehabt hat. Jene Schauſpiele ſind die Attellana der Alten; ſie unter uns wieder herzuſtellen, hieße Menſchen, die einer guten Tafel gewohnt ſind, auf die Speiſen des goldnen Zeitalters beſchränken.

Wie hat man je glauben können, daß die Kunſt etwas gewinnen werde, wenn man ſie ſo mit der Natur vermiſcht und ſclaviſch copirt; vernichten würde man ſie dadurch, nicht vervollkommnen. Wenn ich nichts anders ſehen will, als was auf der Straße oder in meinem Hauſe vorgeht, ſo habe ich nicht erſt nöthig das Schauſpiel zu beſuchen. Man ſagt mir, daß ein Drama der Wirklichkeit ganz entſpricht, und ich behaupte, es iſt eben darum tadelnswerth, denn nicht die Sache ſelbſt will ich ſehen, ſondern ihre Nachahmung.

Wir wollen nun zur Muſik zurückkehren, von welcher dieſe Digreſſion uns nur zum Schein entfernt hat, und aus allen bisherigen Bemerkungen den Schluß ziehen, daß auch die Tonkunſt, wie die andern ſchönen Künſte, ſich mit einer ſchwachen Nachahmung begnügen kann, und daß ſie dadurch nicht eine ſchwächere, ſondern eine feinere Darſtellung wird; daß ſie ſelbſt ſchwache Analogieen zu Mitteln der Nachahmung anwenden kann; daß

ihre Nachahmungen wahr genug, und ihre Portraite ähnlich genug ſeyn werden, auch wenn nicht jeder Zug ſclaviſch wiedergegeben iſt, denn ſie wird uns durch eine Menge vereinter ähnlicher Züge ſchadlos halten. Ja, wir können ſchließen, daß Nachahmung und Darſtellung der Tonkunſt wohl in einem eben ſo hohen Grade zukommt, als den andern Künſten, die über uns eine ſo große Gewalt ausüben, und unſere Sinne und Einbildungskraft in eine ſo ſüße Täuſchung wiegen können.

Morellet.

II.

Ein Jahr in Arkadien. Gotha, bey Ettinger 1805. 124 S. gr. 8.

Auch mit dem einfachen Titel:

KYΛΛHNION.

Kyllenion läßt den Eindruck einer üppigen, romantiſchen Landſchaft in uns zurück, welche alle Sinne und die ganze Phantaſie einnimmt und erfüllt. „Auch ich bin in Arkadien geweſen;“ in dieſe Empfindung concentriren ſich Anfangs alle andere, bis ſie der Urtheilskraft Platz machen, welche das Ganze wie das Einzelne dieſer reichen Scenerey ihrer Betrachtung unterwirft. Das Werk, eben ſo merkwürdig durch den Genius, von dem, als durch denjenigen, in dem es geſchrieben, iſt das Erzeugniß eines ſchön und frey und kühn ſpielenden Dilettantism, der, keiner fremden Regel unterthan, nur ſich ſelbſt Richtmaaß und Geſetz iſt, der, wenn er will, leicht und gefällig in einfach-ſchönen Formen darſtellt, aber, ſein Spiel mit dem Spiel treibend, das Gigantiſche und Groteske zu ihnen geſellt, und überall das Naive mit dem Sentimentalen, das

Antike mit dem Modernen, das Natürliche mit dem Romantiſchen, Simplicität mit Phöbus gattet. Ein feiner, ſinniger Geiſt ruht über der ganzen Anlage; die idylliſchen Einzelſcenen neigen ſich zu dem Romantiſchen und Myſtiſchen, in dem ſich zuletzt alles vereinigt. Die Entwicklung wird ſelbſt zur Verwicklung. Alles iſt drauf angelegt, uns nach Griechenland zu verſetzen; Arkadiens Natur wird uns mit ſtarken Zügen, mit brennenden Farben gemalt; ſeine Hirten und überhaupt ſeine Einwohner ſollen die alten, nur glänzender und herrlicher, ſeyn, mit ihren Gebräuchen und Sitten, auch mit ihrer griechiſchen Liebe. Die Sprache ſelbſt, mit den Sternen griechiſcher Worte ausgeſchmückt, wird aufgeboten, die Täuſchung zu vollenden. Und wenn hier dennoch der Leſer den griechiſchen Genius aus der Periode ſeiner höchſten Vollendung vermißt, ſo verſetze er ſich nur in das Zeitalter der ſchmuckreichen Erotiker und inſonderheit der Paſtoralien eines Longus, um unſern neuen Arkadier für einen Griechen gelten zu laſſen. Liebliche Lieder ſind in die Idyllien verflochten, die componirt und geſungen zu werden verdienen.

An der Spitze ſteht ein Akroſtichon, worin Karoline Ettinger von dem Sänger zu einem Flug in das Land der Dichtung und auf ſein Kyllene eingeladen wird. Das Werk ſelbſt wird am Anfang und am Schluſſe von zwey Sonetten Eros und Anteros eingefaßt, die auf den Inhalt myſtiſch

hindeuten. Zwölf Idyllien oder Scenen aus Arkadien, nach den griechiſchen Monaten genannt und auch noch mit beſondern Ueberſchriften verſehen, werden eingeleitet durch ein Propylaion und gehen aus in einen Opiſthodomos.

Das Propylaion, oder die Verheißungen, ſchildert ein glänzendes Winterfeſt auf dem Landhauſe der reichen Alcine unweit Mantinea, mit mehreren Gruppen von Greiſen und Jünglingen, Männern und Töchtern; Mädchen und Jünglinge, Liebende und Geliebte, Beglückte und Betrübte, ſpielen die Hauptrollen darin. Auf einmal tritt (beynahe die Stelle des griechiſchen Fatum vertretend) Alethophone, eine Theſſaliſche Demeteriſſa, wie ein Weſen aus der andern Welt mitten unter ſie, verlangt von Jedem die Reihe herum ſeine Lieblingsweiſe zu hören, lehrt und warnt Jeden durch Sprüche, die der Zukunft zuvoreilen und ſie leiſe andeuten.

In den nun beginnenden Idyllien treten die bey dem Feſt zugegen Geweſenen nach und nach wieder einzeln auf, und an ihnen geht allmählig in Erfüllung, was die Allwiſſende hatte ahnden laſſen. Letztere tritt lange in den Hintergrund zurück, bis ſie zuletzt wieder als eine wunderthätige Fee erſcheint.

Die erſte Idylle, die Jagd, ſchildert einen nächtlichen Dialog in der ländlichen Hütte des Xanthiskos, den ſein roher, prahleriſcher Bruder,

Barys beſucht. Ein Wolf läßt ſich in der Nähe der Hütte verſpüren, dem Barys nacheilt, über eine Pinienwurzel ſtolpert und mit blutiger Naſe in die Hütte zurückhinkt, ſich vermeſſend, er habe dem Wolf eine ſtarke Wunde beygebracht. Unter allen hat dieſe Idylle am wenigſten Anziehungskraft. Barys ſcheint nur bisweilen um des Contraſtes willen in dem Werke hingeſtellt zu ſeyn; man empfindet immer bey ſeinem Erſcheinen Widerwillen und Eckel.

Deſto lieblicher iſt das Ganze der folgenden Idylle, die Ueberraſchung. Schön iſt der Anfang von der vereinigten Kraft des Phöbos und Eros, die Natur zu beleben und zu durchglühen: „Phöbos zerſtreute mit jungem, kräftigem Strahle „die feuchten Dünſte des Winters, den unbändi„gen Zephyros an die akrokerauniſchen Schneegipfel „bannend, und Keime und Blätter und Blüthen „mit freundlichen Blicken und heißen, belebenden „Küſſen aus dem langen Winterſchlummer erwek„kend; aber ſchier war ſein goldener Köcher ver„ſchoſſen, und Eros, der Alleinherrſcher des Welt„alls, bot ihm mit ſchmeichelnder Hand ſeine un„fehlbaren Pfeile, — und ſo kam es, daß der Gott „des Lichts und der Wärme und des Lebens, nach „ſeinem langen Kampfe mit dem ſtarren, kalten „Winter, Gluth und ſchmachtende Sehnſucht und „verblendenden Rauſch in die Herzen der Pflanzen, „der Thiere und der Menſchen ausgießt, und ein

„heißes, gährendes Gift in dem Momente des Er„wachens jeden belebten Atom durchdringt. Auch „Arkadien blühte und glühte von Neuem. Die „Lüfte säuselten buhlend durch die zart bethauten „Wipfel; sehnend und seufzend wälzten sich Wellen „über Wellen, und der Schaum der Wasserfälle „verschlang gierig den glatten runden Kiesel der Un„tiefen. Philomele seufzte nur, sie sang nicht „mehr; und minne-gierige Turteltauben girrten „schmollend in den Kronen der Pinien über das „spröde Harren ihrer scheuen Gespielinnen, und „Schmetterlinge umkreisten gaukelnd ihre unstäten „Gefährten, bald über helle Veilchen, bald über „Adonis blutiges Grab, bald über die schlanken, „zehnmal gepaarten Lilien der Auen ꝛc.“

Die Hirtin Chrysotrichia, in der schweren Tracht des Winters, tritt lauschend aus ihrer Hütte; überrascht, den Apfelbaum schon mit rothen Knospen übersäet zu sehen, kehrt sie um und kommt bald in leichtern Gewändern, bekränzt von Myrten, mit der Chelys wieder heraus und lockt mit ihrem Gesang den abwesenden Liebling, Ikteas:

Du schwurst, du wolltest kommen,
Sobald der Lenz die Wälder grünt; —
Der Lenz grünt längst die Wälder,
Und ach! du weilst noch ferne.

Du schwurst, du wolltest kommen,
Sobald die Taube sehnend girrt;
Die Taube hat gegirret,
Und ach! du weilst noch ferne.

Du ſchwurſt, du wollteſt kommen,
Sobald die Rebe ahndend zähret;
Die Rebe hat gezähret,
Und ach! du weilſt noch ferne.

Du ſchwurſt, du wollteſt kommen,
Sobald die Apfelblüthe roſ't;
Die Blüthe hat geroſet,
Und ach! du weilſt noch ferne.

Da ward die Singende von der Ankunft des treuen Schäfers überraſcht. Die Liebenden ſinken ſich in die Arme. „Auch ſagt man ſeitdem in Arkadien, kommt einer unverhofft, indem man ſeinen Namen nennt: er kommt gleich Ikteas; und die Gewohnheit, ſich auf Hochzeiten mit Apfelblüthen und Myrten zu kränzen, verdankt Chryſotrichien ihr Daſeyn.“

Die dritte Idylle: das Spiel. Die ſpröde Onikleia, mit Flechten eines Kalathiskos beſchäftigt, verliert ſich in Gedanken an den wunderſchönen Städter aus Mantinea, der alljährlich an dieſem Tage gekommen war, ihrem Bruder Wolle abzuhandeln. Sie ſingt eben das Lied der Bienen, als er eintritt und ihr über ihren Geſang viel Schmeichelhaftes ſagt. Sie vergißt ihrer Sprödigkeit, ſingt ihm mehreres und verräth dem Entzückten ihr Herz. Das Spiel der Diota, an welchem mehrere anweſende Hirtinnen Theil nehmen, beſchließt die Scene.

Die vierte Idylle: die Zusammenkunft. Minoe, traurend, daß Elternzwang sich ihrer Liebe für den Kyparissos entgegensetze, aber den Verheißungen der Demeterissa trauend, schleicht sich vom Lager der schlafenden Mutter zur Quelle der Nymphen, getrieben von unwiderstehlicher Gewalt, die auch den Kyparissos dorthin gerufen hatte. Des Jünglings Wünsche werden kühn; sie entzieht sich ihm und eilt tiefer in die Grotte der Nymphen, die kein männlicher Fuß betreten darf, wo sie ihren Schleyer opfert und dem Geliebten Treue schwört. Wie sie wieder hervortritt und ihm ankündigt, was sie gethan, da treten plötzlich Minoe's Mutter, Oenone, und Kyparissos Vater, Nikon, hervor, nicht zürnend über die Kinder, sondern versöhnt. Sie bekennen, von höhern Mächten hieher geleitet worden zu seyn, den Bund ihrer Kinder zu schließen.

Die fünfte Idylle, die Kräutersammlerinn, beschäftigt nicht bloß die Phantasie, sondern läßt auch das Herz nicht leer ausgehen. Der reichste der arkadischen Hirten, Telebiades, erkundigt sich bey seinem Ziegenhirten, dem Sklaven Mykas, warum Agathyllis, des letztern Jugendgespielinn, seit einiger Zeit stumm in der Gegend Kräuter sammle. Telebiades erfährt, daß sie die Kräuter für ihre arme, kranke Mutter suche, und daß sie ihre Kraft verlieren würden, wenn sie dabey spräche; Mykas stimmt ein Lieblingslied des Mädchens an, das sie

immer hieher lockte, wenn sie sich in der Nähe befand. Da sie dießmal ausbleibt, so geräth der Sklave um seine Freundinn in Angst, er fürchtet, ihre Mutter ist todt, und das arme Mädchen weiß nicht, wie sie die letzte Pflicht kindlicher Zärtlichkeit erfüllen soll. Er fleht seinen Herrn um die Erlaubniß an, zu ihr zu eilen. Gerührt über die Gesinnungen des Hirten erlaubt er es ihm nicht nur, sondern schenkt ihm auch die Freyheit, Trifften, Heerden und Hütten und eine volle Börse, mit seiner Freundinn zu theilen. Er eilt mit dem Glücklichen in das Haus der Wittwe; sie finden die Genesende „in den Stralen des Nachmittags sich badend," und Telebiades vollendet sein edles Werk, das junge Paar zu vereinigen.

Die sechste Idylle hat ihre Ueberschrift von dem bedeutungsvollen Traum, den die reizende Schwärmerinn Nikrion, Julanthiskos Base und Freundinn, gehabt hat, und den sie der traumdeutenden Mitylenis und der räthsellösenden Eunome erzählt: „Eine Art von Julanthiskos war's, der „mich (im Traum) führte; aber große Riesenschwin„gen bogen sich hoch über den Scheitel, und die „mächtigen Pinnen berührten die Erde. Eburn „und blendend die unvergleichliche Göttergestalt, „phönix die serischen Haarschleifen auf der „Ehrfurchtgebietenden Stirn. Majestätisch und „voller Siegreiz schwebte er daher, tadellos und ge-

„wandlos. Wo er ſich hinwandte, glänzte Mor-
„genroth, und Hyacinthendüfte umfloſſen ihn über-
„all, — gemiſcht mit des Euphons ſüßem Getön.
„Mit der Flöte, die er hielt, berührte er mir die
„Augen, und vor mir lag eine Roſe, größer wie
„dieſes Thal und ſchillernd und funkelnd in tauſend
„Farben; und aus der Roſe ſprudelte ein ambroſi-
„ſcher Lichtſtrom, warm und höher als der Olymp
„und der Sitz der Unſterblichen. Rechts, ſagte er
„mir, unter dieſem Roſenblatte iſt Hyacinthos
„Grab; links, der Dioskuren Wiege; hier Orions
„Lager, und zu deinen Füßen Narciſſens Quelle.
„Plötzlich entflog aus jedem Lichttropfen der Quelle
„eine bunte phantaſtiſche Ephemere, aber jede trug
„ein ſchönes Kinderhaupt, und küßte den nackten
„geflügelten Gott im Vorbeyfliegen, ſo daß zuletzt
„keine Stelle ſeiner herrlichen Geſtalt ungeküßt
„blieb. Ich erkannte unter der Menge Julanthis-
„kos Züge, menſchlicher und arkadiſcher, aber doch
„meinem himmliſchen Führer ähnlich. Die Julan-
„thiskiſche Grille verſchmolz ſich mit ihr. Ihre
„Locken wurden brauner und ihre Färbung menſch-
„licher; ihre Schwingen und die Roſe verſchwan-
„den. Beſchämt und getäuſcht zog ich die Hand
„zurück. Eros wollte ich folgen, aber nicht einem
„arkadiſchen Flöter. Und mit einem Schrey des
„Zorns erwachte ich, und noch immer ſchwebt die
„entgötterte Liebe um mich her, und erfüllt mein
„Herz mit Scham und Groll.“ Die weißagenden

Jungfrauen heißen ihr dieſes Gefühl nähren. Sie geben ihr einen myſtiſchen Ring mit einer Anweiſung nach Eleuſis. Dort werde ſie finden, wornach ſie ſo lange geſchmachtet. Indem ſie ſo reden, tritt Julanthiskos herein, gegen den jetzt aller Zorn aus Nikrions Herzen verſchwindet. Nikrion ſingt, in Begleitung von des Jünglings Flöte, ein Lied, das ſich auf den Traum bezieht.

Die ſiebente Idylle, die Früherndte, beginnt mit einer maleriſchen Schilderung eines arkadiſchen Fluſſes und ſeiner Ufer: „Der brauſende „Oraſis (?), mit purpurnen Blättern, überreifen „Früchten und buntfarbigen Schwämmen beladen, „rollte ſeine ſchäumenden Wogen bald durch ſcharf„blättrige Schiefergeklüfte, bald wieder über glatt „und rund geſchliffene halbdurchſichtige Kieſelmaſ„ſen, bald zwiſchen engverworrenen Wurzeln hängen„der Weiden und breitblättriger Platanen und ſtolz „ſich erhebender Ulmen und nimmer ruhender Pap„peln und ſilberrindiger Birken; bald längs dem „Fuß ſanftſchwellender Rebhügel, bald aber über „ſpätgrünende Wieſen, große Büſche von dunkeln „lazurnen Gentianen und noch höherm Geſtrippe „von purpurflockigen Diſteln und amaranthtraubi„gen Kornushecken und karminſchimmernden Zi„ziphos-Beeren; jetzt benetzte er, durch gefallene „Blätter und welkende Blüthen ſich krümmend, „bleiche Veilchen und noch bleichere Zeitloſen; jetzt

„beſpülte er Pans Altar, der, von fünf rieſenmä-
„ßigen Feigenbäumen maleriſch umſtrickt, die Ky-
„nantriſchen Wieſen beherrſchte. An den runzeli-
„gen, knotigen, ſchlangenhaft gewundenen Zwei-
„gen ſchwebten tauſend und abertauſend Honig- und
„Nektarkugeln an kurzen unmerklichen Stielen, und
„dufteten Hyacinthen- und Veilchenhauch aus der
„phönix-bräunlichen geſpaltenen Oberfläche; und
„um ihre Wurzeln wanden ſich dunkelblaue Blu-
„menbüſchel des treuen Wintergrüns. Zu den Füß-
„en des Altars wucherten roſenfarb und zimmet-
„braun gerippte Herbſtſchwämme, und auf den
„marmornen Seiten des heiligen Mals ſchwebten
„muntere Launen und üppige Bacchanten, und um
„die Rebenfrieſe flatterten naſchhafte Vögel, mar-
„morne und zwitſchernde, mit Beeren und Feigen
„in den gierigen Schnäbeln. Hier wühlte ſich zö-
„gernd Oraſis in den Roſenhügel, ehe er ſich ſchnell
„um die Rebenhügel wand, um ſich nördlich in den
„heiligen Nymphenſee am Fuße des entfernten
„Kyllene zu ergießen.“ Alcine und Myris ſaßen mit mehreren Jünglingen und Mädchen unter Bu-
chen, mit den Gaben des Herbſtes ſehr beſchäftigt. Julanthiskos ſingt unter ihnen das Lied der Schwalbe:

Chelidon, wohin, wohin?
Ueber Berge, über Flüſſe,
Ueber Länder, über Meere,
Treibet mich mein innrer Sinn
Nach entferntem Frühling hin.

Chelidon, woher, woher?
Ueber Meere, über Länder,
Ueber Flüsse, über Berge,
Fand ichs fremd und freudenleer;
Darum komm' ich reuig her.

Chelidon, so bleibe hier;
In dem Schatten unsrer Hütte
Findest Ruhe du und Minne. —
Ewig rasten räthst du mir?
Nein; nur Wechsel lieben wir.

Ein Theil der wildern Brüder entfernt sich und überläßt sich bacchantischem Taumel, während Julanthiskos nebst den Mädchen dem Pan ein Dankopfer für die überschwenglichen Wohlthaten des Jahres bringt.

Der Anfang der achten Idylle, die Hofnung, malt den Herbst. „Der Herbst schüttelte „mit seinen lohfarbenen Sperberschwingen feuchte „röthliche Abendwolken und rasselnde gekrümmte „Blätter und schwärzliche Schieferblätter in das „trockne Moos und die welkenden Geniststräuche, „über die runden Abfälle des heiligen Kyllene, in „die tiefen wärmern Thäler, die der hochuferige „Oraſis schäumend laut durchmurmelt. Nur die im„mergrünen Eichen, die stolzen kernreichen Pinien, „die harzigen Mastixbäume, die glänzenden Tinos, „die korallentragenden Stechpalmen und die Fel„senumklimmenden Smilaxbüsche trotzten dem Alles „Verheerenden. Phoibos streckte segnend

„seine goldnen Arme über Arkadien „aus, und ruhte sein purpurlockiges „Götterhaupt an die Lazurpfosten seiner „nächtlichen Kammer, ehe er Messenien „und Elis sein Abschiedslied hören ließ.“ (Die Stelle von Phoibos ist uns nicht klar, wiewohl wir eine Anspielung auf den Hirtengott Phoibos vermuthen, von dem Ovid Met. 2, 679. singt: Elin Messaniaque arva colebas) „und bange, „süße Ahndung zirpte wie Grillenklang durch die „müden Herzen.“ Julanthiskos, der für Alexis glühte, gab sich auf der Jagd seinen trüben Gedanken über unbelohnte Freundschaft und mordenden Undank hin, als er Onikleia um Hülfe schreyen hört und bald darauf ihr Lieblingslamm von einem Raubvogel, der auf dasselbe gestoßen, in den Abgrund gestürzt sieht. Außer Athem, mit zerrißnem Gewand, kommt Onikleia herzugestürzt; sie verliert das Bewußtseyn. Als sie zu sich kommt, heißt sie den Jüngling weggehen, der, voll Mißmuth im Herzen, heimkehrt, entschlossen, nicht wieder auf Männerliebe und Mädchendank zu rechnen; aber am Hausheerd kehrt neue Hofnung ihm zurück. Er stimmt vor Hermes Bilde das Lied der Hofnung an; plötzlich hört er sich von einer übermenschlichen Stimme nennen — es war Hermes Philozügetes, der über Arkadien hinflog, — blickt auf, sieht am Halse seines Haus-Hermes ein leuchtendes Strephon (so, statt στρεπτὸς, übersetzt der Verf. das Hals-

hand) und denkt sogleich der Verheißung der prophetischen Mitylenis und Eunome: „Wenn Alexis „bespritzt von dem feindlichen Blute liegt, hinge„streckt an des Kyllene gähnendem Abgrund, findest „du, lieblicher Jüngling, nach dreyßig Tagen und „Nächten, Minne in Klüften und Minne am hei„ligen Male; doch mußt du opfern das herrlich „glänzende Strephon dem schützenden Sohne der „Maja.“ Ganz klar wurde ihm erst die Weißagung durch das, was

Die neunte Idylle, die Erfüllung, erzählt. Julanthiskos geht zu jagen auf den Kyllene. Die Hülfe rufende Stimme des Alexis beflügelt seine Schritte; er kommt an eine breite Kluft, jenseit deren er seinen Alexis, von einem Büffel verwundet, abgeirrt von seinen Gefährten, hülflos daliegen sieht. Er überspringt den Abgrund und rettet den Freund. Der mächtige Sprung vereinigte, die sich vielleicht sonst nie gefunden hätten. „Die „Jünglinge wurden endlich von Alexis Sklaven ge„funden, wie sie Mund an Mund auf dem weichen „Mooſe einer der Kylleniſchen Höhlen ſchlummer„ten. Alexis, der Gerettete, war nicht mehr un„dankbar, und Julanthiskos, der Findende, nicht „mehr unglücklich; mit Alexis Strephon ge„ſchmückt Julanthiskos, und in Julanthiskos Man„tel eingewickelt Alexis.“

Die zehnte Idylle ſchildert das Dankopfer, welches Julanthiskos dem Hermes brachte. Einige

Hirten hatten einen getödteten Lämmergeyer, den wahrscheinlichen Mörder von Onikleiens Lamm, am Fuße einer Herme als ein Opfer niedergelegt. Hieher kommt auch Julanthiskos und hängt dem Gotte, der ihm das Herz des Freundes zugewandt, zum Dank ein goldnes Strephon um den gesenkten Hals. Während er betend an der Hermessäule niedergesunken ist, da umschlingt ihn der Freundesarm des Alexis, der ihm nachgefolgt war. „Komm," sagte er, mit ihm die Fingerspitzen zärtlich verschränkend und die Lippen ihm auf die weißen Schultern drükkend, „komm, treues, frommes Gemüth. Einmal „führtest du mich durch Irrwege und Dunkel. Itzt „stütze dich auf meinen Arm, ich will dich führen." Zu Hause schenkt er seinem Julanthiskos ein anderes prächtigeres Strephon und eine zierlich geschmückte Leyer. Das Titelkupfer gehört zu dieser Idylle. Es zeigt die Herme mit dem Strephon, und zu deren Fuße den Lämmergeyer ausgestreckt nebst verschiednen Gefäßen mit ländlichen Opfern.

Die eilfte Idylle heißt die Weberinnen. Onikleia und Molissa besuchen im Winter eine Freundinn in Mantinea. Man vertreibt sich die Zeit mit Weben, Spinnen und Singen. Onikleia singt das Lied der Biene, das einst auf den Bruder der Wirthinn, da er es von Onikleia zuerst hatte singen hören, so tiefen Eindruck gemacht hatte (s. die dritte Idylle). Wie damals, so überraschte

auch dießmal die Singende der Jüngling, der eben von einer langen Reiſe nach Hauſe kehrt. Er drückt die Beklommene an ſein Herz und ſpendet dem Eros und Hermes einen Becher des beſten Weins. Den andern Tag holt er von Onikleens Eltern das Jawort und neun Tage hernach wird das Vermählungsfeſt gefeyert.

Die letzte Idylle, der Ring. Von itzt an wird alles myſtiſch. Ein Fremdling, angeblich Metrokles aus Mantinea, wird gaſtfreundlich von Kyparissos und Minoe aufgenommen, und erzählt, er reiſe ſchon lange vergeblich herum, Aufklärung ſuchend eines Traumes: daß zwey Schlangen ſeinem Hausheerd entſchlüpft wären, die eine, die Opferfladen gierig verzehrend, die andere, einen Ring mit einem Karfunkel im Rachen haltend, deſſen Inſchnitt der Fremde leider vergeſſen hat. Minoe hilft ihm aus dem Traum, da ihr die Demeteriſſa beſagten Ring für den Fremdling anvertrauet hat, den ſie ihm jetzt überantwortet. Des andern Morgens iſt der Fremde fort, aber ſtatt ſeiner finden ſie eine große Lyra mit einem Blatt, worauf ſtand: „Ich „fand, eh' ich es glaubte, was ich ſuchte. Bringt „meinen Dank und dieſes Blatt Alethophonen, und „behaltet die Lyra.“ Auch las man hier das Wort Liparos, über welches kein Aufſchluß vorhanden iſt. (S. 108 kommt Liparos Ring vor.) Halb Arkadien glaubte, es wäre ein Gott geweſen, welcher der guten Hirten Treue erprobt und ſie ſo präch-

tig belohnt habe; aber ihnen wollte das nicht einleuchten. Sie weihten die Leyer im Tempel der Nymphen, und ließen den Namen Liparos in Marmor graben.

Und nun schließt sich an die Idyllen als Kehrseite zu dem Propylaion der Opisthodomos an: das Thal der Orakel, ein Wunderthal, wo die Demeterissa wohnte, seit sie Thessalien verlassen. Ein Zug arkadischer Jungfrauen reist nach Eleusis, sich dort in die Mysterien einweihen zu lassen. Alexis und Julanthiskos begleiten sie. Am Kyllene, bey der wunderthätigen Herme mit dem goldnen Strephon, nehmen die Mädchen von ihren dort versammelten Freundinnen Abschied. Minoe flüstert der scheidenden Nikrion zu: „Du weißt also, wer uns die schwere Leyer brachte?“ Ja, ist die Antwort, bey der Weisheit verwahrenden Göttinn, dein Herz hat sich nicht geirrt; der falsche Jüngling war die Allwissende! Eine Dämonenstimme aus den Wipfeln heißt sie schweigen. Minoe kehrt erschrocken in ihre Hütte zurück; aber ein trauriges Gefühl erfüllt ihr Herz, das, ihre Freundinn Nikrion nie wieder zu sehen, die gewiß mit Julanthiskos nie wieder zurückkehren und im Thal der Orakel die Hirten und Arkadien vergessen würde, und die Angst, den wundersamen Pilger oder Alethophone, die Allmächtige, beleidigt zu haben. Auf einmal überbringt ein Bote von Eleusis einen Gruß von Nikrion und dazu einen Brief von einer Freundinn

(vermuthlich der Demeteriſſa) des Inhalts: „Se„gen und Gruß meiner arkadiſchen Freundinn, Mi„noe. Weine nicht; mach dich auf mit deinem „Cypariß, denn du wirſt bey mir finden, den du be„weinſt. Ich könnte über deinen Mismuth zürnen. „Doch ich liebe dich, Minoe; mache dich auf, holde „Hirtinn, du wirſt finden den Weg nach Alſotheo„nien (dem Thal der Orakel). Folge einem roſen„farbenen Schwan, er wird dich geleiten. Betrach„te den Abdruck des Siegels;“ (vermuthlich von dem Siegelringe, den Minoe dem Pilger gegeben;) „lebe wohl! Segen und Freude, Minoe!“ Kypariſſos und Minoe machen ſich auf; der Schwan iſt ihr Wegweiſer; in einer mit Wunderblumen überrankten Höhle ſinken ſie kraftlos hin, nicht wiſſend, was mit ihnen geſchehen und wo ſie ſind. „Hier „theilte ſich das liebliche Jahr in einen langen Früh„ling, einen milden, kurzen Sommer und einen „lauen, obſtreichen Herbſt. Zweymal blüheten die „Veilchen, viermal die Roſen, und dreymal reiften „die nektariniſchen Früchte der niedern Hügel. Die „Sänger der Myrtenhaine hauchten in ſüßen Eu„phonen ihre Minnegluth himmliſcher und tonrei„cher als irgendwo. Die Bäche murmelten nicht, „ſie rollten ſingend über Onyx und über Agathe. „Die euosmiſchen erfriſchenden Lüfte ſtahlen „nicht den Roſen und den Veilchen ihre fliegenden „Würzen; nein, ſie brachten hoch, hoch von oben, „Duft von Ambra und berauſchenden Thau von

„Nektar; und das ſonſt ſo ſchöne Arkadien ſchien
„auch im reizendſten Lenzſchmuck der häßlichen Ein-
„öde und der ſcheußlichen Schlange gleich, welche
„neidiſch lauſchend ihren zackigen Rücken um das
„köſtliche Kleinod ringelt, was ſie bewacht. Ja,
„ſo wanden ſich die unwirthbarſten Eishöhen um
„das bis jetzt unbekannte Lieblingsthal Alethopho-
„nens. Doch, wer die reizendſte der Sterblichen
„ſah, vergaß ſchnell die Wunder, die ſie beherrſch-
„te und wovon ſie gewiß die Schöpferinn war, da
„noch bis jetzt keiner der arkadiſchen Schäfer Alſo-
„theonien mit ſeinem verborgenen Himmel erſpäht
„hatte. Keiner von ihnen war noch bis jetzt ſo be-
„glückt, ſich in die tauſend und abertauſend Ge-
„nüſſe dieſes demeteriſchen Heiligthums zu wagen.
„Nur einige ſchätzten ſich glücklich, der mächtigen
„Wunderſängerinn ihre Ehrerbietung und ihre Dank-
„barkeit unter den rieſenmäßigen Agath-Stoen
(Säulengänge, στοαὶ) „durch kleine Geſchenke zu
„beweiſen, und ſie unter den prächtigen Propyläen
„zu begrüßen, die ſie ſich bey dem engen Eintritt
„Alſotheoniens erbauet hatte. Hier ſaß ſie oft auf
„hohem, leichtſchwebenden Erker, im Morgenroth
„ſich badend, und blickte ſtill und beſcheiden in die
„tiefen Thäler Arkadiens zu ihren Füßen, die bald
„in Sonnengluth ſchmachteten, bald, wie jetzt, im
„Winterſchnee erſtarrt ſchlummerten; aber weder
„der ſengende Staub, noch der verwundende Reif
„gelangten bis zu der hochthronenden Quelle der

„Wahrheit, und die kleinen, winzigkleinen Men„schen trieben ſich zu ihren Füßen mit ihren Heer„den, ihren Gewerben, ihren Launen und ihrem „Stolze, wie das Spielzeug des Ungefähres und „der augenblickliche Bewohner des ſchnell verwiſch„ten Schimmels. Aber die Nachbarſchaft der „Wohlthätigen verwandelte den nahen Winter Ar„kadiens in einen längern Herbſt, und die mühſam „heraufklimmenden Pilger vergaßen gerne in ihrer „Nähe, was ſie auf der langen Wanderſchaft erlit„ten, und ſchlichen erquickt und geſtärkt wieder zur „Alltäglichkeit herab, wenn ſie ſo glücklich geweſen „waren, einige Töne ihrer pieridiſchen Stimme zu „hören.“ Eben ſaß Alethophone in der kryſtallnen Halle der Wunder, ſchreibend und zaubernd, wäh„rend unzählige zarte Dämonengeſtalten hin- und herflattern, mit Geſchenken und Aufträgen an ihre Alleinherrſcherinn. Im Hintergrund ſitzen neunmal neun königlich gebindete, dicht verſchleyerte Bas„kaniden oder zaubernde Jungfrauen. Zu einer von ihnen wendet ſich Alethophone und heißt ſie die treueſte Gattinn Minoe hieher bringen, welche müh„ſam heraufklimme, um zu beichten und zu büßen. Die Schäferinn wird lichtflugs hergebracht und liegt ohnmächtig in ihrer Wohlthäterinn Arme, die ihr durch einen Kuß Leben und Jugend und Fröh„lichkeit von neuem ſchenkt. „Du träumſt nicht, „treues gutes Gemüth, du zweifelſt nicht mehr an „meiner Macht; du verſtandſt mich nur nicht, und

glaubſt in deiner ländlichen Einfalt, der geborgte Name gehöre wirklich dem fremden Wanderer Metrokles.“ Noch zweymal küßte ſie die Hirtinn; und nach dem dritten Kuß lagen Minoe und Kyparissos wieder auf ihrem ländlichen Lager in Arkadien, und beym Erwachen ſtrahlten ihnen herrliche Geſchenke Alethophonens in die Augen. Auf gleiche Weiſe kamen zu Alethophonen heran Agathyllis und ihr junger Gatte Mykas, und brachten ihrer Wohlthäterinn kleine Geſchenke dar; ſie werden durch unſichtbare Diener zurückgeführt, und finden zu Hauſe die Mutter verjüngt. Jetzt erſcheinen auch Julanthiskos, ſeine Baſe Nikrion und Chryſotrichiens kleiner Bruder, Eranthos, benetzend das Gewand Alethophonens mit Thränen des Dankes, der Hofnung und der Ahndung. Die Demeteriſſa fragt Julanthiskos: warum Alexis nicht mit hier ſey? „Ach,“ entgegnet der Hirt, „Alexis blieb daheim ſchamhaft erſtaunend und über Eros und Anteros Frieden errö„thend.“ Die Theſſaliſche Jungfrau küßt ihn auf die Lippen. Da umwallt ihn ſogleich ein herrliches Gewand und er liegt in Alexis Armen, der es nicht von ſelbſt gewagt hatte, vor Alethophonen zu erſcheinen, die ihm einſt bey Alcinens Feſte ſeinen Stolz und Kaltſinn gegen Julanthiskos verwieſen, aber auch die Zeit hatte vorausſehen laſſen, wo Eros den Anteros umarmen und Julanthiskos mit Alexis ſich vereinigen würde. Nikrion und der kleine Eranthos bleiben bey Alethophonen. „Ni-

„krion vergaß bald die Welt und ihre unbelohnte „Liebe (zu Julanthiskos), und der kleine Eranthos „lernte nie Männer hinter den purpurnen Vorhän„gen der kryſtallenen Propyläen kennen.“ Noch viele andre Arkadier und Arkadierinnen kamen gebeſſert, geheilt, getröſtet und beglückt hieher, alle kamen, zu danken, aus ihrer niedern Alltäglichkeit zu Alethophonen heraufgetragen. „So erhebt „Gebet und Dank den niedern Bewohner des „Staubes zur fernen Gottheit.“ Gerührt wendet ſich Alethophone zu den neunmal neun verſchleyerten Königinnen: „Anfangs des Jahres ſang ich, und „mein weißagendes Lied erkaufte mir alle dieſe Her„zen. Seyd ſo gütig, ihr Verehrten, und ſinget „mir ein Lied am Ende des Jahrs, daß ich meine „Erdenbannung und meine Unvollkommenheit ver„geſſe, ehe mich Eros und Anteros, die Verſöhn„ten, abholen.“ Die Königinnen ſangen; „die „Welten und Sonnen ſchwammen in unnennbarer „Luſt, und ihre Unvollkommenheit kleidete ſich in „Himmelsträume ein, und die Unermeßlichen, wie „das kleine enge Arkadien, wußten nicht, was die „neunmal neun Königinnen der Allmacht ſangen.“

So endigt ſich dieſe Apulejiſche Feerey. Man ſieht, Alethophone iſt eine Gottheit, die ſich, wahrſcheinlich durch Sprödigkeit und Undank gegen einen himmliſchen Anbeter, den Zorn der Olympier zugezogen und die deswegen aus dem Olymp auf die

Erde verbannt iſt, wo ſie durch Vereinigung liebender Geliebten den Eros und Anteros zu verſöhnen ſucht. Ueber manchen Einzelheiten ruht ein Schleyer, den etwa die Wiſſenden durchdringen mögen, und den der erlauchte Verf. vielleicht gefliſſentlich nicht lüpfte. Zauber und Wunder ſind in dem Reich der Poeſie an ihrer rechten Stelle, aber wenn der Zauberer uns ihre wahre Tendenz und ihren Sinn nicht durchſchauen läßt, ſo verlaſſen wir ihn nicht ganz befriedigt.

Niemand darf dem Verf. abſprechen, daß er ſein Thema, die Liebe der arkadiſchen Hirten, mit vieler Zartheit und Feinheit behandelt hat.

Geadelt zur Gedankenwürde
Fließt die verſchämtere Begierde
Melodiſch aus des Sängers Mund.

Selbſt was die eminenteſte Gruppe, Alexis und Julanthiskos, betrifft, ſo würde man, käme ſie bey einem griechiſchen Dichter ſo vor, geſtehen, daß ſie mit unendlichem Zartgefühl ausgeführt worden. Ob wir aber, aus höhern Rückſichten, in unſern Werken des Geſchmacks nicht beſſer auf die Zeichnung ſolcher Erſcheinungen der Griechheit verzichteten, darüber appelliren wir an die Hochherzigkeit des Verfs. ſelbſt.

Von des Verfs. blühender und im Ueberfluß ſchwelgender Darſtellung, inſonderheit von ſeinem

Talent der maleriſchen Beſchreibung, der Erdichtung kühner labyrinthiſcher Träume und myſterlöſer Verwicklungen haben wir hinlängliche Proben gegeben. Faſt zu einförmig läßt er in den meiſten Idyllien den geliebten Gegenſtand als einen Deus ex machina gerade in dem Moment erſcheinen, wenn die Geliebte ſeiner denkt, oder ihre Geſänge an ihn richtet. Wie überhaupt des Verfs. Sprache neu, belebt, glänzend und gewagt, oft glücklich gewagt iſt, ſo borgt er auch, wie ſchon oben erwähnt worden, häufig auf eine noch unverſuchte Art, die wir von keinem unberufnen Nachahmer befolgt wünſchen, eine Menge Wörter aus dem griechiſchen Sprachſchatz, ſey es, an die Stelle des verbrauchten Deutſchen etwas durch den Reiz der Neuheit Anziehendes zu ſetzen, oder den griechiſchen Anſtrich ſeines Romans zu befördern, oder aus Gründen des Wohllautes. Daß er griechiſchen Pflanzen, Früchten, Geräthſchaften, Kleidungsſtücken u. ſ. f. ihre eigenthümlichen, ſchönen griechiſchen Namen läßt, wird man noch am erſten billigen. So lieſt man hier von Moly, Diptam, Moros, Tymben, Milion, Bromos, Xiphos, Melien, Krateriſken, Dioten, Trapezen, Chlänen, Hypochlamys, Katapetasma, Bomos, Dictyen u. ſ. w. Nicht glücklich zuſammengeſetzt iſt das neuantike Wort Ziſtrophoros S. 64. Weniger wird man Adjectiven, wie folgt, Beyfall geben: „glaukes Moly,“ „phönix die ſeriſchen Haarſchleifen.“

Auch die römiſche Sprache liefert einzelne Beyträge, wie: Eburgeſtalt, der eburne Wagen, der lydiſche Modus. Ein Gloſſarium erklärt die exotiſchen Worte, jedoch nicht alle. So fehlt S. 29 Argoſian, das Ruhebett. Von glücklich gebildeten Ausdrücken ſind bereits oben in den ausgehobenen Stellen Beyſpiele genug vorgekommen, denen wir nur ein Paar kleinere beygeſellen: „ſeine Laune verrauſchen;“ „langgewimperte Onyxaugen;“ „ihr Mund umgrübte ſich wie zum Kuſſe;“ „großes „ſchieferblaues Auge.“

Irren wir nicht, ſo findet ſich noch ein höherer Grad von wunderſamer Originalität in den aus derſelben Feder gefloſſenen höchſt merkwürdigen Briefen, die Jean Paul mit den ſeinigen herausgegeben hat*). Hier ſpielt, bildert und ſchwärmt eine unerſchöpflich reiche und regſame Phantaſie, die bis an die äußerſten Grenzpunkte alles Denkens, Ahndens und Träumens fliegt, aber

— — — — ceu nescia falcis
Silva comas tollit fructumque exspirat in umbras.

Und in dieſer Schrift kündigt Jean Paul von ſeinem Geiſtesverwandten, der ihn wo möglich im ätheriſchen Phantaſieenflug noch überbietet und überholt,

*) Jean Paul's Freyheits-Büchlein; oder deſſen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog Auguſt von Sachſen-Gotha; deſſen Briefwechſel mit ihm; und die Abhandlung über die Preßfreyheit. Tübingen, Cotta 1805. 128 S. 8.

ein groſses epiſches Mährchen über die Liebe, Polyneon, an: „welches alles, was groſse Kenntniſſe und groſse Kräfte von Frucht- und Blumen-Gewinden, Perlen-Schnüren und Venus-Gürteln „in einander flechten können, zu ſeinem Zauber-„Kreis der Liebe rundet.“ Welch ein ſeltnes Phänomen am Thronhimmel! Und J. Pauls Vorkritik darüber enthält im Tadel groſses Lob: „Eine „geniale Phantaſie iſt, gleich dem Luftballon, leicht „in die Höhe und in die Tiefe zu lenken; aber das „wagrechte Richten wird bey beyden etwas ſchwer; „indeſſen hielt man es bisher doch für das gröſsere „Wunder, ſich in den Himmel zu erheben, als ſich „darin zu ſteuern.“

III.

Homeri Hymni et Batrachomyomachia. Denuo recensuit, auctario animadversionum et varietate lectionis instruxit atque latine vertit Aug. Matthiae. Leipzig, Weidmann 1805. VIII u. 304 S. gr. 8.

Durch die 1800 herausgegebenen und von uns im 65sten Bd. 1stes St. S. 41 ff. angezeigten Animadversiones in hymnos Homericos hat sich Hr. Director Matthiä in Altenburg zu dieser kritischen Ausgabe der Homerischen Hymnen vorgearbeitet, welche ein für unsre Literatur um so willkommneres Geschenk ist, da der Wolfische Text der Homerischen Hymnen zwar sehr correct und berichtigt, aber von gar keiner kritischen Zuthat begleitet ist. Unser Her. hat, nach seinen vormaligen kritischen Studien über diese schätzbaren Reste der Homeriden, den Text einer nochmaligen strengen Revision unterworfen und nach den Regeln der Kritik verbessert, zugleich aber eine Retractation seiner Animadversiones vorgenommen, und, wo er in dem kritischen und grammatischen Theile derselben

Bestätigung, Aenderung und Besserung nöthig fand, sie der silva variantium lectionum, welche unter dem Text steht, einverleibt. Dieß ist unter dem Auctarium animadversionum zu verstehen, welches man in einem Anhang gesucht hätte. Eine Recension des Hrn. Prof. Hermann von den Animadversiones des Verf. in der Allg. Lit. Ztg. gab noch insbesondere, theils in der Vorrede, theils in den Anmerkungen unter dem Text, Stoff zu manchen gelehrten Auseinandersetzungen und Retorsionen. Wir bemerken nur im Allgemeinen, daß der Her. itzt die Heynische Digamma-Lehre fleißig auf die Homerischen Hymnen anwendet, und daß er eine in manche Theile der Sprachlehre, namentlich der Partikeln, tiefer eindringende Forschung an den Tag legt. Dem Text angehängt ist eine reinlateinische Uebersetzung, eingerichtet nach den Lesarten der neuen Recension. Von letztern kommt es uns zu, hier Proben aufzustellen.

Im Hymnus auf den Delischen Apollo V. 70—2 folgt er itzt der ungezwungensten Verbindungsart dreyer Pariser Handschriften, und interpungirt so: Ich fürchte, sagt Delos, daß Apollo

Νῆσον ἀτιμήσας (andere ἀτιμήσῃ), ἐπειὴ κραναήπεδός εἰμι,
Ποσσὶ καταστρέψας ὤσῃ (Stephanus setzt δ' hinein) ἁλὸς ἐν πελάγεσσιν.

Zwey Participia ohne Binde-Wort kommen nicht ſelten vor. Ποσσὶ κάτασστρ. wollte der Her. in den Animadvv. durch cum ipsis radiolbus evertens erklärt wiſſen. Wir ſind ungewiß, ob er vielleicht itzt davon abgeht, da er darauf dringt, Ποσσὶ κατ. ὦσσι unmittelbar mit einander zu verbinden; uns ſcheint Ποσσὶ der Ablativ des Werkzeugs und von den Füßen des Apollo geſagt zu ſeyn. Möchte ſich doch der Her. über den Sinn folgender Verſe 78—81 erklärt haben, wo Delos die Leto anfleht, ihr zu ſchwören, daß Apollo

Ἐνθάδε μιν πρῶτα τεύξειν περικαλλέα νηόν,
ἔμμεναι ἀνθρώπων χρηστήριον, αὐτὰρ ἔπειτα
πάντας ἐπ' ἀνθρώπους, ἐπεὶ πολυώνυμός ἐστιν —

Wie nachläſſig und verworren iſt der Gedanke ausgedrückt: Apollo ſoll auf Delos einen Tempel bauen zum Orakel der Menſchen, (das) aber bald nachher unter allen Menſchen (verbreitet werde), weil (Apollo?) berühmt ſey. Wenigſtens müßte ſtatt ἐστιν die Moskauer Lesart ἔσται angenommen werden, von des (noch ungebohrnen) Apollo künftigem Ruhme. Aber wir ſind des Glaubens, daß der Homeride ſo oder ähnlich geſchrieben habe:

— — — — — — — — ἄφρ' ἂν ἔπειτα
Πάντας ἐπ' ἀνθρώπους εἴη πολυώνυμος αἰεί —

„damit der Tempel in Zukunft unter allen Völkern hochgeprieſen werde.“ Genau angeſehen, wird

man einige Spur dieſer Lesart in den Zügen der Moskauer Handſchrift erkennen: ἐπὶ πολυώνυμος ἔσται. Das letzte Wort entſtand aus der Endſylbe des vorhergehenden und dem Anfang von αἰέν. Zu Belegen für unſre Vermuthung diene V. 56 ff. und ähnliche, obgleich von einem andern Tempel ſprechende Stellen V. 298 f. (H. auf Ap. Pyth. V. 120 f.) V. 482 f. (303 f.) Indeß wollen wir nicht bergen, daß uns überall V. 80 f. ein ſpäterer Zuſatz zu ſeyn ſcheint, entlehnt aus dem Hymnus auf den Pythiſchen Apoll (der als Seitenſtück zu jenem anzuſehen iſt und zur Verherrlichung des Delphiſchen Tempels und Orakels, wie jener zum Preiß des Deliſchen Apollo-Tempels, geſungen wurde) V. 69 f. (247 f.) 81 f. (259 f.) 110 f. (288 f.) Denn in der uns verdächtigen Stelle des H. auf den Deliſchen Apollo kommt die einzige Spur von einem Orakel zu Delos vor; in der Antwort der Leto V. 86 auf das von der Delos geäußerte Verlangen, iſt nur von einem Altar und Temenos die Rede, und nur von einem Tempel V. 56. 75. 136 u. ſ. w.

V. 161—3, welche die auffallenden Angaben enthalten, daß die Deliſchen Mädchen verſtanden hätten, aller Menſchen Stimmen täuſchend nachzuahmen und die Muſik mit Caſtagnetten, hält der Her. für abgeſchmackte Interpolationen. Indeß bleibt es immer auffallend, wie und woher eine

ſolche Sage entſtanden? Es nimmt uns Wunder, wie der Her. V. 250 f. (Ap. Pyth. 72 f.), welche er in den Animadvv. wegen des ſonderbaren Gegenſatzes des Peloponnes und Europa verurtheilte, itzt ganz unberührt läßt, und nicht einmal Reizens herrlicher Verbeſſerung gedenkt, der ἤπειρον ſtatt Εὐρώπην lieſt. Bemerkenswerth iſt die gründliche Ausführung zu V. 335. (Ap. Pyth. 157.) Τιτῆνες τε θεοί, τοὶ ὑπὸ χθονὶ ναιετάοντες, daß dieß nicht für οἱ ὑπὸ χθονὶ ναιετάετε und daß das Particip nie ſchlechtweg für ein Verbum finitum ſtehen könne, ſondern daß dieſes immer aus dem Vorhergehenden in Gedanken zu wiederholen oder aus dem Folgenden heraufzunehmen ſey; daher dieſe Stelle vielmehr für ein Anacoluthon genommen werden müſſe, indem der Dichter habe ſchreiben wollen: οἱ — ναιετάοντες, ἄνδρας τε θεούς τε ἐφύσατε, dafür aber ſage: οἱ — ναιετάοντες, τῶν ἐξ ἄνδρες τε θεοί τε. Ob man aber nicht am einfachſten ἐστέ zu ναιετάοντες denken kann? Eine andere grammatiſche Ausführung über den Gebrauch des relativen Pronomen, um nach einer Abſchweifung wieder zur Sache zurückzukehren, lieſt man bey V. 355 (Ap. Pyth. 177). Es verdient gewiß Beyfall, daß V. 383 (205) Ruhnkenius ſo gut unterſtützte Conjectur πετραίης πεοχοῇσιν für πέτρῃσι προχυτῇσιν aufgenommen worden iſt.

— — ἐπὶ ῥίον ὦσεν ἄναξ ἑκάεργος Ἀπόλλων
πετραίῃς προχοῇσιν, ἀπέκρυψεν δὲ ῥέεθρα.

Apollo stürzte (ἐπῶσε) den Gipfel des Berges in die Felsen-Quelle und verstopfte sie damit. Bestätigung giebt die vorhin aus dem Hymnus auf den Delischen Apollo angeführte Stelle V. 72 μὴ — νῆσον — ποσσὶ καταστρέψας ὤσῃ ἁλὸς ἐν πελάγεσσιν. Die vom Her. in den Animadvv. vorgeschlagenen Versetzungen von V. 387 — 93 (212 — 18) haben jetzt ihre Stelle in dem Texte gefunden, und sind eben sowohl als das Futurum V. 389 (214) οἱ τέ ῥα πεύσονται ausführlich gerechtfertigt worden. V. 402 (223) wird vom Her. als Parenthese genommen und im Texte nach einer sehr wahrscheinlichen Verbesserung also gelesen: τῶν δ' οὔτις κατὰ θυμὸν ἐπεφράσατ' οὐδ' ἐνόησε statt ἐπεφράσατο νοῆσαι. In dem Text aber oder in der Note ist ein Druckfehler; denn in letztrer steht: τὸν δ' — ἐνόησε. Sic edidi etc. da doch der Text τῶν hat. Gleichwohl ist jenes noch annehmlicher und wird auch vom Her. in den Animadvv. ausgedrückt: Nemo eum cognoscebat nec animadvertebat. In der neuen Uebersetzung giebt er es dagegen: nemo autem eorum (τῶν) cognoscebat, nec, quis esset, animadvertebat.

In den Anmerkungen zum Hymnus auf den Hermes wird zu V. 6 der Sprachgebrauch von ἔσω,

von dem Befinden an einem Ort, erläutert, ὄφρα, wann mit dem Optativ, zu V. 8. Unterſchied von ἕξω, ἔσω ποιεῖν und ποιήσασθαι zu V. 77. Die Unächtheit von V. 80 wird umſtändlich aus der Sprache gezeigt. V. 109 iſt die auf den Moskauer Codex gegründete Verbeſſerung ἐπέλεψ' ἐνὶ ἄλλῳ, von Riemer in ſeiner Bearbeitung von Schneiders griech. Wörterbuch. Vgl. über dieſe Stelle Schneider zu den Ecl. phys. S. 137. — V. 125 f. hat, wie man ihn immer wenden oder verbeſſern mag, ganz das Anſehen eines Zuſatzes eines ſpätern Gloſſator, der einen Gebrauch ſeiner Zeit mit dem, was Hermes that, verglich. — Zu V. 200 ſteht eine gelehrte Anmerkung über ἐπὶ mit dem Dativ, in ſo fern irgend eine Verbindung, durch dieſe Partikel ausgedrückt wird. Ueber ἄν mit dem Indicativ bey zweifelnden Fällen zu V. 224 — V. 256 ſetzt er mit Ilgen in den Text: ἑλίψω γάρ σε λαβὼν (ſtatt des tautologiſchen βαλὼν) ἐς Τάρταρον ἠερόεντα. Noch gewählter würde ſeyn: ἑλίψω γὰρ τεταγὼν σ' ἐς Τάρταρον nach dem Beyſpiel des Homer Il. 1, 591 ἑλίψε, ποδὸς τεταγών. Schön iſt Hermanns (z. Orpheus S. 757 f.) Verbeſſerung von V. 294., welche der Her. noch nicht benutzen konnte. Statt des unverſtändigen: σὺν δ' ἄρα Φραστάμενος τότε δὴ u. ſ. w. lieſt er nämlich: Apollo ergriff den Knaben Hermes:

Σπάργαν' ἀφραστόμενος· τότε δὲ κρατὺς Ἀργειο-
φόντης
ϊωνὸν προέηκεν.

Im Hymnus auf die Aphrodite V. 9 läßt der Her. zwar im Text οὐ γὰρ οἱ εὔαδεν ἔργα ſtehen, ungeachtet οἱ mit dem Digamma das vorhergehende γὰρ lang machen würde, aber in der Note verbeſſert er ſo: οὐ γάρ οἱ ἄδεν, ein Vorſchlag, den auch Hermann z. Orpheus S. 780 macht.

Im Hymnus an die Ceres V. 64 ſtand ſonſt:

Ἠέλι', αἴδεσσαί με θεὰς ὕπερ, εἴποτε δή σευ
ἢ ἔπει ἢ ἔργῳ κραδίην καὶ θυμὸν ἴηνα.

Voß las: θεᾶς ὕπερ und noch beſſer Ilgen: Θέης ὕπερ, „ich beſchwöre dich, o Helios, bey deiner Mutter Thia.“ Kühner ändert der Her. dieſe Worte und ſetzt in den Text: αἴδεσσαί μ' ἐλέησόν τ'. Iſt nun dieſe Zuſammenſtellung beyder Wörter gleich Homeriſch, ſo iſt doch der vom Verf. in den Anim. advv. angegebene Grund der Aenderung, weil niemals in Beſchwörungsformeln Jemand zugleich bey dem (ὑπέρ), was ihm das Liebſte ſey, und in Betracht deſſen, was man jemals für den andern gethan, (εἴ ποτε) gebeten werde, durch entgegengeſetzte Beyſpiele zu widerlegen. Virgil Aen. 4, 314 ff.

— — — Per ego has lacrimas dextramque tuam te,
Per connubia nostra, per inceptos Hymnaeos,
Si bene quid de te merui, fuit aut tibi quidquam
Dulce meum: miserere domus etc.

Statius Achilleis 1, 267 ff.

— per ego hoc decus et ventura juventae
Gaudia, si terras humilemque experta maritum
Te propter, si progenitum cet.

Gut ſcheint die Bemerkung, daß V. 223 in den Worten der Metanira zur Ceres: Wenn du meinen Sohn erziehſt,

— — — τόσσα κέν τοι ἀπὸ θρεπτήρια δοίη

ſtatt δοίην geſchrieben werden müſſe, da nicht die Eltern, ſondern die Kinder ihren Verpflegern die θρεπτήρια bezahlten. So Il. 17, 303 οὐδὲ τοκῆες θρέπτρα φίλοις ἀπέδωκε. Warum ſollte indeß nicht auch von Eltern geſagt werden können, daß ſie den Erzieherinnen ihrer Kinder herrlichen Lohn verheißen? Die bekannte ſchwierige und verdorbene Stelle V. 344. 5. ἠδ' ἐπ' ἀτλήτων Ἐρεγόις θεῶν μακάρων μητίσετο βουλῇ hat der Her. theils nach fremden, theils nach eignen Conjecturen ſo abdrucken laſſen:

— — — ἡ δ' ἔτ' ἀτλήτου
ὀργισθεῖσα θεῶν μακάρων μηνίετο βουλῇ,

und verſteht unter den Zürnenden die Proſerpina, Hermann hingegen zum Orpheus S. 757, welcher den Vers auf die Ceres bezieht, lieſt alſo:

ἡ δ' ἐπ' ἀλάστοις
ἔργοισιν μακάρων ὅλοην μητίετο βουλήν.

Den Homeriſchen Hymnen hat der Her. noch die Batrachomyomachie zugeſellt, die er in ſeinen

Animadverſionen nicht bearbeitet hatte. Nebſt den bekannten kritiſchen Hülfsmitteln benutzte er dabey auch den Florentiniſchen Codex, der mit der griechiſchen Metaphraſe, Florenz und Leipzig 1804 abgedruckt worden, und eine von Hrn. Profeſſor Jacobs beſorgte Collation einer Breslauer Handſchrift. Ohne in die Unterſuchung über die weſentlichen Verſchiedenheiten der Handſchriften der Batrachomyomachie einzugehen, welche nicht blos in der Anordnung der Verſe ſichtbar ſind, ſondern auch darin, daß manche Handſchrift theilweiſe ganz andere Verſe hat als die anderen, ſucht er aus den ſo abweichenden Texten, denen vielleicht urſprünglich eine doppelte Recenſion zum Grunde lag, einen möglichſt berichtigten und geläuterten Text herzuſtellen, der von den bisherigen, auch von dem Ilgenſchen, in vielen Stücken abgeht.

Wir bemerken noch, daß Hr. Prof. Schäfer in Leipzig (der Corrector, wie er ſeyn ſollte, und wie man ihn für alle wichtigen kritiſchen Werke wünſchen möchte) nicht nur für einen ſehr correcten Abdruck dieſer Ausgabe geſorgt, ſondern ſie auch durch einige gelehrte Anmerkungen bereichert hat.

IV.

Les Caractères de Théophraste, traduits par la Bruyere avec des additions et des notes nouvelles, par J. G. Schweighäuser. Paris, Stéréotype d' Herhan. X. — 1802. LV u. 162 S. 12.

Dieß iſt der dritte, mit einem beſondern Titel verſehene Theil der

Oeuvres de la Bruyere,

die man in einer gefälligen ſtereotypiſchen Ausgabe aufs Neue hat drucken laſſen. Als Hrn. Schweighäuſer, dem gelehrten Sohn eines gelehrten Vaters, der Auftrag geworden war, die Redaction zu übernehmen, wußte er der neuen Ausgabe von la Bruyere's berühmter Ueberſetzung der Theophraſtiſchen Charaktere einen eigenthümlichen Werth zu geben, theils, indem er durch Vergleichung der ältern Ausgaben, dieſer Ueberſetzung hie und da beſſere Lesarten herſtellte, theils, indem er die Ueberſetzung nach den neuern Aufklärungen in Anmerkungen verbeſſerte, auch die zwey letzten erſt lange nach la Bruyere

ans Licht gestellten Charaktere selbst übersetzte, theils endlich durch eigne gelehrte Kritiken und Erläuterungen, welche dieser Ausgabe auch neben Coray's, Schneiders und Hottingers Arbeiten einen besondern Werth geben.

Die Hofnung, welche der Her. nährte, aus den eilf Handschriften der National-Bibliothek bedeutenden Vortheil für Theophrasts Charaktere zu ziehen, schlug fehl. Abgerechnet die Bestätigung einiger bereits vorgeschlagenen Verbesserungen und die Entdeckung einiger unbedeutender Scholien, gab die Untersuchung nur das Resultat, daß keine dieser Abschriften mehr als die ersten funfzehn Capitel enthält, und zwar mit allen den verdorbnen Stellen und Lücken der andern Handschriften. Indeß machte der Her. doch die besondre Bemerkung, daß sich, in den drey ältesten Handschriften, diese Charaktere unmittelbar hinter einem unedirten Commentar des Syrianus über Hermogenes Tractat de formis orationis finden. Im zweyten Buche der letztern Schrift nämlich wird von der Schilderung der Sitten und Charaktere gehandelt, und es werden kurze, aus dem Zusammenhang gerissne Beyspiele zur Erläuterung beygefügt. Am Ende nun des Commentars dazu, sagt Hr. Schw., l' auteur paroît annoncer qu' il va donner des exemples plus étendus que ceux d'Hermogene, en publiant à la suite de ce morceau les caractères entiers qui sont venus à sa connoissance.

Cet indice sur la manière dont cette partie de l'ouvrage nous a été transmise explique pourquoi on la trouve si souvent, dans les manuscrits, sans la suite, et toujours avec les mêmes imperfections. Möchte uns doch der Her. hier Syrianus eigenste Worte gegeben haben, auf die hier so viel ankommt. Die Meynung des Her. scheint zu seyn, daß die funfzehn ersten Kapitel des Theophrast (die sich in allen Handschriften, die Vaticanische ausgenommen, allein befinden) aus diesem Anhang zum Syrianus hergeflossen und in die andern Handschriften übergegangen. Ueberall tritt der Her. der Schneiderschen Hypothese bey, daß wir nur Excerpte aus Theophrast besitzen. Was unlängst Pockels in seinem Werk: der Mann, Bd. 2, S. 227 f. über die Schrift gesagt hat, verdient hier wohl eine Stelle: „Ich halte die Charaktere des Theophrast für weiter nichts als hingeworfene Skitzen vielleicht zu größern und ausführlichern Zeichnungen. — Es sind einzelne, individuelle Fälle, die er erlebte oder sich fingirt hatte, und die er denn unter irgend eine allgemeine Benennung einer individuellen menschlichen Thorheit bringt, — und personificirt. Allein dieß giebt immer nur eine magere Ansicht der Eigenthümlichkeiten des Charakters, weil uns in einer solchen arbitrairen Sammlung einzelner Züge der ganze Umriß und Zusammenhang seiner Natur nicht sichtbar wird, — wenn auch einzelne Partieen, wie im

griechiſchen Sittenmaler, ſcharf genug bezeichnet ſeyn ſollten. Theophraſt läßt uns in ſeinen Zeichnungen nie das Ganze eines Menſchen ſehen, — dagegen bekümmert er ſich auch nicht um jene pſychologiſche Deuteley des Eigenthümlichen, wodurch ſich Ariſtoteles in ſeinen Gemälden des menſchlichen Alters auszeichnete. Jener ſchrieb mehr in dramatiſcher Hinſicht, dieſer mehr für den Pſychologen.“ Daß Theophraſt nicht lediglich in ethiſchen, ſondern auch in dramatiſchen Beziehungen das Charakter-Studium behandelte, ſcheint daraus hervorzugehen, daß er ſelbſt über die Komödie ſchrieb, daß er den Menander, den Dichter der neuen Komödie, bildete, daß er ſich, wie Hr. Schw. aus dem Athenäus I, 38 p. 78 Schweigh. Ausg. anführt, in ſeinen Vorträgen einer theatraliſchen Declamation und Geſticulation bediente und einſt bey der Schilderung eines Leckermauls die Nachahmung ſo weit trieb, daß er mit herausgeſtreckter Zunge die Lippen leckte. Gewagter ſcheint uns die Vermuthung des Hrn. Schw. S. XLV. zu ſeyn, daß man durch Theophraſts Charakter-Studium in der Geographie auf die Sitten und Gebräuche der Völker aufmerkſamer geworden ſeyn möge. Er ſchließt dieſes aus den Bruchſtücken zweyer geographiſchen Schriften des Dicäarchus, wovon die ältere, welche aber blos aus techniſchen Verſen über die Namen der Oerter beſtanden, dem Theophraſt ſelbſt gewidmet geweſen, die andere aber merkwürdige Beobachtungen über

den Charakter und die Eigenheiten der verschiedenen griechischen Völkerschaften enthalten habe. Mit mehr Grund möchte man, noch vor dem Theophrast, dem Aristoteles das Verdienst zuschreiben, die Länderbeschreiber auf diese Punkte hingewiesen zu haben, da von ihm, wie Hr. Schw. selbst S. LII anführt, Cicero (de fin. 5, 4.) sagt: omnium fere civitatum, non Graeciae solum, sed etiam barbariae, ab Aristotele mores, instituta, disciplinas cognovimus. Noch zeichnen wir die Schweighäuserische Bemerkung S. 4 aus, daß der Ausdruck „ethische Charaktere," den Diogenes von Laerte und Suidas von Theophrasts Charakteren brauchen, nach dem Hermogenes de formis orationis 2, 1 insonderheit fehlerhaften Charakteren, z. B. Leckermäulern, Furchtsamen, Geizigen zukomme, welche Bedeutung allerdings auf Theophrasts Schilderungen gut paßt. Nach S. 22 sollte vor diesem Volume eine antike Büste des Theophrast vorgestellt seyn, welche sich aber wenigstens in unserm Ex. nicht findet. Diese, im Museum Capitolinum abgebildete Büste wird hier nach Viscontis Mittheilungen für die ächteste Vorstellung dieses Philosophen erklärt, und behauptet, daß die Basis mit dem Namen des Theophrast und seines Vaters wirklich zu der Büste gehöre.

Der Uebersetzung schickt der Her. eine kurze Uebersicht der Geschichte der Moral in Griechenland vor dem Theophrast voran, worauf la Bruyere's

Verſuch über den Theophraſt mit des Her. Anmerkungen folgt.

Eine Probe gelehrter Anmerkungen zum Theophraſt, wie ſie der Her. jetzt la Bruyere's Ueberſetzung zur Begleitung gegeben, enthält Lettre de J. G. Schweighäuser à Mr. Millin, sur quelques passages de Théophraste, Suidas et Arrien. Paris 1803. 21 S. 8.

Im zweyten Kapitel von dem Schmeichler: Ἀμέλει δὲ κοὐ τὰ ἐκ γυναικείας ἀγορᾶς διακονῆσαι δυνατὸς ἀπνευστί überſetzt Hottinger im Attiſchen Muſeum: „Er macht ſich nichts daraus, irgend etwas vom Weibermarkt für euch herbey zu holen, und dabey läuft er ſich außer Athem.“ Der Her., nicht zufrieden mit dieſem dem erſten Blick ſich darbietenden Sinn, ſucht eine verſtecktere Anſpielung auf einen unanſtändigen Dienſt, den dieſer paraſitiſche Schmeichler einem Herrn erzeigt: „Er iſt im Stande ein gewiſſes Geſchirr zu präſentiren, das man auf dem Weibermarkt kauft.“ Hier wurde allerley Geſchirr und Töpfe verkauft, alſo auch derjenige, den die Sklaven ihren zechenden Herren unterhalten mußten. Ἀμίδα παρακρατεῖν, nennt es Arrian.

Simreich iſt des Her. Vermuthung zu K. 4., wo der Tölpel, der in die Stadt geht und ſich ſchon nach dem Preis von dem und jenem erkundigt hat, fragt: εἰ σήμερον ὁ ἀγὼν νουμηνίαν ἄγει, daß hier ἀγὼν von der Verſammlung der Menſchen auf dem Markt und νουμηνία von dem Markttag, der am

ersten des Monats gehalten wurde, die Rede sey. Es fällt ihm also erst itzt ein, zu fragen: „ob die Versammlung heut etwa Markttag halte.“ Das Lächerliche, meynt der Her., bestehe eigentlich darin, daß er nach etwas frage, was er schon zu Hause hätte wissen müssen, bevor er sich auf den Weg begeben. Vielleicht veranlaßt ihn auch erst das Getümmel, welches er auf dem Markt erblickt, zu der Frage: Ob es denn etwa Markttag sey, weil der Zulauf von Menschen so groß sey.

K. 5. zieht der zuvorkommend Höfliche oder Höfling, wie es Hottinger im zweyten Stücke des neuen Att. Mus. ausdrückt, die Kinder des Mannes, bey dem er zu Tische ist, an sich, spielt mit ihnen, und sagt: Ἄσκος, Πέλεκυς, welches man gewöhnlich so versteht, als zeige er ihnen allerhand Spielzeug, kleine Schläuche, Aexte. Der Her. bemerkt, daß Visconti im Mus. Pio-Clement. Vol. 3 pl. 22 die Bildsäule eines kleinen Kindes erläutere, welches eine mit lauter solchem kleinen Spielzeug, worunter auch ein Beil, umgebene Schärpe trage, welches Visconti auf den Dienst der Cabiren deute. Beym Theophrast hingegen vermuthe Visconti, daß von bacchischen Symbolen die Rede sey. Hr. Schw. selbst meynt, jene beyden Worte könnten auch wohl in einem Kinderspiel gebräuchlich gewesen seyn. Hottinger hat auch einige gute Einfälle über diese Stelle. Zu demselben Kapitel theilte Visconti dem Her. eine schätzbare Er-

läuterung über die Θυριακὰς (oder, welche Lesart er vorzieht, Τυριακὰς) τῶν στρογγύλων ληκύθους mit, die er für Gefäße von tyriſchem Sand, d. h. von Glas nimmt, „zu welchem man ſich damals ausſchließend dieſes Sandes bediente, welches ihm einen ſehr großen Werth gab. Man kennt keine berühmte Vaſen-Fabrik in den verſchiednen Städten, welche den Namen Thurium (nach der Lesart Θυριακὰς) führten. Erſt zu den Zeiten der Römer hörten die gläſernen Gefäße auf koſtbar zu ſeyn, und man konnte ſie um einen ſehr niedrigen Preis haben (ſ. Strabo B. 16 nach Caſaubonus gewiſſer Verbeſſerung).“ Hottinger überſetzt: „runde, Thyriſche Balſamfläſchchen.“ Der Höfling räumt ſeine Paläſtra, nach dem Schluſſe des Kapitels, den Philoſophen, Sophiſten, Fechtmeiſtern und Tonkünſtlern zu ihren Epideixeis ein. „Er ſelbſt (ſo überſetzt Hottinger nach den Verbeſſerungen von Nedham und Schwarz) kömmt erſt, nachdem die Uebungen angefangen haben, damit etwa der eine und andre von den Zuſchauern ſeinem Nachbar ſage: Seht, da kömmt der Beſitzer der Paläſtra“ ὅτι, τούτου ἐστὶν ἡ παλαίστρα. Der Her. ändert nur τούτου in τούτων um, und folgt übrigens der gemeinen Lesart: ὕστερον εἰπεῖν ἐπὶ τῶν θεωμένων πρὸς ἕτερον, ὅτι τούτων u. ſ. w. Er ſagt während der Vorſtellung zu ſeinem Nachbar von den Zuſchauern: „Die Paläſtra iſt für ſie;“ d. h. für ihr Vergnügen beſtimmt. Einer glücklichen

Correction einer Stelle dieſes Kap. von Hottinger gedenken wir noch, weil ſich in den Abdruck im Att. Muſ. ein Druckfehler eingeſchlichen hat. Theophraſt ſagt, der Höfling καὶ πίθηκον θρέψαι δεινὸς, καὶ τίτυρον κτήσασθαι, καὶ Σικελικὰς περιστερὰς. „Er hält ſich einen Affen, kauft einen Satyr.“ Dieß iſt nach Hottingers Meynung eben ſo, als wollte Jemand ſagen: „Er hält ſich ein Pferd und einen Schimmel.“ Da ſich in Handſchriften bey τίτυρος ein Gloſſem findet: πίθηκος μικρὰν ἔχων οὐράν, ſo hält H. πίθηκος für Gloſſem von τίτυρος und lieſt: καὶ τίτυρον (ſo wollte er offenbar ſchreiben, es ſteht aber πίθηκον) θρέψαι δεινὸς, καὶ κτήσασθαι Σικελικὰς περιστερὰς.

Der Ehrloſe tanzt, nach K. 6., nüchtern und ohne Maske den Kordax im komiſchen Chore. Gegen la Bruyere's Ableitung des Wortes Kordax von χορδὴ, wird erſtlich eingewendet, daß es dann heißen müßte Chordax; allein der griechiſche Name Kronos kommt auch von χρόνος her; ferner: χορδὴ werde blos von den Darmſaiten gebraucht. Wahr; aber wie wenn die Kordaxtänzer ſich gewöhnlich oder urſprünglich an Darmſaiten, oder vielleicht bey den Dionyſien an langen Därmen und Schläuchen, die bey dieſen Feſten eine Rolle ſpielten, angefaßt hätten? Allein Visconti leugnet in der beygebrachten Anmerkung, daß man ſich überhaupt bey dieſem unzüchtigen Tanz eines Strickes oder einer Saite bedient habe, und erklärt die Aus-

drücke des Ariſtophanes „den Kordax ziehen“ und des Terenz Brüder 4, 7 „restim ductans saltabis?“ uneigentlich vom bloßen Reichen der Hände. Er will ſich dieſer Bemerkung in einem noch ungedruckten Mémoire über ein Basrelief von Tänzerinnen in der Villa Borgheſe bedienen, um die berühmte Stelle des Livius 27, 37 zu erklären, wo ſich der Verf. von einem heiligen Tanze des Ausdrucks bedient: restim dare. Vielleicht könnte auch der Kureten-Tanz beym Lucrez 2, 630 f. hieher gezogen werden: Heic armata manus — inter se forte catenas Ludunt in numerumque exsultant. Warum man leugnen will, daß man ſich beym Kordax eines Seiles bedient, will uns indeß noch nicht einleuchten, da dieß etwas ſo ganz natürliches iſt, und auch heut zu Tage Tänze üblich ſind, wo man ſich an Bändern und Tüchern anfaßt. — Wenn Gaukler ihre Künſte auf der Straße ſehen laſſen, ſo läßt ſich der Ehrloſe dazu brauchen, Geld dafür von den Zuſchauern einzuſammeln, und er zankt ſich mit denen herum, die gratis ſehen wollen und keine Marke oder kein Billet aufzuweiſen haben. Richtig ſcheint uns der Her. nach Coray überſetzt zu haben, welcher die Negation den Worten hinzugeſetzt hat: μάχεσθαι τοῖς τὸ σύμβολον οὐ φέρουσι, wenn gleich Schneider bekennt, den Grund davon nicht einzuſehen. An den Worten: τὴν μητέρα μὴ τρέφειν, welche mitten unter entehrenden Gewerben und Beſchäftigun-

gen des Ehrloſen ſtehen, hat weder Ueberſetzer noch Her., überhaupt kein Gelehrter bis auf Hottinger, Anſtoß genommen, der dieſe Worte entweder für eine unpaſſende Interpolation oder für verdorben hält, und ſehr paſſend zu leſen vorſchlägt: μητραγυρτεῖν, unter den Bettel-Prieſtern am Feſte der Cybele Almoſen ſammeln. Wem dieſe Veränderung zu kühn dünkt, der würde vielleicht weniger Anſtoß an folgender Conjectur nehmen: θηριοτροφεῖν, welches Wort im Ariſtänetus 2, 20 und im Alciphron fragm. 5 vorkommt. Ein Thierwärter in einer Menagerie oder einem Park zu ſeyn, gehörte vermuthlich nicht unter die geachteten Profeſſionen.

K. 7. vom Schwätzer, bezieht der Her. die Worte: προσδιηγήσασθαι — τὴν ἐπ' Ἀριστοφῶντός ποτε γενομένην τοῦ ῥήτορος μάχην nach Caſaubonus Vorgang, dem auch Hottinger beypflichtet, mit Recht auf den Streit des Demoſthenes gegen den Aeſchines über die Krone und die deshalb gehaltenen Reden. Unnöthig iſt wohl Caſaubonus Vorſchlag τῶν ῥητόρων. Dagegen glauben wir mit Hottinger, daß die nächſtfolgenden Wörte καὶ τὴν τῶν Λακεδαιμονίων ἐπὶ Λυσάνδρου als ein fremdes Einſchiebſel ausgeſtrichen werden müſſen, worauf ſich denn das Ganze ſo hübſch rundet, wie es Hottinger überſetzt hat: »Zuweilen recenſirt er die Streitreden, welche die beyden großen Redner unter dem Archontate des Ariſtophon gehalten haben, und geht von da auf die Reden über, welche er ſelbſt et-

wa, nicht ohne Beyfall, in der Volksverſammlung vorgetragen habe.“

K. 8. erzählt der Zeitungs- oder Neuigkeitsträger, Kaſſander ſey aufs Haupt geſchlagen worden: „Unglücklicher Kaſſandros!“ (ruft er aus,) „Bedauernswürdiger Mann! Wie das Glück ſich ſo ſchnell wendet! War er doch ein ſo mächtiger Fürſt! Allein,“ ſetzt er hinzu, „das bleibt unter uns!“ So überſetzt Hottinger. Ganz anders Hr. Schw., der ἀλλ' οὖν ἰσχυρὸς γενόμενος u. ſ. w. ſo erklärt: Nachdem er es durchgeſetzt hatte, daß man ihm glaubte (alors étant devenu fort, d. h. ayant fini par se faire croire), ſo ſetzte er hinzu: das muß unter uns bleiben. Aehnlich drückt ſich Maro von der Fama aus:

Mobilitate viget viresque acquirit eundo,
Parva metu primo, mox sese attollit in auras.

Kap. 14 ſagte der Stupide nach der alten Lesart, wenn es regnet: Ἡδύ γε τῶν ἄστρων νομίζει, ὅτι δὴ καὶ οἱ ἄλλοι λέγουσι πίσσης. Sinnreich war der Einfall des Her., mit einem nach der Analogie geprägten Worte zu leſen: Ἡδύ γε τὸ ἀστρονομίζειν, Quand il pleut, il dit, ah! qu' il est agréable de connoître et d' observer les astres! Die nächſten Worte ſchreibt er einem Gloſſator zu, in dem Sinne: lorsque d' autres di-

sent que le ciel est noir comme de la poix. Wir sehen nicht ein, warum dieser Gedanke nicht vom Theophrast selbst seyn könnte, wenn er ihn anders deutlicher ausgedrückt hätte, etwa: ὅτε δὴ κ. οἱ σὺ. λέγουσιν, οὐρανὸς ὡς πίσση. Indessen haben Coray und Schneider diese Stelle bereits berichtigt. Beyde lesen zu Anfang: Ἡ. γε τῶν ἄστρων ὄζει, und am Ende ist mit Schneider für πίσσης zu lesen: τῆς γῆς, für welche Lesart der junge Schweighäuser selbst hernach die sicherste Bestätigung in einer Pariser Handschrift des Athenäus fand, wie dieses sein Vater in den Animadvv. ad Athenae. T. 7, p. 682 selbst berichtet. — Am Schlusse dieses Kap. ist vom Hinaustragen der Todten κατὰ τὰς ἱερὰς πύλας die Rede. Da die Leichen aber nicht durch das heilige Thor getragen wurden, so nimmt auch der Her. Meursius Verbesserung Ἡρίας an. „Barbie du Bocage, bemerkt er, glaubt, daß es kein eignes Thor dieses Namens gegeben, sondern, daß man diesen Namen bisweilen der porta δίπυλος gegeben habe, die er in seinem Plan von Athen in der Voyage du jeune Anacharsis an diese Stelle setzt; und die eben so gelehrten als ausgedehnten Untersuchungen, die er seitdem über diesen Plan angestellt hat, haben diese Meynung bestätigt. Vielleicht war dieses Thor doppelt, wie sein Name anzeigt, und einer von den Ausgängen wurde Eria genannt und insonderheit zu Leichenbegängnissen bestimmt.“

Im Kap. 16. von dem Abergläubiſchen kommt in einem aus der Vaticaniſchen Handſchrift gewonnenen Zuſatz eine merkwürdige Notiz von Verehrung der Hermaphroditen im Hauſe am vierten und ſiebenten Tage vor, welche neulich Heinrich in der Monographie über die Hermaphroditen, Hamb. 1805. 4., die wir in unſrer Bibliothek Bd. 70, S. 289 ff. angezeigt haben, beleuchtet und erläutert hat. Die ſchätzbaren Bemerkungen des Hn. Schw. theilen wir im Auszug mit: „Die vierten Tage des Monats, oder vielmehr der Decade, waren dem Merkur geweiht. (Noch mehr gehört hieher das Zeugniß des Philochorus bey Heinrich S. 10, daß der vierte dem Hermaphrodit heilig ſey.) Die Hermaphroditen ſind Hermen mit Venus-Köpfen (nach Heinrich, Hermen-Säulen, auf welchen eine männliche Venus oder Aphroditos ſtand). Die Verehrung der Venus war oft mit der des Merkur verbunden. S. Arnaud de diis synedris C. 24. Der ſiebente Tag, wenn anders die Zahl richtig iſt, kann nicht der ſiebente des Monats ſeyn, welcher, wie der erſte, nicht der Venus, ſondern dem Apollo geweiht war. Man muß daher annehmen, daß dieſes Opfer alle ſieben Tage gebracht wurde, und dieſe Stelle wird daher, wegen der Heilighaltung des ſiebenten Tages, bey den Profan-Völkern wichtig. Ich bemerke zur Beſtätigung dieſer Meynung, welche von Visconti iſt, daß auf den erſten heidniſchen Denkmälern ſeit der Einführung der pla-

netariſchen Woche in den R. Kalender, welche ſich aus dem zweyten Jahrh. der chriſtlichen Zeitrechnung herzuſchreiben ſcheint, Venus die ſiebente Stelle unter den Gottheiten einzunehmen ſcheint, welche den Tagen dieſer Periode vorſtehen (Les peintures d' Herculanum T. 3, pl. 50); daß der geheiligte Tag der Muhamedaner der Freytag iſt, und daß dieſer Tag im Alterthum von den Ismaelitiſchen Völkern zur Ehre der Venus Uranie gefeyert worden (Selden. de diis Syris, S. 2, c. 2. 4.); endlich, daß die Venus, von welcher Pauſanias ſpricht, als Herme eine Venus Urania war, die zu Athen eine beſondre Verehrung genoß. Die wöchentliche Verehrung dieſer Göttinn kann durch Alexanders Eroberungen nach Griechenland gekommen ſeyn, ſo wie die Beobachtung des Sabbats zu Rom durch die Einnahme von Paläſtina eingeführt worden zu ſeyn ſcheint. (S. außer Ovid, Horaz, Tibull, Auguſtin C. D. 6, 11.). Aus Athenäus 12, 4 iſt es beynah gewiß, daß die Perſer in ſehr alten Zeiten eine Wochen-Verehrung hatten; und, nach Herodot 1, 130, hatten ſie die Verehrung der Urania von den Arabern und Aſſyrern bekommen, und hatten dieſe Göttinn Mitra genannt, welches zu beweiſen ſcheint, daß ſie ſie mit dem Mitras, ihrer Haupt-Gottheit, in Verbindung geſetzt haben. (Vergl. was wir in dieſer Bibliothek Bd. 70. S. 296 f. über die Verehrung des ſiebenten Tages in den Morgenländern und nach den alten

Philoſophen geſagt haben.) Vielleicht iſt aber der Text des Theophraſt verſtümmelt, und es kann in demſelben vom ſechſten Tag des Monats oder der Dekade die Rede geweſen ſeyn, welcher der Venus heilig war (Iamblich. vit. Pythag. c. 28 s. 152). In dieſem Fall iſt es merkwürdig, daß die Tage der Sonne, des Merkur und der Venus in unſrer Woche denſelben Platz einnehmen als die Tage, welche durch die Religion der Griechen den Gottheiten geweiht waren, welche dieſen himmliſchen Körpern entſprechen, in dem Monat zu Athen einnahmen, oder in jedem der drey Theile, in welche der Monat eingetheilt war; d. h. daß die einen und die andern in die erſten, vierten und ſechſten Tage dieſer Perioden fallen. Dieſe griechiſchen Superſtitionen haben ihren Urſprung unſtreitig in der Aegyptiſchen Sitte, jeden Tag einer Gottheit zu widmen (Herodot 2, 82); und dieſer alte Gebrauch iſt wahrſcheinlich allmählig zu Alexandria zuſammengefloſſen mit der Mond- oder planetariſchen Woche, welche die andern Nationen des Morgenlands verehrt zu haben ſcheinen, mit der Heilighaltung des Sabbats bey den Juden und mit der des Sonntags bey den Chriſten."

Der Schmutzige, Kap. 19. ἐλαίῳ σαπρῷ ἐν βαλανείῳ χρώμενος σφύζεσθαι. Das letzte Wort iſt aus der Vaticaniſchen Handſchrift, giebt aber, ſo wie es hier ſteht, keinen ſchicklichen Sinn.

Visconti lieſt beym Her. σφίγγεσθαι, in dem Sinne se serer dans ses habits. Er ſalbt ſich mit ranzichtem Oel, und ohne es erſt an der Sonne eintrocknen zu laſſen, wie man zu thun pflegte, hüllt er ſich ſofort wieder in ſeine Kleider. Aehnlich wäre dem griechiſchen Wort in der angeführten Bedeutung constringere. Beym Statius Wälder 2, 1, 129 brevibus constringere laenis Pectora. Von den vier letzten Charakter-Zügen dieſes Kap. muthmaßt der Her., daß ſie dem folgenden Kapitel angehören, wogegen ſich einige andere, die hieher gehörten, ins folgende Kap. eingeſchlichen hätten.

Im folgenden Kap. iſt ein verdorbner Zuſatz der Vaticana, in welchem der Ueberläſtige ſeine Mutter fragt: „wie ihr der Tag vorgekommen wäre, da ſie Geburtsſchmerzen gehabt und da ſie ihn gebohren hätte?“ (nicht, wie Schneider ſagt: qua se conceperit et deinde qua se pepererit) und er antwortet in ihre Seele: ὡς ἡδύ ἐστι· καὶ ἀμφότερα οὐκ ἔχοντα οὐ ῥᾴδιον ἄνθρωπον λαβεῖν. Der Her. glaubt, Theophraſt wolle den unzeitig Scherzenden folgendes im Namen ſeiner Mutter ſagen laſſen: Un moment bien doux a dû précéder celui-là; et sans ces deux choses il est impossible de produire un homme. Theophraſt müßte ſonach etwa geſchrieben haben: ὡς ἡδύ ἐστι συλλαβεῖν· καὶ ἀμφότερα οὐκ ἔχον-

σαν οὐχ οἷόν τε ἐστι ἄνθρωπον γεννᾶν. Auch in diesem Kapitel sind verschiedne Züge, welche sich aus verschiednen andern Charakteren hieher verirrt zu haben scheinen.

Die Definition der ἀνελευθερίας Kap. 22: ἐστι περιουσίας ἀποφιλοτιμίας δαπάνην ἔχουσα kann nicht richtig seyn, und der Her. scheint uns die wahre Verbesserung ausfindig gemacht zu haben: ἀπουσίας φιλοτιμίας δαπάνην ἐχούσης. — Der Geizige miethet, nach einem Zusatz der Vaticana, seiner Frau zur Begleitung beym Ausgehen ἐκ τῆς γυναικείας παιδίον συνακολουθῆσον. Bey γυν. denkt Schneider ἀγορᾶς hinzu, aber auf dem sogenannten Weiber-Markt waren keine Sklavinnen zu haben, sondern, wie Hr. Schw. aus dem Menander beym Pollux bemerkt, Töpfe. Letzterer stimmt daher vielmehr für die Emendation von Visconti: ἐκ τῶν γυναικείων παιδίων, il loue une jeune fille pour la suivre dans ses sorties. Die letzten Worte dieses Kap. καθεζόμενος παρασπρέψαι τὸν τρίβωνα, ὃν αὐτὸς φορεῖ erklärt der Her. auf eine eigne Art davon, daß sich der Geizige nicht, nach der Weise der Reichen, einen tragbaren Stuhl (ἀκλαδίας, θρόνος πτυκτὸς) durch die Sklaven in die Versammlung bringen lasse, sondern seinen Mantel selbst zusammenlege und sich darauf setze: pour s' asseoir il roule le vieux manteau qu' il porte lui-même.

Kap. 23. heißt es vom Prahler: ἐπὶ τὰς κλίνας ἐλθὼν ἰματισμὸν ζητῆσαι. Der Her. billigt eine Verbeſſerung Visconti's κλισίας ſtatt κλίνας. Schneider erklärt aber die gemeine Lesart von demjenigen Theile des Marktes, wo Polſter zu den Ruhebetten, nebſt den Decken über dieſelben verkauft worden.

Der Stolze Kap. 4. entſcheidet Streitigkeiten laut auf öffentlicher Straße: καὶ βιάζειν ἐν ταῖς ὁδοῖς τὰς διαίτας κρίνειν. Sehr annehmlich iſt die Verbeſſerung des Her. καὶ βαδίζων. Il juge la cause en marchant dans les rues.

In Kap. 26. ſagt der Oligarch, über die plebejiſchen Richter aufgebracht: Ich wundre mich, wie noch Jemand an Staatsämtern Theil nehmen mag: καὶ ὡς ἀχαρίστου ἐστὶ τοῦ νέμοντος καὶ διδόντος sc. ἕνεκα. Daß dieſes Wörtchen zu der dunkeln Redensart hinzugedacht werden müſſe, ſcheint der Her. gefühlt zu haben, weil er glaubt, die Stelle ſo erklären zu müſſen: tandis que les fonctions publiques sont si désagréables à cause de l'espèce de gens qui les confere et en dispose. Oder hatte er Schneiders freyeren Vorſchlag im Sinn: ὡς ἀχ. ἐστὶ τὸ πλῆθος τοῦ δήμου τὰς ἀρχὰς διανέμοντος κ. δ.

Kap. 27. wird von dem Alten, der noch immer lernen will, was er verſäumt hat und ſich dabey ſehr verkehrt benimmt, unter andern geſagt: ἔνδεκα λίτρας (ſo lieſt Schneider ſtatt λιταῖς) συν-

ἄγειν τοὺς μετ' αὐτοῦ συναίξοντας, welches der Her. giebt: il fait des pique-niques de onze oboles. Ueber das hierin liegen ſollende Lächerliche theilt er folgende Vermuthung mit. In einem Bruchſtück aus Sophrons weiblichen Mimen beym Pollux 4, 174 kommen die Worte vor: „der Preis iſt zehn Litren.“ (Ὁ μισθὸς δεκάλιτρον). Dieß ſey vielleicht der Preis für eine Umarmung bey den gemeinen Hetären geweſen, die davon wohl gar den Spottnamen Dekalitren bekommen haben möchten. Nach dieſem könne man vielleicht im Theophraſt leſen: ἐν δεκαλίτραις; Il fait des pique-niques chez des danseuses. Witzig iſt dieſe Vermuthung, aber ſie beruht auf zu gewagten Combinationen, als daß man etwas darauf bauen dürfte. Auch ſieht man ja darin gar keine Spur von ὀψιμαθία. Die Redensart: μακρὸν ἀνδριάντα παίζειν πρὸς τὸν ἑαυτοῦ ἀκόλουθον vergleicht der Her. mit dem modernen Ausdruck: Il tire au mur avec son esclave und führt zur Erläuterung eine antike Lampe an, auf welcher Visconti den Pfahl erblickt, gegen welchen die R. Gladiatoren zur Uebung kämpften.

Der Mediſirende Kap. 28. ſpricht übel von den Weibern in einem Zuſatz aus der Vaticana. Dieſe Weiber, ſagt er, τοὺς παῤῥιόντας συναρπάζουσι, wo Bernard Ep. ad Reisk. p. 223 nicht glücklich σαρκάζουσι leſen wollte; ὥσπερ αἱ γυναῖκες ἐν ταῖς ὁδοῖς συνέρχονται: der Her. überſetzt

im Allgemeinen: elles se prostituent dans les rues, wo vielleicht zu lesen ist: ὥσπερ αἱ κύνες— συνεχονται oder συνέχονται. Eben so sehr hält er sich im Allgemeinen bey Folgendem: καὶ τὸ ὅλον ἀνδρόλαλοί τινες, sont toujours à la poursuite des hommes, wo Schneider vorschlug ἀνδρόλαγνοι. Eben soviel Grund hätte man zu vermuthen: ἀνδρόμαχλοι.

Kap. 29 glaubt der Her., der Zusammenhang erfordre φυλάττειν γὰρ αὐτὸν τοὺς ἀδικουμένους f. ἀδικοῦντας zu lesen: Je garde ceux qui essuient des injustices. Nicht übel ist des Her. Vermuthung, daß die diesem Kapitel angehängte Moral: Καὶ τὸ ὅλον u. s. w. Zugabe eines Glossators seyn möchte.

Die Definition der αἰσχροκερδία zu Anfang des 30sten Kap. wird mit Recht für verstümmelt angenommen. Schrieb etwa Theophrast: ἐστὶν ἕξις οὐσίας αἰσχρός? Der Her. ist der Mangelhaftigkeit des Textes durch folgende Paraphrase zu Hülfe gekommen: L' homme qui aime le gain sordide emploie les moyens les plus vils pour gagner ou pour épargner de l' argent.

Eine angenehme Zugabe hat die Uebersetzung des Theophrast durch Beyfügung einiger Charakter-Schilderungen aus andern alten Schriftstellern vom Her. erhalten. Aristoteles hat dazu aus der Ethik an den Nicomachus den Charakter der anständigen Prachtliebe und des Muthes, der Peripatetiker

lycon den Charakter des Trunkenbolds beym Rutilius Lupus, der Verf. der Schrift an den Herennius den Charakter des Windbeutels, und Dio Chryſoſtomus den des Geizigen, des Wollüſtigen und des Ehrgeizigen beygetragen. Die Schilderungen aus dem Ariſtoteles und Dio ſind nur frey und Auszugsweiſe, die des Lycon und des Ungenannten an den Herennius aber in einer treuen Ueberſetzung geliefert worden.

Der gelehrte Hr. Rect. Görenz in Zwickau, von dem wir eine neue Bearbeitung der Charaktere des Theophraſt zu erwarten haben, wird gewiß den Schweighäuſerſchen Bemühungen um dieſe Schrift volle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Wir bemerken noch in Bezug auf die Kritik des Theophraſt, daß Burgeß im Conspectus lit. Mus. Oxon. 1792. p. 4 erzählt, er ſey im Beſitz von Lesarten der Charaktere, die aus einer alten Handſchrift, aus ſeltnen Ausgaben und aus dem Stobäus von M. Maittaire ausgezogen worden.

V.

Kürzere Anzeigen.

Hymnus auf Gott, ein muſikaliſches Gedicht; nebſt einigen geiſtlichen Liedern. Magdeburg, bey Keil 1804. 80 S. 8.

Skolien. Magdeburg, 1805. 62. S. 8.

Der Verfaſſer dieſer Poeſieen iſt H. von Köpken, ein unter unſern lyriſchen Dichtern nicht unbekannter Nahme. In einem kleinen Vorberichte, der vor ſeinem Hymnus ſteht, äußert er über die dem Singedichte zu gebende Form einige Gedanken, die unſern Leſern mitgetheilt zu werden verdienen.

Es giebt, ſagt er, dreyerley Singedichte: bloß lyriſche, lyriſch-dramatiſche und lyriſch-epiſche. Bloß lyriſche Singedichte können ſich, wenn ſie von Umfange ſind und einige Stunden ausfüllen ſollen, ſchwerlich in der leidenſchaftlichen Begeiſterung und in dem hohen Odenſchwunge erhalten, welche die lyriſche Poeſie erfordert, und würden, wenn das auch möglich wäre, den Zuhörer ermüden. Sie gehen daher gewöhnlich in Cantaten (das Wort im engern Sinn für recitirendes Gedicht genommen)

über. Aber bey dieſen fragt man gemeiniglich, wie bey dem Tode Jeſu von Ramler: Wer ſpricht? wer ſingt? Der Dichter? Woher dann die Veranlaſſung zu Duetten, Chören u. ſ. w.? die eingemiſchten erzählenden Perſonen? woher bey dieſen der Ausbruch in den ſtärkern Affect und deſſen muſikaliſche Darſtellung? — Lyriſch-dramatiſche Singſtücke verlieren, bey der Aufführung in Kirchen und Concerten, zu viel, wegen der fehlenden Pantomime und des gänzlichen Mangels der theatraliſchen Decoration und Vorſtellung. — Die erzählende oder epiſche Ode endlich, die Brown in Bezug auf Drydens und Popens bekannte Arbeiten und auf ſein eignes Stück, die Heilung Sauls, in Vorſchlag brachte, treffen meiſtentheils die Erinnerungen, die ſich gegen die Cantate erheben. Wenigſtens iſt gewiß, daß eine ſich vor unſern Augen entwickelnde Handlung an ſich ſchon mehr Intereſſe erregt, als die Erzählung einer bereits vorgegangenen Begebenheit.

Dieſe Beobachtungen, die der Verfaſſer bey den meiſten Singeſtücken machte, veranlaßten ihn, die Einrichtung derſelben genauer zu erwägen, und ſo dachte er ſich, um wenigſtens einige der angeführten Unſchicklichkeiten zu vermeiden, eine Mittelgattung muſikaliſcher Gedichte, für unſere Concert- und Kirchen-Muſiken, beſtehend aus einer Nachahmung des Hymnus der Alten und der Chöre in den frühern griechiſchen Trauerſpielen. „Man

mache," ſagt er, (um ſeine eignen Worte zu brauchen) „den Hymnus zum Hauptſujet des Stücks. Um dieſem mehr Umfang, Mannigfaltigkeit und Intereſſe zu geben, und den Ausdruck der Empfindungen durch Individualität zu verſtärken, beſtimme man die Situation, worin geſungen wird, verwebe irgend eine Art von Handlung damit, laſſe das Volk und einzelne Perſonen daran Theil nehmen, durch ſie den daraus natürlich entſtehenden Affect ausdrükken, und ſo Freude, Klage, Troſt, Belehrung, nach den Umſtänden, abwechſeln. Weil aber das lyriſche hier die Hauptſache iſt, und die Fülle der Empfindungen gewiſſe Unordnungen, Sprünge und Lücken macht: ſo dürfte die Handlung nur ſehr einfach, und nach Art der älteſten griechiſchen Schauſpiele mehr epiſodiſch, die Verbindung alſo nicht ſtrenge ſeyn, und der Plan nur durchſchimmern. Das Ganze aber müßte im hohen, begeiſterten, leidenſchaftlichen Tone gehalten werden. — Zwar nähert man ſich durch dieſe Einrichtung etwas der dramatiſchen Form. Wenn man aber eigentlichen Dialog ganz vermeidet, die ſingenden Perſonen nicht zu genau beſtimmt, ſondern es dem Zuhörer überläßt, ſie ſich nach ſeiner beſondern Stimmung und der Lokalität zu denken, und das lyriſche der herrſchende Ton des Stücks bleibt: ſo verliert ſich das Anſtößige, was ſonſt hierin bey der Concert-Muſik liegt. Dagegen gewinnt der Componiſt freyeres Feld, und wird durch den Ausdruck der

Empfindung im Augenblicke des Entstehens leidenschaftliches Mitgefühl bey den Zuhörern sicherer erwecken."

Es ist unläugbar, daß der Verfasser die Hindernisse, die der Vervollkommnung der höhern musikalischen Poesie entgegenstehen, sehr richtig gewürdiget hat. Aber wir zweifeln, ob für Singestücke, die mehrere Stunden hindurch dauern sollen, irgend eine Form ausfindig zu machen sey, die ganz befriedige. Die Unwahrscheinlichkeit, die aus der dramatischen Einrichtung großer Oratorien entspringt, dürfte der Hörer zu übersehen sich wohl noch geneigt finden lassen; allein der Hauptton, der in allen Singstücken, mag die äußere Anordnung derselben beschaffen seyn wie sie will, vorwaltet, und nothwendig vorwalten muß, ist offenbar der lyrische, und in der lyrischen Stimmung, — der höchsten, in welche uns die Poesie versetzen kann, — sich ununterbrochen und mehrere Stunden zu erhalten, dürfte wohl selbst dem entschiedensten Musik-Freunde unmöglich seyn. Es bleibt also, um der Ermüdung, der Feindinn alles Genusses zu begegnen, nichts weiter übrig, als das Vergnügen abzukürzen und die Dauer der Singestücke auf einen kleinern Zeitraum zu beschränken, — eine Foderung, die hier um so mehr an ihrer Stelle ist, da nicht nur die Musik, als Kunst, zwischen den angenehmen und schönen Künsten in der Mitte schwebt, und den Sinnen vielleicht noch mehr ange-

hört, als dem Verstande, sondern auch die Mittel, die der Tonkünstler in seiner Gewalt hat, um auf den Hörer zu wirken, allmählig ihre Gränzen erreichen und sie im Recitative beynahe erreicht haben.

Von diesem Vorwurfe einer zu grossen Ausdehnung können wir dann auch den Hymnus des Verfassers und vorzüglich einige Recitative nicht frey sprechen. Als musikalisches Ganzes, fürchten wir, wird er, seiner guten Anlage ungeachtet, dem Schicksale ähnlicher ausführlicher Singestücke schwerlich entgehen; als poetisches Ganzes hingegen bleibt ihm, so wie den meisten der angehängten geistlichen Lieder, das Verdienst einer edlen kraftvollen Sprache und eines leichtfließenden und doch volltönenden Rhythmus unbestritten.

„Zum Lesen," sagt der Verfasser von seinen Skolien, „ist keine einzige derselben gemacht, und billig sollten alle fröhlichen Lieder nur gesungen werden: denn der Buchstabe tödtet zu oft ihren lebendigen Geist." Unstreitig eine wahre Bemerkung, die wir aber nur dann gern unterschreiben und unbedenklich gelten lassen, wenn der Dichter, was hier der Fall ist, ihrer nicht bedarf, um die Kritik zu entwafnen. Die meisten der gelieferten Skolien sind recht artig, und lassen sich nicht bloß singen, sondern auch lesen.

Ruth. Ein Gedicht in vier Gesängen. Von Karl Streckfuß. Wien, bey Schaumburg und Comp. 1805. 8. 133 Seiten.

Ob die Geschichte der Ruth ein dankbarer Stoff für ein Gedicht ist, daran zweifeln wir aus mehr als Einem Grunde. Allein Hr. Streckfuß hat ihn einmal gewählt, und wir wollen daher, ohne für oder wider diese Frage zu entscheiden, uns bloß auf die Untersuchung einschränken, wie ihm sein Bestreben, einem Voß und Göthe nachzueifern, gelungen ist.

Naemi, nachdem sie ihren Gatten Eli-Melech und ihre beyden Söhne Mahlon und Chilion verloren hat, will nach Bethlehem, ihrer Vaterstadt, zurückkehren; denn in Moab, dem Ort ihres bisherigen Aufenthalts, ist ihr, wie sie sagt,

„so öd und so leer, ein jegliches Plätzchen
Trägt der theuren Erblichenen Spur; dort kniet' Eli-Melech,
Sonst aufflehend zum Herrn, bey den ersten Strahlen der Sonne;
Hier stand das Bett, wo mein Chilion starb, und es zeiget die Stelle
Immerfort mir den theuren Sohn im Kampfe des Todes,
Zeiget mir Mahlons Bild, der bey dem sterbenden Bruder
Da stand, tief erbeugt, das eigene Schicksal nicht ahnend.

Kap. 23. heißt es vom Prahler: ἐπὶ τὰς κλίνας ἐλθὼν ἱματισμὸν ζητῆσαι. Der Her. billigt eine Verbesserung Visconti's κλισίας statt κλίνας. Schneider erklärt aber die gemeine Lesart von demjenigen Theile des Marktes, wo Polster zu den Ruhebetten, nebst den Decken über dieselben verkauft worden.

Der Stolze Kap. 4. entscheidet Streitigkeiten laut auf öffentlicher Straße: καὶ βιάζειν ἐν ταῖς ὁδοῖς τὰς διαίτας κρίνειν. Sehr annehmlich ist die Verbesserung des Her. καὶ βαδίζων. Il juge la cause en marchant dans les rues.

In Kap. 26. sagt der Oligarch, über die plebejischen Richter aufgebracht: Ich wundre mich, wie noch Jemand an Staatsämtern Theil nehmen mag: καὶ ὡς ἀχαριστόν ἐστι τοῦ νέμοντος καὶ διδόντος sc. ἕνεκα. Daß dieses Wörtchen zu der dunkeln Redensart hinzugedacht werden müsse, scheint der Her. gefühlt zu haben, weil er glaubt, die Stelle so erklären zu müssen: tandis que les fonctions publiques sont si désagréables à cause de l'espèce de gens qui les confere et en dispose. Oder hatte er Schneiders freyeren Vorschlag im Sinn: ὡς ἀχ. ἐστι τὸ πλῆθος τοῦ δήμου τὰς ἀρχὰς διανέμοντος κ. δ.

Kap. 27. wird von dem Alten, der noch immer lernen will, was er versäumt hat und sich dabey sehr verkehrt benimmt, unter andern gesagt: ἔνδεκα λίτρας (so liest Schneider statt λιταῖς) συν-

ſie dieſer aufs neue zur Rückkehr räth. Im dritten Geſang führt Ruth ihren Entſchluß, Aehren auf dem Felde zu ſammeln, aus. Sie wird bey dieſer Gelegenheit mit Boas bekannt, der ſich wohlthätig gegen ſie erzeigt. Bald entdeckt er ihr die Neigung, die ſie ihm beym erſten Anblick einflößte, und die mit jedem Tage zugenommen hat. Zugleich verhehlt er ihr aber auch nicht, daß, wenn der nähere Erbe ihres Mannes des Ackers und ihrer begehre, er nach der Sitte ſeines Volks ſie dieſem überlaſſen müſſe. Im vierten Geſang entſagt der nähere Verwandte dem Erbtheil; die Heurath geht vor ſich, und die Nachricht von der Geburt eines Söhnleins, aus deſſen Geſchlecht David und der Meſſias entſproßte, beſchließt das Gedicht.

Das Erſte, was Bedenklichkeiten bey uns erregt, iſt der Grund, aus welchem Naemi ſich zu der Auswanderung entſchließt. Eine empfindſame Romanleſerinn aus unſern Zeiten klagt vielleicht, daß jede Stelle, jedes Geräthe ſie an eine verſtorbene Perſon erinnere. Aber ſchwerlich wird ſie es ſo weit treiben, daß ſie aus dieſem Grunde nicht etwa bloß die Wohnung, ſondern ſogar Stadt und Land verläßt. Und nun vollends eine verſtändige, geſetzte, bejahrte Matrone des alten Teſtaments. Nichts davon zu gedenken, daß die Trauer über den Verluſt geliebter Perſonen nicht ſehr tief ſeyn kann, wenn man dem Angedenken an dieſelben zu

entfliehen ſucht. Aber nicht genug, daß wir der Flucht der beyden Damen — vor ihrem Hausgeräthe — unſern Beyfall nicht ſchenken können, wir wiſſen uns zugleich auch in die ſie begleitenden Umſtände nicht zu finden. Es iſt eine ſehr löbliche Sache um das Gebet, beſonders wenn es zur rechten Zeit geſchieht. Wir würden es daher auch recht erbaulich finden, wenn Naemi ſich die göttliche Leitung bey ihrem Vorhaben vor der Ausführung deſſelben erbeten hätte. Aber ſie erfüllt dieſe fromme Pflicht erſt, da ſie ſich bereits auf der Reiſe befindet, und daher wird ſie es uns nicht übel nehmen, wenn wir ſie für eine Frau halten, welche die Etikette gegen den Himmel nicht gehörig zu beobachten weiß. Im Ernſt, Naemi giebt uns weder von ihrem Verſtand, noch von ihrer Gottesfurcht einen ſonderlichen Begriff; wenn ſie zwar überzeugt iſt, daß ein für ihr ganzes Leben wichtiger Schritt auf eine Entſcheidung von oben ausgeſetzt werden müſſe, dieſer Ueberzeugung aber erſt dann gemäß handelt, nachdem ihr Entſchluß zur That geworden iſt. Und wodurch wird dieſes Gebet veranlaßt? Nicht durch irgend einen Zweifel an dem glücklichen Erfolg der Reiſe, ſondern bloß durch Arpa's innern Kampf zwiſchen der Liebe zur Schwiegermutter und der Liebe zur Heimath. Weisheit iſt es, was Naemi ſich erbittet. Aber dieſe wird, vermuthlich weil ein Kampf zwiſchen Liebe und Liebe ſich ſchwer durch Vernunftgründe entſcheiden läßt, weder ihr noch

den Schwiegertöchtern zu Theil. Bloß von neuen Kräften gestählt (was das wohl für Kräfte seyn mögen?) raffen sie sich auf, und die plötzlich zurückkehrende Arpa scheint sich der Gründe ihres Entschlusses selbst nicht bewußt zu seyn, weil sie sonst zuverlässig der Schwiegermutter Rechenschaft davon gegeben hätte. Ueberhaupt ist diese Arpa eine sehr überflüßige Person in dem Gedicht. Soll sie etwa dazu dienen, um Ruths treue Anhänglichkeit an die Schwiegermutter noch mehr herauszuheben? Unmöglich kann der Dichter sich diesen Vortheil von ihr versprechen. Sie bringt kein geringeres Opfer als jene. Je mehr es sie kostet, desto verdienstlicher ist es; und was ihre Rückkehr betrifft, so ist ja diese nicht Folge des Mangels an Liebe zur Schwiegermutter, sondern einer göttlichen Eingebung. In Bethlehem leben die Ankömmlinge in großer Armuth. Wir verlangen billig zu wissen: woher diese Armuth kommt? Um ihretwillen bereut Naemi, daß sie Moab verlassen hat. Dort kann sie also unmöglich ihr Loos gewesen seyn. Bey dieser Gelegenheit dringt sich uns noch die Frage auf: Wie läßt sich Naemi's Bekenntniß im zweyten Gesang:

„Schwerer als alles drückt mich der Vorwurf, die warnende Stimme,
Die in der Brust mir ertönt, als wir aus Moab gezogen,
Ihrer nicht hab' ich verblendet geachtet;"

wie läßt ſich dieſes Bekenntniß mit dem, was wir im erſten Geſang von den Wirkungen ihres Gebets erfahren, vereinigen? Zwar hat der Dichter allerdings den Fehler begangen, dieſe Wirkungen ziemlich unbeſtimmt anzugeben. Aber er ſpricht doch von göttlichen Flammen, die aus dem reinen Gebet entſtrömten; er berichtet uns, die Betenden hätten, von neuen Kräften geſtählt, ſich aufgerafft, und ſagt uns alſo mehr als genug, um die Nachricht von einer warnenden Stimme, welche Naemi nicht geachtet habe, höchſt unerwartet zu finden. Der wichtigſte Vorwurf, der unſerm Bedünken nach das Gedicht trifft, iſt der gänzliche Mangel eines Intereſſe, wodurch der Leſer am Ende des erſten Geſangs feſtgehalten wird. Naemi und ihre Schwiegertochter ziehen nach Bethlehem. Daß jene dort durch kein Geräthe mehr an ihren Verluſt erinnert wird, daß ſie alſo den Zweck ihrer Reiſe glücklich erreicht, dieß zu errathen, muß der Dichter nothwendig dem eigenen Scharfſinne ſeiner Leſer überlaſſen. Wen alſo nicht die bloße Neugierde, welches Schickſal der Zufall den beyden Damen etwa in ihrem neuen Wohnorte bereiten möchte, fortzuleſen bewegt, mag immer das Buch aus der Hand legen. Und ſelbſt der Neugierige, wie wenig findet dieſer ſeine Rechnung! Alltäglicher und langweiliger kann nichts ſeyn, als die Liebes- und Heurathsgeſchichte, welche den Inhalt des dritten und vierten Geſangs ausmacht. Denkt der Dichter et-

wa ſich hinter die Einfachheit der bibliſchen Geſchichte, oder das Weſen einer Idylle zu verſtecken, wenn man bey ſeinem Gedicht innern Zuſammenhang und fortſchreitendes Intereſſe vermißt? Dieſe Eigenſchaften dürfen keinem Werke fehlen, wenn es auf den Namen eines Gedichts, und nicht bloß auf den Titel eines ſchalen Hiſtörchens Anſpruch machen will.

Es iſt noch übrig, daß wir über einige einzelne Punkte unſere Meynung ſagen. Im folgenden Anruf der Muſe:

„Wende ſinnend den ernſteren Blick nach heiliger Vorwelt,
Nach der beſeligten Stadt, der kleinſten einer Judäa's,
Aber vor allen geliebt von Jehovah, mit Ehre gekrönet,
Denn ſie gebar uns den Heiland, den liebenden, göttlichen, großen;“

iſt die Vermiſchung der chriſtlichen und heydniſchen Mythologie von einer um ſo unangenehmern Wirkung, je leichter ſie zu vermeiden geweſen wäre. Man mag zur Vertheidigung dieſer Freyheit ſagen, was man will, wir werden uns nie mit der Zuſammenſtellung einer Muſe mit dem Heiland der Chriſten ausſöhnen. Daß das Koſtüme weder in den Charakteren, noch in den Sitten, noch in der Sprache der handelnden Perſonen mit Strenge beobachtet

iſt, wollen wir nicht rügen, obgleich man kaum ernſthaft bleiben kann, wenn Boas von

„der Scherze gaukelnden Schar“

ſpricht. Die ſeltſame Behauptung S. 10. daß die Schönheit ſchnell der Schöne erkennt, mag Hr. Streckfuß beweiſen, wenn er kann. Ein Muſter einer fehlerhaften Metapher enthält folgende Stelle:

„Doch gießt in die Wellen der Freude
Bittre Tropfen mir die Sorg' und der Zweifel.“

Von einem Becher der Freude, in welchen zuweilen bittere Tropfen fallen, haben wir wohl gehört. Aber Wellen, die durch Tropfen bitter gemacht werden, ſind uns eben ſo fremd, als Wellen, die man trinkt. Im höchſten Grade gezwungen und unpaſſend iſt folgende Vergleichung. Es iſt von den Weibern die Rede:

„Gleicht doch ohne ſie der Mann dem Baume. Des Sommers
Gift'ges Gewürm verzehrt ihm die Blätter, die trauernden Aeſte
Strecken ſchmucklos den Lüften ſich zu; es wurzelt in dumpfer
Ruh' am Boden der Stamm, und trotzt den wüthenden Stürmen.
Aber des Weibes liebende Hand, ſie zaubert die Blätter
Und die Blüthen des Lenzes hervor, und das innere Leben
Kehrt dem Erſtorbenen zurück und der Kräfte herrliches Treiben.“

Ein Baum hat Blätter, die zuweilen von Gewürm verzehrt, er hat Aeste, die zuweilen ihres Schmukkes beraubt werden; aber was sind Blätter des Lenzes, welche die liebende Hand des Weibes bey dem Manne hervorzaubert! Wenn es noch bey den Blüthen geblieben wäre. Aber Blätter und Blüthen! Sonderbar ist es auch, daß hier nicht von Einem Baume, sondern von dem Baume überhaupt gesprochen wird. Als ob jedem Baum im Sommer die Blätter von giftigem Gewürm verzehrt würden. Die Stelle:

„— — es wurzelt in dumpfer
Ruh' am Boden der Stamm, und trotzt den wüthenden Stürmen,“

paßt offenbar gar nicht zu den vorhergehenden Versen. Diese schildern uns den Baum in einem sehr kläglichen Zustande. Aber daß er am Boden wurzelt und den wüthenden Stürmen trotzt, dieß hat er auch mit nicht entblätterten Bäumen gemein. Wir ahnden wohl, der Dichter will sagen: der Mann entbehrt ohne das Weib die Anmuth, und nur die Stärke, oder vielmehr der rohe Trotz ist, was er behält. Aber eben, daß wir dieß bloß ahnden müssen, verdient Tadel.

Wir schließen hier die Beurtheilung eines Gedichts, das zu einem neuen Beweise dient, daß für die meisten unsrer heutigen Dichter selbst die gewöhnlichsten Gesetze des Denkens und des Schreibens — Geheimnisse sind.

Ruth. Ein biblisches Gemälde in drey Idyllen. Von Karolina Pichler, gebornen von Greiner. Wien, bey Anton Pichler 1805. 8. 96 S.

Wenn gleich Madam Pichler nicht, wie Herr Karl Streckfuß, ihr Gedicht mit einem Compliment an die Muse beginnt, so ist diese ihr doch ungleich günstiger gewesen, als jenem. Die flüchtigste Vergleichung beyder Gedichte muß für die weibliche Feder entscheiden. Zwar können wir auch diese Ruth nichts weniger als ein Meisterstück nennen, zwar bemerkt man auch bey ihr einen Mangel an Interesse, der in dem Stoffe liegt, und also nicht gehoben werden kann. Aber wenn auch das Gedicht sich nicht eben durch große poetische Schönheiten auszeichnet, so finden wir doch manche Spuren, daß die Verfasserinn mit Liebe und Besonnenheit arbeitete; finden eine durchaus reine und natürliche, obgleich nicht immer kräftige Sprache, eine nicht selten hinreissende Wärme der Empfindung; finden endlich, daß die Dichterinn manche Klippen vermieden hat, an welchen ihr Mitstreiter gescheitert ist.

Sie theilte ihr Gedicht nicht in Gesänge, wie Hr. Streckfuß, sondern in drey Idyllen, ohne Zweifel, weil es ihrer Aufmerksamkeit nicht entging, daß Naemi's Rückkehr nach Bethlehem und die Heurath zwischen Ruth und Boas Handlungen sind, die unter sich in keiner solchen Beziehung stehen,

um zu einem Ganzen verbunden werden zu können. Dem Vorwurf, der Hrn. Streckfuß trifft, entging sie also zum Theil. Wir sagen, zum Theil. Um ihm ganz zu entgehen, müßte jede der drey Idyllen ein für sich bestehendes Ganzes ausmachen. Dieß ist aber keineswegs der Fall. Denn wenn gleich die folgende die vorhergehende nicht erläutert, so setzt doch immer jene eine Bekanntschaft mit dieser voraus; das heißt, man kann zwar die erste Idylle ohne die zweyte, aber nicht umgekehrt die zweyte ohne die erste lesen. Alle drey Idyllen sollen also nach der Absicht der Dichterinn unter einander in Verbindung stehen, ohne jedoch ein eigentliches Ganzes auszumachen. Daß aber ein Plan dieser Art ein Unding ist, bedarf wohl nicht erst umständlich dargethan zu werden. Besser, als beym Hrn. Streckfuß, ist die Rückreise nach Bethlehem motivirt. Was soll Naemi nach dem Tode des Gatten und der Söhne länger in dem öden Hause, in einer ihr fremden Stadt, unter einem ihr fremden Volke? Und was ist natürlicher, als daß die Einsame sich nach der Vaterstadt zurücksehnt? Bey Hrn. Streckfuß werden die Schwiegertöchter von Naemi aufgefordert, die Heimath mit ihr zu verlassen. In dem vor uns liegenden Gedicht handelt diese weniger selbstsüchtig. Die Entschließung der Schwiegertöchter entsteht aus eigener Bewegung. Auch wird Arpas Rückkehr durch verständige Vorstellungen der Schwiegermutter bewirkt. Die Einführung der

Thamar, einer Tochter der Jugendfreundinn Naemi's, von welcher dieſe, als ſie vor ihrem Eintritt in Bethlehem an einem Felſenquell ausruht, erkannt wird, iſt keine unglückliche Erfindung. Der nähere Verwandte endlich entſagt hier ſeinem Anſprüch auf den Beſitz des Ackers und der Ruth, weil ſein Herz ſchon anders gewählt hat, und alſo aus einem ungleich natürlicherm und anſtändigerm Grunde, als bey Hrn. Streckfuß, in deſſen Gedicht die Entſagung darum erfolgt, weil der Erbe die Fremde nie geſehen hat, und weil ihm ihre Abkunft und der Glaube, zu dem ſie ſich bekennt, anſtößig ſind. Die Armuth der Ausgewanderten iſt auch hier ein Umſtand, in den man ſich nicht recht finden kann, und der die Dichterinn ſelbſt in Verlegenheit geſetzt zu haben ſcheint. Nicht am rechten Ort ſcheint uns die umſtändliche Rede der Thamar an ihre Geſpielinn, als ſie in Naemi die Jugendfreundinn ihrer Mutter erkennt. Unter andern ſagt ſie:

„Wohl erkenn' ich ſie noch, und ſie auch wird mich erkennen.
Hat ſie doch oft als Kind mich auf dem Schooße geſchaukelt,
Hat mir ſüße Datteln geſchenkt, und allerley Spielzeug,
Was die Kinder erfreut? Denn Freundinn war ſie der Mutter.
Ach, wie würde die Gute ſich freu'n, die theure Naemi

Zu umarmen, wenn ihr des Herren heiliger Wille
Hätte vergönnt, den Tag des Wiedersehens zu
schauen!“

Uns dünkt, die Situation hätte sehr an Lebhaftigkeit gewonnen, wenn Thamar Naemi selbst an diese Umstände erinnert hätte, und also erst jetzt redend eingeführt würde, statt daß hier die Dichterinn das Wort nimmt, und ziemlich trocken so fortfährt:

„Also sagte bewegt das Mägdlein, trat zu Naemi
Dann mit freundlichem Gruß und Thränen im lächelnden Auge,
Nannte vertraulich sie beym Nahmen, rief ihr die Tage
Ihrer Jugend zurück, der Mutter theures Gedächtniß,
Und hieß, innig gerührt, sie in der Heimath willkommen.“

Nur wenige Dichter besitzen Schärfe und Feinheit des Urtheils genug, um nie auf eine ähnliche Art zu fehlen, um nicht zu erzählen, wo man die handelnden Personen lieber selbst reden hörte, und umgekehrt, diese nicht reden zu lassen, wo eine bloße Erzählung zugereicht hätte. Das Hauptschütteln der Ruth S. 16. ist nicht nur ein höchst unbedeutender Umstand, sondern er wird auch in der Erzählung beynahe zu einer Plattheit. Zum Ueberfluß wird uns dieselbe Bewegung auch im zweyten Gesang von der Naemi nicht verhalten. In der Stelle:

„von zwey herrlichen Söhnen gefolgt, zwey sprossenden Cedern,“

paſſen die ihrer Mutter folgenden Söhne nicht zu dem Bilde der Cedern, das uns überhaupt auch aus dem Grunde nicht recht gefällt, weil zwey unſinnliche Gegenſtände, die künftige Größe der Cedern und die künftige Größe der Knaben, unter einander verglichen werden, und alſo durch das Bild ſelbſt nicht verſinnlicht wird. In dem Verſe:

„Aber dieſ' erhuben die Stimmen und weinten“

iſt nicht nur die Eliſion dieſ' ſtatt dieſe unerträglich, es iſt auch lächerlich zu ſagen, ſie erhuben die Stimmen — und weinten. Soviel wir wiſſen, bedarf man zum Weinen, in ſo fern es von Geheul und Geſchrey verſchieden iſt, nur der Augen, und nicht der Stimme. Der Begriff, der Herbſt war längſt vorüber, konnte kaum auf eine unglücklichere Art ausgedrückt werden, als in folgender Stelle geſchieht:

„Längſt ſchon hatte der Traube Blut des Winzers Gewande
Purpurn gefärbt.“

Daß Ruth den Gedanken, Aehren auf dem Felde zu leſen, das doch nach Thamars Verſicherung auch in Bethlehem bey den Armen eine ganz gewöhnliche Sache war, für eine göttliche Eingebung hält, kann man nicht anders als ſonderbar finden. Ueberhaupt wird dieſer Umſtand mit zu vieler Wichtigkeit behandelt. Zu welchem Ende wird uns Seite 42 berichtet, daß der Nachtwind kältend und feucht über die Fluren gefahren ſey, und reichlicher Thau der

Erde heiß durchglühten Schooß benetzt habe? Muß man, um von Jemand zu sagen, er habe sich wegen der einbrechenden Nacht nach Hause begeben, ein vollständiges Gemälde der Nacht selbst liefern? Ueberhaupt enthält die zweyte Idylle eine Menge nichts bedeutender Umstände und müßiger Beschreibungen. Seite 59 sagt Boas:

„Meine Tochter! Es freut mich sehr, daß vor anderen Feldern
Du das meine gewählt, und mir Vertrauen bewiesen.“

Abgesehen, daß man sich unmöglich matter und prosaischer ausdrücken kann; woher weiß Boas, daß Ruth durch Wahl und nicht durch Zufall auf sein Feld gekommen ist? Es fehlt nicht an Stoff zu mehreren ähnlichen Bemerkungen. Aber es mag an diesen genug seyn. Die Charaktere sind nicht die vorzüglichste Seite des Gedichts. Besonders fehlt es dem Charakter der Ruth beynahe ganz an Eigenthümlichkeit. Am wenigsten ist der Dichterinn die Darstellung der Naemi mißlungen.

Mährchen nach Gozzi. Von Karl Streckfuß. Berlin, bey Johann Friedrich Unger 1805. 8. 173 Seiten.

Herr Streckfuß stiftet mehr Unheil, als irgend ein Zauberer in den von ihm bearbeiteten Mährchen. Sein Kiel verwandelt die lebendigen Schöpfungen einer warmen italiänischen Dichterphantasie in kalte

Bildſäulen. Man ſehe einmal, welche Sprache die Liebe bey ihm redet.

Zelica.

„Soll ich ihn nennen, den geliebten Nahmen?
Alcouz — ja nicht länger berg' ich dir,
Was dieſe bange Bruſt für dich verſchließet,
Ich liebe dich, wie noch kein Weib geliebt.

Alcouz.

Du liebſt mich Zelica? Welch neue Welt
Wird plötzlich mir aus dieſem Wort entfaltet!
Entzaubert bin ich meinem langen Harme.
Doch zweifelnd blick' ich noch um mich herum.
Iſts wahr, was ich gehört? Ich liebe dich,
Iſt's ſüße Täuſchung? Sprichs noch einmal aus
Das Zauberwort.“

Was iſt froſtiger und alltäglicher, als ein Liebhaber, der das Geſtändniß der Geliebten für eine ſüße Täuſchung hält, und die Schöne bittet, ihm aus dem Traume zu helfen? Wundern muß man ſich übrigens ſowohl über das plötzliche Entfalten der neuen Welt des Liebhabers, als über ihr plötzliches Verſchwinden; und zugleich bedauert man ſeine vergebliche Mühe, ſich von der Wahrheit des Gehörten — durch umhergeworfene Blicke zu überzeugen.

Neun Verlegenheiten, in ernsthaften und launigen Erzählungen. Herausgegeben von G. F. Fischer. Erstes Bändchen. Leipzig, bey Friedrich Schödel 1805. 8. 270 Seiten.

Eine Kinder- oder eine Spinnstube ist ohne Zweifel die Schule, in welcher dieser Herr Fischer sich zum erzählenden Schriftsteller gebildet hat, und er war ein so gelehriger Schüler, daß in der unseligen Kunst, die armen Leser auf der Folter der Langeweile zu martern, sich keine Amme des heiligen römischen Reichs mit ihm messen darf. Dieses allzu gelinde Urtheil gilt aber bloß seinem Vortrag, und keineswegs seinen Erfindungen, die noch ungleich elender als jener sind, und zuverlässig das Schicksal haben, selbst in den Bierschenken ausgezischt zu werden. Lohnte es sich der Mühe, bey einem Schriftsteller dieses Schlags Kleinigkeiten zu rügen, so würden wir ihm sagen, daß seine Stümperey schon mit dem Titel seines Buchs beginnt, der ein zweytes Bändchen von neun bereits vollständig im ersten enthaltenen Erzählungen ankündigt.

Hoffentlich wird die zehnte Verlegenheit die eigene Person des Verfassers betreffen, und darin bestehen, daß für seine künftigen Armseligkeiten sich der durch Schaden klug gewordene Verleger bedankt.

Malven. Von Friedrich Kind. Zwey Bändchen. Züllichau und Freystadt, in der Darnmannischen Buchhandlung 1805. 8. 447 S.

Diese Malven, zu welchen auch ein ungenannter Freund des Herrn Kind einige Beyträge geliefert hat, bestehen aus prosaischen Erzählungen und Gedichten. Die Sammlung gewährt im Ganzen eine sehr angenehme Lectüre, und die Talente beyder Verfasser lassen das Publikum dereinst noch vollendetere Arbeiten hoffen. Unter den Erzählungen scheinen uns die Bilder der Ahnen von dem Ungenannten den Vorzug zu verdienen, obgleich das Ganze nur eine Gespenstergeschichte ist. Die Erzählung des Herrn Kind, die Treibhausblumen, ist ebenfalls nicht ohne Werth, obgleich gegen den Plan und die Charaktere nicht unbedeutende Einwendungen statt finden möchten. Was soll man z. B. von einem Liebhaber sagen, der seine Braut vernachlässigt, weil sie den Blumen, die er ihr an ihrem Geburtstage zum Geschenk gemacht hat, nicht Aufmerksamkeit genug widmet, und — weil ihm die funfzehnjährige Tochter des Gärtners, bey dem er die Blumen kaufte, besser gefällt? Was sonst, als daß er weder als ein redlicher, noch als ein vernünftiger Mann handelt? Ueberhaupt kann man sich in das Verhältniß dieses Paares nicht finden. Sie sind verlobt. Man weiß von keinem Hinderniß ihrer Verbindung, und doch wird sie nicht vollzogen.

Den Bräutigam macht seine neue Liebe zerstreut und tiefsinnig. Die Braut und ihre Anverwandten bedienen sich eines gemeinschaftlichen Freundes, um ihn über diese Stimmung zur Rede zu stellen. Wie sonderbar! Was konnte die Braut abhalten, selbst eine Erklärung zu verlangen? Aber noch auffallender ist das Benehmen des Bräutigams. Auch er erklärt sich nicht selbst gegen die Braut, sondern antwortet dem sogenannten Vermittler. Und was antwortet er ihm? Er habe nie aufgehört, die Verbindung mit Julianen zu wünschen, und sey zu jeder Zeit, deren Bestimmung einzig und allein von ihr selbst abhänge, bereit, ihr seine Hand zu geben. Von der Braut also erwartet der Bräutigam, daß sie, unaufgefordert von ihm, ihm sage: Morgen will ich zum Altar geführt werden! Und von dieser zärtlichen Gesinnung läßt er sie und die Ihrigen durch einen Dritten unterrichten! Die Leser erwarten ohne Zweifel, daß ein gänzlicher Bruch die unmittelbare Folge dieses Betragens ist. Aber nichts weniger. Die Trennung wird durch eine weit unbedeutendere Veranlassung, sie wird dadurch bewirkt, daß der Reitknecht des Bräutigams den Domestiken der Braut einen Besuch der Gärtners Tochter bey seinem Herrn entdeckt. Ein etwas gedrängterer Vortrag wäre dem Herrn Kind ebenfalls zu wünschen. Auch scheint ihm der ernstere Ton besser zu gelingen, als der launigte. Das sogenannte Reisegeschichtchen, das die Ueberschrift hat: wie

man ſich irren kann, iſt ſehr unbedeutend, und die Entwicklung beleidigt alle Delikateſſe. Unter den beyden Kriminalgeſchichten, der Schwan und der Sonnenſtaub, kann nur die erſte ſich Beyfall verſprechen. Der zweyten gebricht es an pſychologiſcher Wahrſcheinlichkeit. Von den Gedichten iſt keines ganz ohne poetiſches Verdienſt; aber es gebührt auch keinem das Lob der Vollendung. Die vorzüglichſten ſind: der Korn-Engel, die Ballade Simonides (ob ſie gleich den Kranichen des Ibykus von Schiller ſichtbar nachgeahmt iſt) und die beyden Windſpiele. Die ſogenannte Arabeske: das wunderthätige Grab, eine ſeynſollende komiſche Erzählung, iſt gänzlich verunglückt, und dient zu einem abermaligen Beweis, daß Herr Kind für dieſes Fach nicht geſchaffen iſt.

Taſchenbuch für Damen. Auf das Jahr 1806. Herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel und andern. Mit Kupfern. Tübingen, in der J. G. Cottaſchen Buchhandlung. 16. 192 Seiten.

Auch für das Jahr 1806. iſt den deutſchen Damen durch die Bemühungen des Herrn Cotta großes Heil, und zwar in Proſa und Verſen, in Holzſchnitten und Kupferſtichen wiederfahren. Giebt es Ungenügſame unter ihnen, die wohl gar glauben, es könnte des Guten mehr und des Mittelmäßigen

weniger seyn, so denke man darum nicht schlimmer von den Verfassern. Man weiß ja, wie schwer die Schönen zu befriedigen sind. Einer umständlichen Anzeige enthalten wir uns. Nur müssen wir die Leser im Nahmen des Herrn Christian Schreiber um Verzeihung bitten. Er hat auch hier wieder, wie gewöhnlich, Accorden und Worten, Accorde und Worte, Accord und Wort gereimt, und man kann also nicht länger zweifeln, daß dem armen Dichter durch eine höhere Gewalt diese Idee und dieser Reim aufgedrungen wird. Uebrigens fehlt es seinen hier gelieferten Gedichten nicht an einzelnen guten Stellen. Ob das Ansehen des Herrn von Göthe Zusammensetzungen wie bequemgesellig, und Worte wie sicherstellig, vollgehaltig und reichgestaltig in Aufnahme bringen wird, steht zu erwarten. Wenn die Damen die Hauslehren des Hesiodus und die Genesung aus Tibull hier nicht ganz an ihrem Platz finden, so müssen sie bedenken, daß ohne diese Stücke der Nahme Voß nicht im Kalender stände. Die Kupfererklärungen enthalten sehr schwerfälligen Witz, und wir wollten künftig beynahe lieber auf das Verstehen der Kupfer Verzicht thun, als sie uns auf diese Weise erklären lassen.

Molieres Luſtſpiele und Poſſen. Für die deutſche Bühne. Von Heinrich Zſchokke. Dritter und vierter Band. Zürich, bey Heinrich Geßner 1805. 253 und 318 Seiten. 8.

Gern möchten wir von dieſen beyden Theilen mehr Gutes ſagen, als von den beyden erſten, wenn es uns nur die Gewiſſenhaftigkeit erlaubte. Aber Herr Zſchokke iſt gar zu unbekümmert um das, was man Eleganz des Styls nennt. Man glaubt, er ſuche abſichtlich und mit Anſtrengung für jeden Gedanken den gemeinſten Ausdruck, und bemitleidet ordentlich die handelnden Perſonen, daß ſie ſich einer ſo rauhen und ungebildeten Sprache zu bedienen genöthigt ſind. Auch glauben wir im Ernſt, daß dieſer Dialog den Organen der Schauſpieler wirkliche Beſchwerden verurſacht. Herr Zſchokke hat zuverläſſig als Schriftſteller ſeine guten Seiten. Deſto mehr bedauern wir, ihn hier ſo ganz außer ſeiner Sphäre zu finden.

Heravine, oder Schönheit und Liebe. Roman. Braunſchweig, bey Karl Auguſt Schröder 1805. 8. 111 Seiten.

Wenn die Leſer die beyden erſten Seiten dieſes Buches durchlaufen, ſo können wir ihnen die Bekanntſchaft eines Mannes verſprechen, der erſtens ſeine Arme kreuzweiſe wild zuſammen wirft; zwey-

tens sein nasses Auge auf die Wand richtet; drittens, es gen Himmel hebt; viertens, es wieder sinken läßt; fünftens, in ein wahnsinniges Lachen ausbricht; sechstens, heftig rasend (billig hätte er sanft rasen sollen) vom Stuhle aufspringt; siebentens, mit schnellen Schritten die Stube entlang geht; achtens, an der Thür plötzlich stehen bleibt; neuntens, die Hand an die Stirn legt; zehntens, sich rasch umdreht; eilftens — ins Tollhaus wandert? hören wir fragen. Nicht doch. Er trägt am Ende, obgleich sich immer gefährlichere Symptome einstellen, seine theure Heravine davon, die freylich seiner vollkommen würdig ist. Möchten doch gewisse Autoren, wenn je ihre göttliche Raserey sich nicht anders als auf eine dem Papier verderbliche Art zu äußern vermag, dasselbe lieber zerreißen, als beschreiben!

Julius und Julie, oder das unsichtbare Mädchen. Von Gottlieb Müller. Zwey Theile. Wien, bey Anton Pichler 1805. 8. 174 und 126 Seiten.

„Hohle der Teufel die Mädchen!“ Mit diesem einem Obersten in den Mund gelegten Ausruf beginnt Herr Gottlieb Müller seinen Roman. Die zahlreichen Flüche dieses Obersten, von welchen aber keiner eine so schreckliche Blasphemie als der erste ausdrückt, sind das Beste im ganzen Buch; denn

der übrige Theil deſſelben beſteht aus Plattheiten und faden Reflexionen. Von einem mit Verſtand angelegten Plan und einer nur halb erträglichen Charakterzeichnung iſt gar die Rede nicht.

Romantiſche Gemälde und unterhaltende Erzählungen. Mit einem Titelkupfer. Leipzig, in der Sommerſchen Buchhandlung 1805. 8. 243 Seiten.

Es iſt uns nicht klar, wie die in dieſem Buche der Leſewelt aufgetiſchten Hiſtörchen zu dem vornehmen Titel: Gemälde, kommen. Schreiben kann der Verfaſſer freylich nicht. Aber daraus folgt keineswegs, daß er ſich deſto beſſer aufs malen verſteht. Doch das erſte ſeiner Tableaus mag den Leſern einen Begriff von der Kunſt dieſes Raphaels mit dem Gänſekiel geben. Man erblickt ein Poſthaus; in dieſem Poſthauſe einen Grafen, der aus dem Fenſter ſieht; vor demſelben einen Büttel mit einem Knittel, und einen Menſchen in abgetragener durchlöcherter Kleidung. Zu dieſem romantiſchen Gemälde gehört folgende unterhaltende Erzählung. Der Graf heißt Heilberg, hat ſeine Geſandtſchaftsſtelle im **ſchen aufgegeben, und iſt eben auf dem Wege nach ſeinen Gütern, wo er den Reſt ſeiner Jahre ungeſtört verleben will. Herzensgüte und Geiſtesſtärke, zwey Eigenſchaften, die nach der ſcharfſinnigen Bemerkung

des Verfaſſers ſelten vereinigt ſind, leuchteten unverkennbar aus allen ſeinen Handlungen hervor. Daß er dieſes rühmliche Zeugniß wirklich verdient, davon giebt er ſogleich mehrere Beweiſe. Der Büttel iſt nämlich ein Grobian, und will dem Menſchen in der abgetragenen und durchlöcherten Kleidung ſeinen Nahmen, Stand und die Urſachen ſeines Aufenthalts abfragen. Aber in einer abgetragenen und durchlöcherten Kleidung kann zuweilen ſogar ein Autor ſtecken, der romantiſche Gemälde und unterhaltende Erzählungen ans Licht ſtellt, und ſeinen Nahmen aus Gründen nicht ſagen will, ſeinen Stand aber nicht ſagen kann. Kein Wunder alſo, daß unſer Unbekannter, den wir am Ende nicht als einen Autor, ſondern als eine ungleich wichtigere Perſon kennen lernen, den Büttel mit ſpöttiſchen und unbefriedigenden Antworten abfertigt, und, als dieſer droht, in noch häufigere Beleidigungen gegen ihn und die Orts-Obrigkeit ausbricht. Jetzt winkt der Graf, und fragt den ſogleich vor ſein Fenſter gebrachten Fremden: Wer ſeyd ihr? Antwort: Ein Landſtreicher.

Der Graf. Einen rühmlichern Stand hättet ihr wählen können.

Der Unbekannte, (mit einem verächtlichen Blick auf den Stern unterm Oberrock des Miniſters). Ja wohl, ja wohl! Zum Beyſpiel Landausſauger. Jeder hat aber ſo ſeine Grillen.

Der Führer des Unbekannten, ein Mensch ohne Herzensgüte und Seelenstärke, hob hier seinen Stock in die Höhe, und der Graf giebt durch einen finstern Blick, der sogleich den Arm des Büttels entwaffnet, den ersten Beweis seiner oben gerühmten Tugenden. Dabey läßt er es aber keineswegs bewenden. „Ueberlass' er mir den Menschen," sagt er zum Büttel, und der Unbekannte scheint den Platz im Wagen des Grafen nur angenommen zu haben, um die Herzensgüte und Seelenstärke seines Wohlthäters auf alle mögliche Proben zu setzen. Er erschöpft sich in Impertinenzen. Aber der Minister, weit entfernt, empfindlich zu werden, präsentirt bey der Ankunft auf seinem Gute seiner Tochter Emilie den Unhold mit den Worten: „Ich bringe dir einen Gast ins Haus, Schätzchen!" und hört zugleich eine scharfe Lection des Lumpenhundes, daß er sich herausnehme, ihn für seinen Gast zu erklären, ohne ihn zuvor gefragt zu haben, ob er es auch zufrieden sey, nicht nur mit Gelassenheit an, sondern bekennt sich auch der Verletzung einer Regel des Wohlstandes überwiesen. Was sagen unsere Leser zu dieser Menschendarstellung? Muß man nicht am Ende glauben, jedes deutsche Bedlam wäre zugleich eine Romanen-Fabrik?

Bella und Clariſſa Fonti, Anführerinnen eines furchtbaren Räuberkorps im Kirchenſtaate. Eine Geſchichte wunderbar und ſeltſam. Seitenſtück zur Seeräuberköniginn Antonia Della Toccini. Von demſelben Verfaſſer. Braunſchweig, bey Karl Auguſt Schröder 1805. 2 Theile. 8. 199 u. 197 Seiten.

Wie hungrige Raben um todte, ſo ſchwärmt ein zwar nicht befiedertes, aber doch bekieltes Geſchlecht, das nur der deutſchen Literatur eigen iſt, um lebendige Räuber, Diebe und Spitzbuben, und gewinnt ſeine Nahrung von ihnen. Schriftſteller dieſer Gattung ſind eben ſo vogelfrey in der gelehrten, als ihre Helden in der bürgerlichen Welt. Nur hat es noch Niemand der Mühe werth gefunden, auch auf ihre Köpfe einen Preis zu ſetzen. Der Verfaſſer der gegenwärtigen Geſchichte ſcheint die Banditen männlichen Geſchlechts zu verachten, und ſein glänzendes Talent blos dem Galgen und Rad verſpottendem weiblichen Heroismus gewidmet zu haben. Nichts deſto weniger dürften die Damen Bella und Clariſſa Fonti ihren Biographen, wenn ſie von ihm Kundſchaft erlangten, zwar nicht ausplündern, aber doch zuverläſſig — ausziſchen.

Der Lieutenant. Ein Gemälde aus den Verwicklungen des menschlichen Lebens. Mit einem Kupfer. Hildesheim, bey F. D. Gerstenberger 1805. 8. 423 Seiten.

Sollten auch die Generale, die Kanzleyräthe, die Doktoren und Pastoren, und selbst die Julien, Emilien, Amalien und Florentinen, denen der Verfasser dieses Romans eine Rolle zugetheilt hat, von den Lesern herzlich langweilig gefunden werden, ja sollte sogar der Herr Lieutenant so unglücklich seyn, ihnen zu mißfallen, so erwarten wir doch, sie werden dem Herrn D. M**, Postmeister zu C**, Gerechtigkeit wiederfahren lassen: denn dieser, sollen sie wissen, ist ein gar braver, rechtlicher Mann, der da glaubt, nur pflichtmäßig zu handeln, wenn er auf nüchterne Postillone und gute Pferde hält, und der sogar einst soweit ging, folgendes Glaubensbekenntniß abzulegen: „Der Postmeister muß für das Unglück verantwortlich gemacht werden, das sein Postillon anrichtet; denn er selbst bewirkt es dadurch, daß er liederliche und ungeschliffene Kerle in den Dienst nimmt, die er dann freylich wohlfeiler als ordentliche zuverlässige Leute haben und unterhalten kann.“ Es ist unverzeihlich, daß der Verfasser diesen wahren Phönix von einem Postmeister nur in einer Note seines Buchs aufführt, und daß er nicht einmal ihn selbst, sondern nur die Anfangsbuchstaben seines Nahmens unsterblich macht. Doch

ohne Zweifel erkennt er sein Unrecht, und schreibt einen zweyten Roman, worin wir die Freude erleben, daß der Herr Postmeister eine Frau Postmeisterinn bekommt.

Raimund der Unerbittliche. Oder schreckliche Folgen der Hartherzigkeit. Eine wahre Familiengeschichte. Leipzig, bey Karl Tauchnitz 1805. Erster Theil 228. Zweyter Theil 194 Seiten. 8.

Nicht genug, daß die deutschen elenden Scribenten mit den Geburten ihrer eigenen Armseligkeit dem Publikum zur Last fallen, sie seßen ihm auch noch fremde Fündlinge vor die Thür. Der Verfasser dieser Geschichte hat, wie er sagt, die vier starken Bände des französischen Originals in zwey mäßige verwandelt. Diese Abkürzung ist löblich. Aber wozu auch nur zwey Bände, wenn es schon an zwey Seiten zu viel ist?

Lyrische Gedichte von Rudolph Friedrich Heinrich Magenau. Anspach 1805., bey des Commissionsraths Haueisen Wittwe. 8. 136 Seiten.

Die Muse des Herrn Magenau heißt — Alltäglichkeit. Keines seiner Gedichte erhebt sich auch nur Stellenweise über das Gewöhnliche, oder zeich-

net ſich durch irgend eine Eigenthümlichkeit aus. Da die Sammlung den Titel lyriſche Gedichte führt, ſo begreifen wir nicht, wie die Stücke: Der Canzelliſt, Philoxen (eine Anekdote, die ohnehin ſchon unzähligemal und beſſer erzählt iſt), das Mährchen Hallo, und einige andere einen Platz darin erhalten konnten. Sollte es mit der Dichtkunſt des Herrn Magenau überhaupt einen beſſern Fortgang gewinnen, ſo wird er ohne Zweifel auch mehr Fleiß auf die Verſification wenden, und ſich weder Reime wie Boden und Todten, Eiſen und zerreiſſen, Schwerdte und werde, begannen und Fahnen, noch Härten wie war'n, woll'n, Kranch (Kranich) erlauben. Das Lied: der Oſterbuch, dankt ſein Daſeyn einem Verſprechen des Herrn Magenau, ein Einweihungslied für ein Haus zu dichten, das der Beſitzer eines Guts dieſes Nahmens zu bauen beſchloſſen hatte. Das Haus, ſagt Herr Magenau, wurde zwar nicht erbaut, aber das Lied wurde gedichtet. Mancher Leſer dürfte wohl wünſchen, die Sache verhielte ſich umgekehrt. Am Schluß ſeines Buchs hat den Herrn Magenau ganz unvermuthet eine ſatyriſche Laune angewandelt. Er verfertigte unter dem Titel: Leichenkarmen auf Einen und Manchen, ein Gedicht, deſſen Zweck Spott über einen verſtorbenen Liebling der Leſewelt iſt, und deſſen Pointe darin beſteht, daß das Publikum ein altes Weib ſey. Wir wiſſen nicht, wie das Publikum dieſe etwas ſtarke poetiſche Licenz auf-

nehmen wird. Aber schwerlich dürfte es den ihm beygelegten Charakter dadurch rechtfertigen, daß es den Herrn Magenau, wär's auch nur auf kurze Zeit, zu seinem Lieblingsdichter erhebt.

Bunte Reihe kleiner Schriften von Sophie Brentano. Frankfurt a. M., bey Friedrich Wilmanns 1805. 8. 387 Seiten.

Die Verfasserinn dieser Sammlung beschämt durch ihr standhaftes Bekennen der neuen poetischen Lehre einen großen Theil ihrer männlichen Glaubensgenossen. Wenn diese vor dem Hohn ihrer Verfolger sich, wenn nicht in Höhlen und Klüften, doch in Dachstuben verbergen, oder gar zu den alten Götzen zurückkehren, so ist sie kühn genug, sich, das Unaussprechliche verkündigend, unter den Tempel zu stellen, der leider schon jetzt wieder den Einsturz droht, ob er gleich bestimmt war der Vergänglichkeit zu trotzen. Schade, daß für diese große Sache nur Dinte und kein Blut verspritzt wird! Madam Brentano würde zuverlässig die Märtyrerkrone mit dem Lorbeerkranz vereinigen, und selbst auf dem Rost mit einem Sonnett im Munde sterben. Gegenwärtig erscheint sie als eine wahre Göttinn des poetischen Ueberflusses, und schüttet aus ihrem Füllhorn Sonnette und Romanzen, alte und neue Lieder, eine Legende, eine altdeutsche Geschichte und ein Bruchstück einer vergessenen Tragödie über das

Publikum aus. Sogar der Mann von vier Weibern, ein Roman aus dem alt-poetischen England, hat sich zur Sprache des neu-poetischen Deutschlands bequemen müssen. Der Held der Legende ist Johannes mit dem güldenen Mund. Er hatte das Unglück, einigen kleinen Schwachheiten zu unterliegen, die man außer den Legenden Bubenstücke nennt. Das dramatische Fragment hat den alten Andreas Gryphius, einen echten Vorläufer der heutigen poetischen Welterlöser, zum Verfasser, und Madam Brentano giebt uns die angenehme Hoffnung, daß nächstens ein junger und mächtiger Dichter unserer Zeit (also ein Napoleon in der Reimkunst) das ganze Bild mit aller seiner tragischen Herrlichkeit wieder hervorrufen werde. Dieser literarische Geisterbeschwörer heißt Ludwig Achim von Arnim. Die „drey schöne alte Lieder" sind köstliche Reliquien, und Madam Brentano verdient den Dank des Publikums für ihre Aufbewahrung, wär's auch nur wegen der Wörter: Anefang, Ungefälle, rumme und umme ꝛc. Die drey Sonnette, mit welchen die Sammlung eröffnet wird, heißen der neue Frühling, und sind der Triumph der göttlichen Kunst. Die Wolken sehen süßbewegt hernieder, und können sich der Thränen kaum enthalten; der Fluß erglänzt vor innigem Vergnügen; die frohe Erde träumt von grünen Bäumen und Blumen; Halm und Blüth wartet mit süßem Sorgen auf den Morgen; die Sonne lacht mit muntern

Augen herein, und ſchickt, neugierig, was die Nacht wohl ſtill verborgen habe, den lichten rothen Morgen ins Thal. Der Bitte, mit welcher die Dichterinn ſchließt, daß der Frühling der Erde Herz mit grüner friſcher Treue beſtreuen möchte, fügen wir den Wunſch bey, daß dieſe grüne friſche Treue, unſern Rindern und Schafen, die ſie wahrſcheinlich der Mutter Erde vom Herzen wegfreſſen dürften, nicht ſchlimmer bekomme, als gemeines Gras. Schließlich können wir, ſo leid es uns thut, um der Wahrheit willen nicht verſchweigen, daß unſerer Dichterinn, trotz ihrem göttlichen Gemüth, zuweilen etwas Menſchliches begegnet, und daß ihr dann Stellen entwiſchen, die auch von ungeweihten und bloß vernünftigen Leuten mit Beyfall geleſen werden können. Wir hoffen indeſſen, das beſſere Publikum werde, eingedenk des Spruchs: Ubi plurima nitent etc. dieſe kleine Verirrung nicht zu ſtreng ahnden. Madam Sophie Mereau hat zu lange die Feſſeln des ſogenannten guten Geſchmacks getragen, als daß Madam Sophie Brentano gegen jeden Rückfall geſichert ſeyn könnte. Ueberdieß hören wir ja zuweilen auch aus dem heiligſten Munde ein unſchickliches Wort, oder gar einen Fluch.

Bibliothek der Robinsone. In zweckmäßigen Auszügen. Vom Verfasser der grauen Mappe. Erster Band 406. Zweyter Band 394 Seiten. Berlin, bey Joh. Friedr. Unger 1805. 8.

Die Robinsone waren die Lieblings-Lectüre unserer Väter, und sie hatten sich wahrlich ihrer weniger zu schämen, als die Söhne und Enkel der Ritter-Räuber- und Geister-Geschichten. Wenigstens finden zuverlässig Kopf und Herz ihre Rechnung mehr dabey, einem Unglücklichen, der, von jeder menschlichen Hülfe verlassen, mit der höchsten Anstrengung der körperlichen und der Seelenkräfte sich zuerst die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens, und dann auch die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten desselben zu verschaffen weiß, Gesellschaft zu leisten, als die Schinderhansen und Consorten von einer infamen Unternehmung zur andern, und am Ende zum Galgen zu begleiten. Schon in dieser Hinsicht verdient also die Idee des bereits durch mehrere Schriften vortheilhaft bekannten Verfassers den Beyfall des Publikums, und unsere überweise Jugend kann aus manchem Product, mit dem er sie bekannt macht, lernen, daß ein von ihr mit Unrecht verachtetes Zeitalter, wenn gleich auf einer niedrigern Stufe der Kultur, sich dennoch gegen Sittlichkeit, gesunde Vernunft, und selbst gegen den guten Geschmack unendlich weniger versündigte, als ihr eigenes. Schwerlich wird auch dem

beſten Roman aus einer der genannten Klaſſen je die Ehre wiederfahren, gleich dem Robinſon Cruſoe von einem Wezel oder Campe der ſpätern Zeit in usum Delphini bearbeitet zu werden; und ſollte je dereinſt ein Mann von Geſchmack eine Bibliothek der Mode-Lectüre unſerer Zeit anlegen: ſo kann es nur darum geſchehen, um die Verfaſſer und ihr Publikum dem gerechten Spott der Nachwelt Preis zu geben. Der Herausgeber hat ſich übrigens eine weder ſehr leichte, noch ſehr angenehme Arbeit aufgelegt; denn es iſt weder leicht, noch angenehm, ſelbſt aus gutgeſchriebenen Büchern Auszüge zu machen, und unter die gut geſchriebenen Bücher gehören die Robinſone im Ganzen keineswegs. Er hat aber ſchon in dieſen beyden erſten Bänden hinlänglich gezeigt, daß er ſeinem Unternehmen vollkommen gewachſen iſt. Beſonders verdient der Auszug aus dem Robinſon Cruſoe, dem Stammvater und zuverläſſig auch dem vorzüglichſten aller Robinſone, bemerkt zu werden. Er iſt gedrängt ohne trocken zu ſeyn, und indem der neue Erzähler die Geſchwätzigkeit ſeines Urbilds glücklich vermied, die übrigen Gebrechen deſſelben aber theils zu heben, theils zu verſtecken ſuchte, hat er dennoch ſeine Eigenthümlichkeit nicht verloren gehen laſſen. Daß er überhaupt über ſein Unternehmen gedacht hat, beweiſt die neunzehn Seiten lange Vorrede, in welcher er von dem Zwecke, dem Plan und den Gränzen deſſelben Rechenſchaft ablegt. Er theilt die Werke,

denen ſeine Bibliothek gewidmet iſt, in ſechs Claſſen, wovon die erſte die eigentlichen Robinſone, die zweyte ſolche Werke, die dieſen Titel bloß als einen Aushängeſchild benutzten (wie z. B. Gil-Blas, der als ſpaniſcher Robinſon erſchien), die dritte die Entdecker und Bevölkerer wüſter Inſeln, bey welchen jedoch mehr der rohe Anfang, und die ſtufenweiſen Fortſchritte des geſellſchaftlichen Zuſtandes, als das einſame Bewohnen von Inſeln und Ländern das Weſentliche des Stoffs ausmachen, die vierte die Entdecker unbekannter Südländer, deren Zweck vorzüglich Darſtellung der Sitten dort geträumter Völker iſt, die fünfte die Abentheurer zu Waſſer und zu Lande, und endlich die ſechste die von der früheſten Kindheit an der Geſellſchaft entrückten Menſchen in ſich begreift. Dieſe beyden Bände enthalten übrigens zuerſt eine geſchichtliche Einleitung, worin von der Inſel Juan Hermandez, von Will, dem Moskiten, von Alexander Selkir, und von dem Engländer Daniel Defoe, dem Verfaſſer des Robinſon Cruſoe, Nachricht ertheilt wird; ſodann; das Leben und wunderbare Begebenheiten des Engländers Robinſon Cruſoe, erſter, zweyter, dritter bis fünfter Theil; der däniſche Avanturier, oder wunderbare Begebenheiten und Reiſen des Herrn von R. . ., eines Verwandten des Robinſon Cruſoe; Robinſon Cruſoe, neu bearbeitet. (Von Wezel.) Zwey Theile 1779; Robinſons Colonie (von ebendemſelben); Friedrich Robinſon, ein Leſebuch

für Kinder, von C. F. Sander, 1784; Robinſon, der jüngere, ein Leſebuch für Kinder, von J. H. Campe, 1779; Robinſons, des jüngern, wunderbare und merkwürdige Schickſale zu Waſſer und zu Lande, für den Bürger und Landmann, 1800; Robinſons, des jüngern, Beſchreibung ſeiner Reiſe nach Otaheite und den Südſee-Inſeln, ein nützliches Leſebuch für die Jugend, 1803; Robinſon, der jüngſte, ein Leſebuch für Kinder, vorzüglich in technologiſcher Hinſicht, Erſter Theil 1797. Wir ſehen der Fortſetzung des Werks mit Vergnügen entgegen, und glauben ihm eine gute Aufnahme bey mehr als Einer Claſſe von Leſern verſprechen zu dürfen.

Geſchichte und Kritik der deutſchen Poeſie und Beredtſamkeit. Von Franz Horn. Berlin, bey Johann Friedrich Unger. 1805. 8. 230 Seiten.

Wer bedauert, daß die ehemaligen Orakel ſich nicht bis auf unſere Zeiten erhalten haben, den verweiſen wir auf Herrn Franz Horn, Doctor der Philoſophie in Berlin. Die Sprüche dieſes modernen Prieſters des delphiſchen Gottes ſind zum Theil ſo dunkel, als die, welche einſt die berühmte Pythia von ihrem Dreyfuß ertheilte; ſie entbehren, wie jene, aller Beweiſe; ſie widerſprechen, wie jene, nicht ſelten dem gemeinen Menſchenſinn, und zeichnen ſich endlich, wie jene, zuweilen durch eine ge-

wisse Kühnheit aus, die ihren göttlichen Ursprung beurkundet. Die gegenwärtige Schrift ist nichts anders, als eine Sammlung solcher Sprüche. Des Herrn Doctors glückliche Schüler in Berlin haben sie in seinen Vorlesungen mit eigenen Ohren gehört; aber das minder glückliche Publikum muß sich mit dem todten Buchstaben begnügen. Wir wollen unsere Leser nur über einige der merkwürdigsten — erstaunen lassen. Liscov verdient die Celebrität nicht, die man ihm in spätern Zeiten noch zuerkannt hat. Ihm fehlt, ob man ihm gleich eine ziemlich leichte Beweglichkeit des Geistes und einzelne witzige Einfälle und parodirende Laune nicht absprechen kann, doch zur echten Satyre jene tiefsinnige und vollkräftige Freyheit (eine tiefsinnige Freyheit!) des Geistes, die das Zeitalter kühn und ruhig übersieht, (übersieht das Zeitalter die Freyheit, oder diese jenes?) ohne von seinem irren Getriebe berührt zu werden ꝛc. Rabener ist, wie billig, der Vergessenheit ziemlich nahe gekommen. Sein Witz ist der eigentliche Conversationsspaß eines nüchternen und frostigen Zirkels, dem es schon genug ist, wenn nur etwas der Polemik Aehnliches geschieht, damit die Gefahr des Einschlafens vermieden werde ꝛc. Wir wissen nun, wie Herr Franz Horn von Liscov und Rabener urtheilt. Schade, daß wir nicht auch wissen, wie Liscov und Rabener von Herrn Franz Horn urtheilen würden! Lessing wird gegen sich selbst und andere, die ihm poetische Talente abge-

ſprochen haben, in Schutz genommen, und recht rührend treuherzig ſagt der Verfaſſer, es möchte doch etwas zu vorſchnell geweſen ſeyn, dem Manne das poetiſche Talent ganz abzuſprechen. Der glückliche Leſſing — und der unglückliche! Glücklich durch die pfalzgräfliche Huld des Herrn Franz Horn, und unglücklich, daß er ſich ihrer nicht mehr erfreuen kann. Doch was iſt an der Poeſie gelegen, wenn man ſeine Stärke in der Polemik beſitzt? Und, „was Leſſings Polemik betrifft,“ ſagt Herr Franz Horn, »ſo iſt ſie, wie mich dünkt, noch immer nicht in ihrer ganzen Größe und Würdigkeit anerkannt; denn es iſt, meines Wiſſens, noch nie mit Beſtimmtheit ausgeſagt (man merke ſich dieſes Franz Hornſche kräftige Wort!) worden, daß er die Polemik zu dem erhoben habe, was ſie wirklich werden konnte und geworden iſt, zu einer Wiſſenſchaft.“ (Werden konnte und geworden iſt? Wird man etwas, das man nicht werden kann? Man ſagt, ein Ding iſt geworden, was es werden konnte. Aber wenn man den Satz, wie es hier geſchehen iſt, umkehrt, ſo wird er zum lächerlichſten Unſinn. Ueberhaupt möchte dem Herrn Franz Horn zu rathen ſeyn, Vorleſungen über den Styl nicht zu halten; aber — zu hören.) Zu den bedeutendſten Verdienſten Wielands — wir bitten unſere Leſer, ihre Aufmerkſamkeit zu verdoppeln; denn ſie ſollen ihre Wunder hören — zu den bedeutendſten Verdienſten Wielands alſo gehört inſonderheit die

Anerkennung des — Hanns Sachs. Der gute Wieland! Hätte er doch von dem Augenblicke dieſer Anerkennung an auf ſeinen Lorbern ausgeruht, und uns mit ſeinem Agathon, ſeiner Muſarion, ſeinem Oberon und ſeinen übrigen vergänglichen Werken verſchont, oder wenn ſie ja unglücklicherweiſe ſchon geſchrieben waren, ſie verbrannt! Doch wer weiß, was jetzt noch geſchieht, wenn ihm der Ausſpruch des tiefſinnigen Kunſtrichters zu Geſicht kommt? Auf alle Fälle wird aber das Gedicht: Geron der Adeliche, dem Auto da Fe entgehen; denn Herr Franz Horn ſagt, er finde für gut, nur dieſes in ſeinem Buche anzuführen. Es iſt uns unmöglich, den Verfaſſer noch in einem glänzendern Lichte darzuſtellen, und wir ſind es alſo ihm ſelbſt ſchuldig, unſere Anzeige hier abzubrechen, ſoviel wir auch noch ſagen könnten. Hoffentlich wird das Publikum ihm volle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und wenn auch nicht ſeinen Kopf, doch wenigſtens ſeine — Stirn bewundern.

Gottlieb Hillers Gedichte und Selbſtbiographie. Erſter Theil. Mit deſſen Bildniß, von einem Landmann gezeichnet und geſtochen. Cöthen 1805. Gedruckt und verlegt in der Aueſchen Hofbuchhandlung. 8. 250 Seiten.

Es giebt Leute, die über alles die Naſe rümpfen; Leute, die ſogar ſich herausnehmen, einen

Mann, der Taubennester, Ziegel, Besen und Verse verfertigt, statt durch ihn zum höchsten Erstaunen hingerissen zu werden, zum Ziel ihrer muthwilligen Einfälle zu machen. Und warum? Weil den eingebildeten Kennern seine Poesie nicht poetisch genug ist, und weil sie gewohnt sind, einem Unglücklichen, der sich der brodlosesten aller Künste befleißt, Dinge zuzumuthen, bey denen selbst einem Professor, und also noch mehr einem armen Nestflechter die Haare zu Berge stehen. Billig sollten wir diesen Leuten, durch deren Theorie, wenn man sie befolgte, das Dichten nicht viel leichter als das Hexen seyn würde, bey der Anzeige der Gedichte des Herrn Gottlieb Hiller die Köpfe zurechtsetzen, wenn sie dieselben sich nur zurechtsetzen ließen, und wenn wir nicht fürchten müßten, durch unsere Apologie die Sache noch schlimmer zu machen. Die Herren sind gar zu streitsüchtig, und leider haben ihre ketzerischen Grundsätze von dem wesentlichen Unterschied zwischen Reimen und Dichten gewisse Autoritäten für sich, die man nur heimlich verachten darf, wenn man nicht öffentlich ausgezischt werden will. Wir wollen uns also mit ihnen lieber gar nicht einlassen. Die Gedichte des Herrn Hiller sind einmal gedruckt, so gut als die Gedichte eines Voß, eines Bürger, eines Hölty, eines Matthisson; und dieß ist noch die geringste Freude, die er erlebt hat. Wenn andere der Pegasus nur auf den Parnaß bringt, so hat der seinige ihn nach Halberstadt, Berlin, Frankfurt an

der Oder, Wien und noch in eine Menge groſser und kleiner Städte getragen. Er hat durch die Poeſie Champagner und Punſch trinken, Eis eſſen und tanzen gelernt. Er iſt in Kupfer geſtochen und in Wachs boſſirt. Er iſt von Klauer Schmidt gekrönt, und von dieſem, von Herrn Burgkardt, von Herrn Bäntſch und von Herrn Tilly beſungen. Mit einem Wort, er iſt berühmt; und wenn er mitunter, wie er klagt, getadelt wird, deſto beſſer: denn dieß iſt ein Unglück, das ſelbſt den gröſsten Dichtern, den lebenden wie den todten, noch täglich wiederfährt. Er kann alſo dem Momus und Zoilus kühn unter die Augen treten, und ihnen zum Troſs nicht bloſs einen zweyten, ſondern auch einen dritten und vierten Theil ſeiner Gedichte herausgeben. Wir wünſchen der Welt zum voraus Glück dazu, und ſchlieſsen dieſe Anzeige mit einer Anekdote aus der Biographie des Herrn Hiller, die uns ausnehmend gefallen hat. Im Vorzimmer des Fürſten von Deſſau, dem er vorgeſtellt wurde, ſagte ein Bedienter zu ſeiner Frau: „Du, dieß iſt der Dichter!“ Dieſe betrachtete ihn von unten bis oben, und ſagte endlich ſpottweiſe: „Ja, das mag wohl ein rechter Dichter ſeyn!“

Mann, der Taubennester, Ziegel, Besen und Verse verfertigt, statt durch ihn zum höchsten Erstaunen hingerissen zu werden, zum Ziel ihrer muthwilligen Einfälle zu machen. Und warum? Weil den eingebildeten Kennern seine Poesie nicht poetisch genug ist, und weil sie gewohnt sind, einem Unglücklichen, der sich der brodlosesten aller Künste befleißt, Dinge zuzumuthen, bey denen selbst einem Professor, und also noch mehr einem armen Nestflechter die Haare zu Berge stehen. Billig sollten wir diesen Leuten, durch deren Theorie, wenn man sie befolgte, das Dichten nicht viel leichter als das Hexen seyn würde, bey der Anzeige der Gedichte des Herrn Gottlieb Hiller die Köpfe zurechtsetzen, wenn sie dieselben sich nur zurechtsetzen ließen, und wenn wir nicht fürchten müßten, durch unsere Apologie die Sache noch schlimmer zu machen. Die Herren sind gar zu streitsüchtig, und leider haben ihre ketzerischen Grundsätze von dem wesentlichen Unterschied zwischen Reimen und Dichten gewisse Autoritäten für sich, die man nur heimlich verachten darf, wenn man nicht öffentlich ausgezischt werden will. Wir wollen uns also mit ihnen lieber gar nicht einlassen. Die Gedichte des Herrn Hiller sind einmal gedruckt, so gut als die Gedichte eines Voß, eines Bürger, eines Hölty, eines Matthisson; und dieß ist noch die geringste Freude, die er erlebt hat. Wenn andere der Pegasus nur auf den Parnaß bringt, so hat der seinige ihn nach Halberstadt, Berlin, Frankfurt an

„Kein Sclavenzwang engt meine Brust,
Wie herzlich froh ich bin.
Zwar köstlich ist des Mönches Fraß,
Fett ist sein Bauch, doch was nützt das
Zu einem frohen Sinn!“

Fast sollte man glauben, der Verfasser sey wegen eines schweren Verbrechens verurtheilt worden, dieses Zeug drucken zu lassen, und seinen Nahmen dabey Preis zu geben. Exemplarisch wäre die Strafe auf alle Fälle.

Gesänge zur Erhöhung geselliger Freuden. Gesammelt u. herausgegeben von C. F. Sachse. Eisenberg 1804. Auf Kosten des Herausgebers und in Commission bey J. W. Schöne und Comp. 8. 122 Seiten.

In einer Gesellschaft, worin die Lieder des Herrn Sachse gesungen werden, kann selbst ein Mann von Geschmack sich ziemlich leidlich befinden — wenn er sich die Ohren wohl verstopft hat.

Die Früchte meiner Muse. Zur Erziehung einer Waise geopfert, von E. Friedel. Breslau 1805. Bey Johann Friedr. Korn, dem ältern. 8. 184 Seiten.

Wir lassen es dahin gestellt seyn, ob diese Gedichte nicht auch ohne den auf dem Titel angegebenen

Zweck erschienen wären. Die Versicherungen der Poeten, daß sie ohne diese oder jene Veranlassung die Früchte ihrer Muse im Pulte behalten hätten, haben längst allen Glauben verloren. Hat der Verfasser seinen Zweck erreicht: so soll es uns freuen. Sonst pflegen mittelmäßige Gedichte zwar wohl das Mitleid, aber nicht eben die Wohlthätigkeit des Publikums rege zu machen.

Kleine Schriften von Christian Schreiber. Berlin 1806. Bey Heinr. Frölich. 8. 242 Seiten.

Eine Sammlung vermischter Aufsätze, die zwar auf keinen sehr ausgezeichneten Werth Anspruch machen, aber doch gelesen zu werden verdienen. In den ästhetischen Erörterungen des Verfassers vermissen wir das Talent, den Leser nicht bloß durch das Interesse der Sache, sondern auch durch scharfsinnige Entwicklung zu fesseln. Lessing ist von dieser Seite noch immer ein unerreichtes Muster. Unter den Aphorismen sind mehrere nicht unglückliche, aber auch nicht wenige, bey denen weder der Gedanke, noch die Wendung neu und anziehend genannt zu werden verdient. Das Gesellschaftsspiel kann unmöglich eine große Anstrengung der Einbildungskraft erfordert haben. Es ist eine Tändeley, die ihren Zweck durchaus verfehlt. Der Aufsatz: Etwas über die Unterhaltung in gebildeten Zirkeln,

ſagt gar zu gewöhnliche Dinge, auf eine gar zu alltägliche Weiſe. Die Ueberſetzung der Dithyrambe des Delille über die Unſterblichkeit, und das ſogenannte muſikaliſche Dramolet: Komala, nach Oſſian, hätten wir am liebſten entbehrt.

Gedichte von K. Heinr. Leop. Reinhardt. Mit einem Titelkupfer. Berlin 1806., bey Heinrich Frölich. 12. 328 Seiten.

Wir wollen nicht behaupten, daß Herr Reinhardt gar nicht aus der Hippokrene getrunken habe. Aber uns dünkt, er hat der Züge zu wenig gethan. Unter ſeinen Gedichten verdienen die Lieder den Vorzug. Die Romanzen und die humoriſtiſchen und ſatyriſchen Verſuche ſind von ungleich geringerem Werth. Die Epigrammen, die den Inhalt des ſogenannten Panorama der modernen Welt ausmachen, zeugen ebenfalls von einem nur mittelmäßigen Talent für dieſe Gattung. Nicht ſelten ſtößt man auch auf Spuren eines noch nicht genug gebildeten Geſchmacks. In der Romanze: Röschen, oder das Ideal, die überdieß äußerſt gedehnt und voll müßiger Schilderungen iſt, unterliegt eine Spröde — einem Pavian. Eine ärgere Plattheit läßt ſich wohl kaum denken, und der Dichter hat Urſache, wirklich zu thun, was er am Schluſſe verſichert, die Hände zu waſchen. Nicht viel beſſer, in jeder Hinſicht, iſt die folgende Erzählung: Fi-

delis und Fidele. In der sogenannten häuslichen Idylle, der süße Tod, macht sich der Dichter die Lust, ein Paar sich gattender Fliegen mit einer Klatsche in das Reich der Schatten zu senden, um ihnen den Tod zu gewähren, den er oft sich selbst wünschte. Ist das nicht originell, und eben so fein als schalkhaft? Zuverlässig hat der witzigste Franzose sich keines so glücklichen Einfalls zu rühmen. Ausdrücke, wie: Na, dreyßig Jahre noch wie heute, und die Studenten-Floskel: „Sans Spaß“ können sich ebenfalls gebildeten Lesern unmöglich empfehlen. Die Stücke: das Bad der Juno, Gespräch bey einer Trauung, Avertissement und einige andere, sind, so wie die Parodieen einiger fremden Gedichte, ihrer Stelle in der Sammlung am wenigsten würdig. Das Gedicht Seite 227 ist eine Apologie für den Herrn von Kotzebue gegen den Verfasser des Herodes vor Bethlehem. Bekehrt dürften die Verächter der Muse des Herrn von Kotzebue durch diese vier und zwanzig Strophen wohl schwerlich werden, obgleich sein Lob darin keineswegs gespart ist. Noch bemerken wir, daß Herr Reinhardt in seinen Gedichten sich mehrere Blasphemieen gegen den göttlichen Jakob Böhm und seine Anbeter zu Schulden kommen läßt, und folgendes Epigramm beweist, daß er der poetischen Poesie selbst nicht besser mitspielt:

Das Federvieh der Neupoetik.

Claus.

„Sprich Veit, wie sieht dergleichen aus?

Veit.

Es hat bloß Federn, keine Schwingen.

Claus.

So gleicht es wohl dem Vogel Strauß?

Veit.

Ganz recht, mein guter Claus;

Denn weder fliegen kanns, noch singen.“

Amor und Hymen, ein Warngedicht, nebst hundert den Eh- und Wehestand beleuchtenden Epigrammen. Allen Hagestolzen geweiht von ihrem Kollegen X. Y. Z. Gedruckt in diesem Jahre. 70 Seiten. 12.

Nie hatte ein Schriftsteller mehr Ursache, sich in den Mantel der Anonymität zu verhüllen, als der Verfasser dieses kleinen Werkchens. Weder die Kritik, noch eine Staats-Inquisition, der Zorn, und zwar der gerechte Zorn der Schönen ist es, der diese Vorsicht ihm gebietet. Hundert Todsünden auf einmal gegen die Krone der Schöpfung, das ist mehr als die Sanftmuth selbst verzeihen kann! Ohne Zweifel wird ein Preiß auf seinen Kopf gesetzt; und da dieser Preiß schon durch die Hände, von denen er gegeben wird, einen hohen Werth er-

hält: so schätzen wir uns zum voraus glücklich, daß wir im Falle sind, ihn zu verdienen.

Iris. Ein Taschenbuch für 1806. Herausgegeben von J. G. Jacobi. Zürich, bey Orell, Füßli und Comp. 282 Seiten. 12.

Wer die Erscheinung eines Taschenbuchs von Herrn Friedrich Schlegel mit Seufzen vernommen hat, der tröste sich damit, daß auch wieder eins von Jacobi erschienen ist. Er lese es, und er wird sich überzeugen, daß das Talent für das, was man sonst Poesie zu nennen pflegte, daß Achtung und Gefühl für das wahre Schöne den Deutschen noch nicht ganz fremd geworden ist. Wären alle Taschenbücher und Almanache diesem gleich, so könnten ihrer nicht zu viele seyn. Aber freylich ist auch nicht jeder Herausgeber ein Jacobi, das heißt ein Mann, der durch anerkannte Verdienste um die Literatur, und durch die liebenswürdigsten Eigenschaften des Charakters die Achtung des bessern Publikums sich nun beynahe seit einem halben Jahrhundert zu erhalten gewußt hat, und mit dem in Verbindung zu treten sich die vorzüglichsten Köpfe mit Recht zur Ehre schätzen. Dem gegenwärtigen Jahrgang der Iris insbesondere gebührt das seltene Lob, daß er nichts ganz Schlechtes, wenig Mittelmäßiges, viel Gutes und manches Vortreffliche enthält. Gleich der erste Aufsatz, von dem Heraus-

geber selbst, Hagedorn überschrieben, gehört in die zuletztgenannte Classe, und ist eben so interessant als belehrend. Was darin von dem Werth unserer frühern Dichter, in Vergleichung mit manchem hochgefeyerten Neuling gesagt wird, ist ein wahres und treffliches Wort zu seiner Zeit. Freylich wird dadurch kein Klinggedichts-Fabrikant, kein tribus anticyris insanabile caput gebessert werden. Aber als Präservativ gegen die immer noch nicht ganz ausgerottete heillose Seuche, das gelbe Fieber der deutschen Literatur, wird und muß es wirken. Die nämliche Saite wird von dem würdigen Manne in seinem Aufsatze: Ueber Gelegenheitsgedichte, noch einmal berührt, und er erscheint ganz als ein zürnender Cato, der das berühmte: delenda est auf eine Secte anwendet, von der er besorgt, sie möchte, wenn ihr nicht Einhalt geschieht, mit der deutschen Sprache zugleich die wahre Dichtkunst zu Grunde richten. Das wolle der Himmel, die Kritik, der Ernst eines Jacobi, und der Spott aller noch unangesteckten deutschen Köpfe verhüthen! Vortrefflich ist auch das Tischlied; das Lied am St. Annen Tage; das Gedicht: An eine geliebte Hausmutter — doch was ist nicht vortrefflich von einem Jacobi? Die Beyträge von Conz waren uns außer ihrem eigenthümlichen Werth auch darum eine höchst angenehme Erscheinung, weil wir durch sie die Ueberzeugung erhalten haben, daß der treffliche Dichter nicht aufgehört hat, am Altare

der Muſen zu dienen. Seine Ode: die Bäume, iſt voll neuer, kühner und ſtarker Gedanken, und man fühlt ſich durch ſie in die beſſern Zeiten unſerer Dichtkunſt zurückgezaubert. Herr Haug hat ſich auch in dieſem Taſchenbuche das Verdienſt vorbehalten, die Stirnen der Leſer zu erheitern. Von der geiſtvollen Verfaſſerinn der Reiſe von Freyberg nach Carlsbad, im vorjährigen Taſchenbuche, lieſt man mit Vergnügen die kleine Erzählung: Hedwig von Schwaben. Die Ode von Kröger: An meine Vaterſtadt, iſt etwas kalt. In dem Lied des ſonſt trefflichen Salis: Abſchied an die Harfe, ſcheinen uns die Ideen nicht klar genug, und das Ganze hat daher einen ſchwankenden und gezwungenen Charakter. Das Collectaneen-Buch enthält größtentheils zu ſehr bekannte Anekdoten. Sonſt findet man noch Beyträge von Pfeffel; dem Grafen Chriſtian zu Stollberg; von Klamer Schmidt; (auch unter dem Nahmen: Franz Maßlieben;) Joſ. Wagner; von Ittner; Hebel; Friederike Brun; Theone; Ecker; Kölle; Neveu; Büſchenthal; Schnetzler; Buri und einigen Ungenannten. Daß die Menſchenfreundlichkeit des Herausgebers auch einigen Anfängern, deren Nahmen man hier zum erſtenmal lieſt, ihre zum Theil freylich noch ſchwachen Verſuche in der Iris auszuſtellen erlaubt hat, wird das Publikum nicht mißbilligen. Wohl ihnen, wenn dieſe Ehre ein Sporn zu ihrer Vervollkommnung wird!

Freia. Dichtungen von Wilhelm Blumenhagen. Mit einem Kupfer. Erfurt bey Fr. August Knick. 1805. 8. 400 Seiten.

Herr Wilhelm Blumenhagen gehört zur neuen Schule. Aber sogar in dieser macht er eine traurige Figur, und zuverlässig hat er seinen Platz auf der letzten Bank. In seinen prosaischen Erzählungen geht es gar erbaulich her. Die Mädchen liegen ihren Liebhabern unaufhörlich in den Armen, und eine verbirgt sogar ihr Gesicht in den Busenstreif des ihrigen, daß ihr warmes Näschen sein klopfendes Herz berührt. Die jungen Herren machen es nicht besser. Einer z. B. küßt mit wilder Hast einen jugendlichen Busen, eine Freyheit, die sich kaum dadurch entschuldigen läßt, daß der jugendliche Busen zugleich ein glänzender Busen ist. Es fehlt auch nicht an Scenen, welche an die selige Lucinde erinnern. Einmal hat der Leser das Vergnügen, ein zärtliches Paar in einem Kabinett, und ein anderesmal ein Ditto in einer Akazienlaube zu belauschen. Ein sonst tugendhaftes Mädchen verliert ihre Unschuld an einen Unbekannten, den sie wenige Stunden vorher zum erstenmal gesehen hat. Wer da steht, sehe zu, daß er nicht falle! Die Helden sind meistens unglücklich. Einer erschießt sich selbst, und ein anderer läßt sich diesen Dienst in der Schlacht bey Koppenhagen erweisen. Den kläglichsten Tod aber stirbt Gustav von Unna, dem seine Geliebte

eine frühere Verbindung verschwiegen hatte. Lange trieb er in der Verzweiflung allerhand Unfug, und ritt besonders Pferde zu Schanden. Endlich schlug die Stunde der schrecklichsten Katastrophe. Er sieht die Wohnung seiner Geliebten in Flammen, und da er sie um Hülfe rufen hört, stürzt er sich zur Pforte hinein und nimmt das Mädchen in die Arme. Aber statt mit ihr das Haus zu verlassen, reißt er sie mit den Worten: „Hier, hier wollen wir sterben! Besitze ich dich nicht, so soll auch kein anderer dich sein nennen!“ in ein Kabinett, und weicht, trotz der krachenden Decke und der Flucht des Mädchens nach der Thür, nicht von der Stelle, bis die herabstürzenden Balken ihn zerschmettern. Ist das nicht tragisch, und läßt der Verfasser nicht alle seine Vorgänger in diesem Fache zurück? Er schildert uns übrigens lauter gute Seelen, und auch nicht Einen Böswicht, wenn wir nicht einen Weiberfeind in diese Classe zählen wollen, dessen Invectiven aber sehr kraftlos und also sehr verzeihlich sind. Der Schauplatz der Begebenheiten ist häufig ein Wald, eine Flur, oder ein Garten, und in diesem Falle unterläßt der Verfasser nie, den Himmel über seinen Helden, die Erde unter ihnen, und die Bäume und Felsen neben ihnen zu beschreiben. Die Gegenden sind meistens reizend, und was die Geschöpfe seiner Einbildungskraft leiden, das leiden sie — in einer schönen Welt. Wenn der Verfasser irgendwo sagt, die Kamönen, an die einer seiner Helden sich

mit Begierde gewandt habe, hätten ihm nicht lange genügt: so sollte man sich nach dieser Probe nicht viel von seinem Styl versprechen. Aber wenn auch hin und wieder der Ausdruck etwas platt und gemein ist, so ist er dafür an andern Orten desto kräftiger und origineller. Z. B. Von Falkoli, dem Helden der ersten Erzählung, des Schicksals Rache, wird gesagt: er drückte die Mütze auf das dunkle wüste Haar; es ward ihm so wunderlich wohl und wehwechselnd; er sprach unwirsch mit sich selbst; er zog unwirsch die Mütze tief in die Augen; (die arme Mütze! Kaum ist sie auf das dunkle wüste Haar gedrückt worden, und schon muß sie sich wieder tief in die Augen ziehen lassen!) er legte sich unwirsch neben die Andern; er warf sich in dem Gastzimmer unwirsch in den ersten Sessel. Wenn nur das Beyspiel dieses unwirschen Menschen die Leser des Herrn Wilhelm Blumenhagen nicht ansteckt, daß sie am Ende sein Buch unwirsch in einen Winkel werfen! Die Poesie des Verfassers ist seiner Prosa vollkommen würdig. Er möchte herzlich gern alte und neue Poeten nachahmen, wenn er nur könnte. Wie es ihm mit Bürger gelingt, mag folgende Probe beweisen:

„Mädel mit dem Wonneleib,
Möchte wohl ein trautes Weib.
An dem Berge wogen Saaten,
Hoffnung gebend, wohl gerathen.

Mädel mit dem Wonneleib,
Nicke ſchämig, ſey mein Weib.“

In einem Gedicht, des Gefangenen Sehnen, bey welchem Matthiſſon zum Vorbilde gedient zu haben ſcheint, lieſt man unter anderem:

„Das Duftgebüſch, wo mich die Liebe drückte,“

und glaubt, der Dichter beklage ſich, daß die Liebe ihn gedrückt habe, bis man durch die nächſte Zeile:

„An Huldas Bruſt“

ſich recht angenehm aus ſeinem Irrthum geriſſen ſieht. In folgender Strophe des nämlichen Gedichts:

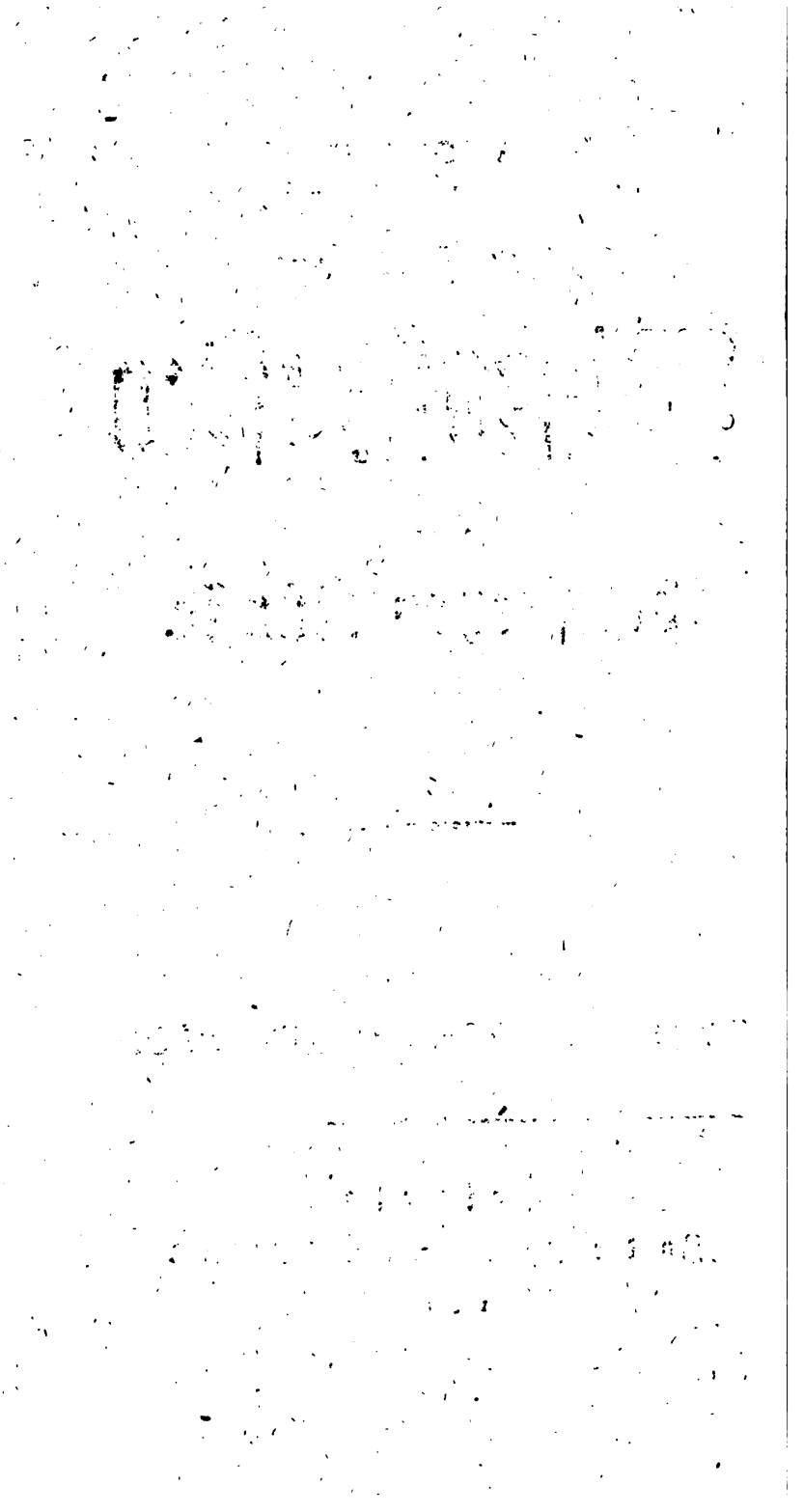
„Den ſchmalen Steg, der über ſchwarze Fluthen
Mit Schwalbenflug
Zu ihr, der Lilienreinen, Seraphsguten
Den Jüngling trug“

iſt der mit Schwalbenflug tragende Steg, und das neue Wort: Seraphsgute, zu bewundern. Daß ein ſolcher Dichter auch Sonnette macht, verſteht ſich; und in der That iſt in dieſer Gattung Herr Wilhelm Blumenhagen für einen andern Wilhelm und deſſen Bruder ein höchſt gefährlicher Nebenbuhler.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Zwey und siebenzigsten Bandes Zweytes St.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1806.



VI.

Ueber das Denkmal der Königinn Comoſarye, von Herrn Hofrath von Köhler in Petersburg *).

Am Ufer des See's von Temrouk an der Spitze einer kleinen Landzunge, Andri-Atam, im Ange-

*) Der durch verſchiedene archäologiſche Abhandlungen berühmte Verf. dieſer Unterſuchung, Aufſeher der kaiſ. Sammlung antiker Münzen zu Petersburg, machte eine antiquariſche Entdeckungs-Reiſe nach Klein-Scythien, dem Tauriſchen Cherſones und dem aſiatiſchen Sarmatien, und kehrte, reich an archäologiſchen Schätzen, vorzüglich an Münzen und Marmorn mit Inſchriften, von derſelben zurück. Als Vorläuferinn eines gelehrten Werks über ſeine Entdeckungen gab er eine gehaltvolle Dissertation sur le monument de la Reine Comosarye. Petersburg de l'Imprimerie impériale 1805. 86 S. gr. 8. nebſt 10 Blättern Inſchriften, als Handſchrift für Freunde heraus. Da dieſe nicht in den Buchhandel kommt, ihres Gegenſtandes aber und der Behandlung wegen einer größern Verbreitung werth iſt, ſo glaubten wir uns durch eine Ueberſetzung um unſre Leſer verdient zu machen. Durch des Verfaſſers verdienſtliche Nachforſchungen fängt an in Erfüllung zu gehen, was Mannert in der Geographie der Grie-

ſicht einer langen Bay des ſchwarzen Meeres, erhebt ſich ein Berg, deſſen Fuß der See beſpült. Auf dem Gipfel deſſelben hat zweytauſend Jahre das Denkmal der Tochter des Gorgippus geruht. Da ſich auf der Halbinſel Taman beynahe nirgends ſolche Ketten von Felſen befinden, welche die Ufer beſchützen, und die letztern gewöhnlich nur aus Erde beſtehen, ſo ſenken ſie ſich allmählig in das Meer oder in die Seeen hinab. Da die erhöhte Küſte des See's von Temrouk immer von den Wellen angeſchlagen worden, ſo iſt ſie endlich eingeſunken und hat das Denkmal der Comoſarye mit an das Ufer herabgezogen. Es beſteht aus zwey Bildſäulen und einer großen, mit einer Inſchrift verſehenen Baſis.

chen und Römer Th. 4 S. 317 f. ſagt: „Der längere Beſitzſtand der Ruſſen wird uns gewiß Berichtigungen und Aufklärungen über die innern Theile der fruchtbaren, aber lange vernachläſſigten tauriſchen Halbinſel verſchaffen, an welche unter der Regierung von Türken und Tatarn ſich nicht denken ließ. Dieſe Aufſchlüſſe müſſen deſto reichlicher ausfallen, weil der Einbruch und ſelbſt der längere Aufenthalt barbariſcher Haufen zwar Verwüſtungen anrichtet, aber die Denkmale des Alterthums nie ſo zerſtört, als der Fleiß eines ſitzenden thätigen Volks, welches der Erde jedes nach ſeiner Meynung unnützlich daliegende Ueberbleibſel entreißt, und die Stelle nebſt den Denkmalen des Alterthums zu ſeinem Nutzen umbildet.“

Anm. des Ueberſetzers.

Es ist mir wahrscheinlich, daß der Umsturz dieses Denkmals erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, kurz vor der Eroberung der Halbinsel durch die russischen Waffen, statt gefunden habe. Hier sind meine Gründe. Man hat das Piedestal mit einer der Bildsäulen am Ufer, und die andere Bildsäule in dem See selbst gefunden. Ginge nun ihr Umsturz weit über die von mir angegebene Epoche hinauf, so ist klar, daß die erste Statue und ihr Piedestal durch das allmählige Herabsenken des Erdreichs unter die Erde versunken wäre, und die andere Bildsäule würde sich so tief in den Schlamm hineingewühlt haben, daß sie den Augen gänzlich verschwunden wäre, selbst in den Zeiten, wo das Wasser am niedrigsten ist. Hätte sich dagegen der Einsturz des Berges erst nach Suwarov's Eroberung zugetragen, so ist kein Zweifel, daß alsdann das Denkmal der Comosarye würde bekannt worden seyn, man würde davon gesprochen, man würde es an einen besuchteren Ort gebracht haben, und die Ehre, ein für die Geschichte der Könige des Bosporus so schätzbares Ueberbleibsel zu entdecken, wäre mir nicht vorbehalten geblieben.

Beyden Bildsäulen fehlen die Köpfe, welche wahrscheinlich von den Tataren, den letzten Besitzern dieser Gegend, lange vor der Einsinkung dieses Berges abgeschlagen worden sind. Das Piedestal und die beyden Bildsäulen sind von Sandstein.

Man hat in das erstere Fügen gemacht, damit die Bildsäulen desto fester darin stehen sollten.

Vielleicht hatte die Königinn Comosarye in der Umgegend dieses Berges ein Landhaus, wo sie den Sommer zubrachte: denn der Berg selbst lag nur achtzehn Werste von der alten Stadt Phanagoria *). Es muß zur Zeit der Comosarye eine kleine Stadt oder wenigstens griechische Niederlassungen am Fuße des Berges gegeben haben, welches daraus erhellt, daß man alte Münzen an der Küste des See's Temrouk, vom Berge an bis zu der westlichsten Spitze des Ufers ausgegraben hat, während sich am entgegengesetzten Ufer nichts gefunden hat.

Die Inschrift belehrt uns nicht, bey welcher Gelegenheit Comosarye diese Bildsäulen zur Ehre ihrer Schutz-Gottheiten errichtet hat. Indeß will ich unten meine Vermuthungen darüber vortragen. Sie standen, nach dem Gebrauch des früheſten Alterthums, auf einem hohen Berg, vermuthlich, der Sitte jener Zeit gemäß, nach Morgen gewandt.

Die Inschrift des Piedestals besteht aus folgenden vier Zeilen:

*) Diese lag südlich der russischen Forteresse, welche gleichfalls Phanagoria genannt wird.

ΚΟΜΟΣΑΡΤΗΙΟΡΓΙΠΠΙΘΥΘΥΓΑΤΗΡΠΑΙΡΙΣΑΔΟΥΣΓ. ΝΗΕΥΞΑΜΕΝΗ

ΑΝΕΘΗΚΕΙΣΧΥΤΡΩΙΘΕΙΩΙΣΑΝΕΡΓΕΙΚΑΙΑΣΤΑΡΑΔΙΑΡΧΟΝΤΟΣΠΑΙΡΙΣΑΔΟΥΣ

ΒΟΣΠΟΡΟΥΚΑΘΕΤΑΔΟΣΙΗΣΚΑΙΒΑΣΙΔΕΥΟΝΤΟΣ . . . . ΩΝΚΑΙΜΑΙΤΩΝΠΑ

ΚΑΙΘΑΤΕΩΝ

d. h. nach einigen nöthigen Ausfüllungen und Verbeſſerungen:

Κομοσάρυη, Γοργίππου θυγάτηρ, Παιρισάδους γυνὴ, εὐξαμένη ἀνέθηκε ἰσχυροῖς θεοῖς Ἀνέργει καὶ Ἀστάρᾳ, ἄρχοντος Παιρισάδους Βοσπόρου καὶ Θευδοσίης, καὶ βασιλεύοντος Σύνδων καὶ Μαιτῶν πάντων καὶ θατέρων.

Hier eine lateiniſche Ueberſetzung:

Comosarya, Gorgippi filia et Paerisadis conjux, ex voto posuit potentissimis Diis Anergi et Astarae, cum Paerisades Bosporo praeesset et Theudosiae essetque rex Sindorum, omnium Maeotarum, aliorumque populorum.

I. Die Geſchichte erwähnt der Comoſarye nicht und ihr Nahme iſt ſogar gänzlich unbekannt. Das Denkmal belehrt uns aber, daß ſie Gorgippus Tochter und Gemahlinn des Pariſades war. Letzterer war, wie ich unten beweiſen werde, Pariſades mit dem Beynahmen der Erſte, um ihn von einem andern deſſelben Nahmens zu unterſcheiden, der auch Herr des Bosporus war. Pariſades war der Sohn des Leucon und folgte ſeinem Bruder Spartocus III., der fünf Jahre regiert hatte, Ol. 107, 4. vor Chr. J. 349, in der Regierung nach. Er regierte bis zu Ol. 117, 2. vor Chr. 311., in Allem 38 Jahr*). De Boze hat viel Licht über

*) Diodor 16, 52 p. 123, der ihn zum König von

die Geschichte des Bosporus in einer Abh. verbreitet, welche er in die Mémoires de l' Acad. des Inscr. et belles Lettres hat einrücken lassen. Er zeigt augenscheinlich daselbst, daß es Pärisades I. ist, auf den sich eine Stelle des Redner Dinarchus bezieht, in welcher Demosthenes darüber getadelt wird, daß er dem Pärisades, Satyrus und Gorgippus bronzene Bildsäulen auf dem öffentlichen Platz zu Athen habe errichten lassen *). Es ist kein Zweifel, daß der Tyrann Pärisades des Diodor und der des Dinarchus der nämliche sey, und die Erwähnung des Tyrannen Gorgippus bey letzterm wird für unsere Inschrift sehr merkwürdig und wird uns weiter unten Anlaß zu Bemerkungen geben.

Wesseling **), welcher Boze'n widerspricht, ist selbst in einen großen Irrthum gefallen, indem er behauptet, die von Dinarchus genannten Pärisades, Satyrus und Gorgippus seyen Tyrannen von Thracien gewesen. Er gründet sich auf eine Stelle des Demosthenes, der von drey Tyrannen Thraciens spricht, die er Chersobleptes, Pärisades

Pontus in der weitläuftigen Bedeutung macht, nach welcher es die ganze östliche Küste des schwarzen Meeres begreift. Bestimmter nennt ihn derselbe Diodor 20, 30 p. 421 König des Cimerischen Bosporus.

*) Contra Demosth. p. 34. Reisk.

**) ad Diod. 16, 52 p. 123 n. 78.

und Amadocus nennt*). Aber wenn man Demosthenes Stelle mit der des Dinarchus vergleicht, ſpringt Weſſelings Irrthum in die Augen, und es bleibt unbeſtreitbar, daß Pariſades, Satyrus und Gorgippus Tyrannen des Bosporus waren. Cherſobleptes, Pariſades und Amadocus theilten Thracien unter ſich Ol. 106, 4, und Pariſades, Tyrann des Bosporus, folgte ſeinem Bruder Spartocus Ol. 107, 4. Es wäre daher höchſt unwahrſcheinlich, daß, außer den vom Demoſthenes genannten Tyrannen, die andern vom Dinarchus genannten, ſich, vier Jahre nach der erſten Theilung, ebenfalls einige Theile Thraciens hätten zueignen können. Eben ſo unwahrſcheinlich iſt es anzunehmen, daß, vier Jahre nach der Theilung zwiſchen Cherſobleptes, Pariſades und Amadocus, dieſe drey Fürſten von denen erſetzt worden ſeyn ſollten, die uns Dinarchus angiebt. Aber Weſſelings Meynung wird noch weniger annehmlich ſcheinen, wenn man erwägt, daß Pariſades, einer von den Tyrannen Thraciens, ſehr bald nach jener Theilung Thraciens ſtarb. Wenn Pariſades, der Tyrann von Bosporus, ſeinem Bruder Ol. 107, 4 folgte, und wenn man, wie es ſehr wahrſcheinlich iſt, annimmt, daß die Athenienſer nicht gerade im erſten Jahre ſeiner Regierung ihm, ſo wie dem Satyrus und Gorgippus, eine Bildſäule errichtet haben werden, ſo wird man mit

*) adv. Aristocrat. p. 430 E. Wolf.

Zuverlässigkeit schließen, daß Pärisades von Thracien wenigstens vier oder fünf Jahre todt gewesen seyn muß, als die Athenienser dieses Denkmal errichteten. Mithin vereinigt sich alles zu beweisen, daß es drey Fürsten des Bosporus waren, von denen Dinarchus spricht. Welche Bewegungsgründe hätten überdem den Demosthenes antreiben können, zu Ehren eines vor vier bis fünf Jahren verstorbenen Fürsten eine Bildsäule von den Athenienſern auf ihrem öffentlichen Platz errichten zu lassen; wogegen sich seine Anhänglichkeit für den Pärisades, Satyrus und Gorgippus auf die starken Pensionen gründete, die er von ihnen erhielt. Nimmt man noch den großen Kornhandel hinzu, den die Stadt Athen mit dem Bosporus unterhielt, so sieht man, daß sich alles vereinigt, uns zu überzeugen, daß Dinarchus die drey Fürsten des Bosporus im Auge hatte.

In der Inschrift der Comosarye ist der Nahme ihres Gemahls geschrieben ΗΑΙΡΙΣΑΔΗΣ. Eben so auf einer Münze dieses Fürsten, im Kabinet von Frankreich *). Man muß daher, nach diesen ächten Denkmälern, die Texte des Diodor **), Polyän ***), Demosthenes ****) und Dinarchus *****)

*) Boze Mém. des Inscr. T. 6 p. 530. Cary Hist. des Rois de Thrace et du Bosp. Cimm. pl. 1 f. 1.

**) 16, 52 p. 123.

***) Strateg. 7, 16 T. 1 p. 639 Maasvic.

****) p. 430 B.

*****) p. 34.

ändern, wo dieſer Nahme Παρυσάδης, Παριτσάδης und Βηρισάδης, geſchrieben iſt, unſtreitig durch Nachläſſigkeit der alten Abſchreiber*).

Boze und Eckhel**) glaubten auf der goldnen Münze, die ich angeführt habe, den Nahmen des Königs geſchrieben zu ſehen Παιριτσαδου. Aber da die Buchſtaben, welche den Namen ausmachen, zu nahe am Rand ſtehen***), ſo war vielleicht kein Platz da für das Σ finale, das man auf der Inſchrift der Comoſarye im Genitiv dieſes Nahmens findet. Vielleicht wird man einwerfen, daß, da die Münze, von der wir reden, in Panticapäum geſchlagen iſt, wie ihr Monogramm zeigt, der Nahme des Königs, aus dieſem Grund, um deſto ächter hat erhalten werden können. Aber dagegen ſpricht laut für das Σ am Ende die Inſchrift der Comoſarye und die unter der Regierung deſſelben

*) Weſſeling hält Παριτσάδης für den wahren Nahmen des Königs. Aber dieß wird vollkommen durch die angeführte Münze und durch die Inſchrift der Comoſarye ſowohl als eine unten anzuführende des Meſtorippus widerlegt. Er irrt ſich auch darin, daß er Παιριτσάδης und Βηρισάδης für zwey verſchiedene Nahmen hält, da der letztere doch nur entweder einem Schreibfehler ſein Daſeyn verdankt oder auch der fehlerhaften Ausſprache, nach welcher man bisweilen Π mit Β, ΑΙ mit Η verwechſelte.

**) Doctr. num. P. 1, V. 2, p. 361.

***) Mionnet Catal. d' une collect. d' Empr. N. 752 p. 38.

Pàrisades verfertigte des Mestorippus. Indeß darf ich nicht verschweigen, daß der Genitiv, wie ihn Boze und Eckhel auf der Münze lasen und wie er sich auch beym Strabo und Diodor*) findet, ebenfalls auf einer Inschrift vorkommt, die jünger als die unsrigen ist, und die ich nahe bey der griechischen Kirche von Kertch gefunden habe. Hier ist sie in ihrer itzigen Verstümmlung:

ΒΑΣΙΛΕΥΟΝΤΟΣΠΑΙΡΙΣΑΔΟΥΣΠΑΡΤΟΚΟΥ
ΛΕΩΣΤΡΑΤΟΣ . ΠΕΡΤΟΥΑΔΕΛΦ.
. . . . . ΙΤΟΣ . . . . Τ . . . . . ΡΙΛ . . . .

d. h. Unter der Regierung des Pàrisades, Sohnes des Spartocus, errichtet von Leostratus über dem Grabe seines Bruders u. s. w.

Der Pàrisades, dessen diese Inschrift denkt, kann nicht Pàrisades I. seyn, welcher ein Sohn des Leucon war, sondern es ist vielleicht der Sohn und Nachfolger von Spartocus IV, welcher Ol. 122, 4. König des Bosporus wurde und zwanzig Jahre regiert hat; oder vielleicht war es einer der Könige des Bosporus, welche in dem Zwischenraum von 170 Jahren regiert haben, die zwischen der Regierung Spartocus IV. und der Pàrisades des II., der seine Staaten Mithradates dem Großen abtrat, verflossen sind.

*) Diod, 20, 22 p. 421. Strabo 7, p. 477. Indeß scheint der Letztre 17 p. 1132 denselben Nahmen wieder anders declinirt zu haben.

Wenn der Pärisades der Inschrift des Leostratus nicht Pärisades II. ist, so ist es schwer zu entscheiden, welcher Epoche diese Inschrift angehört. Nach der Aehnlichkeit der Schrift, vorzüglich der Buchstaben Π, Ο und Ω mit den zur Zeit Philipps und Alexanders üblichen Schriftzügen, scheint es, man könne diese Inschrift auf einen Fürsten deuten, der kurz nach Pärisades I. lebte und der der Sohn Spartocus des IV. seyn könnte. Man kann, zur Unterstützung dieser Meynung, bemerken, daß die Inschriften des Tiberius Julius Sauromates, welcher König des Bosporus kurze Zeit nach dem Pärisades war, der seine Staaten an den Mithradates abtrat, weit entfernt von der Schönheit und Zartheit der Charaktere sind, wovon man zu den Zeiten Philippus und Alexanders Gebrauch machte. Zwar könnte man dagegen anführen, daß die griechischen Schriftzüge nach Spartocus IV. allmählig verunstaltet wurden und bis zu dem Grade, daß sie zur Zeit Augustus nichts mehr von ihrer ursprünglichen Schönheit hatten, woraus man schließen könnte, daß die Inschrift des Leostratus den Zeiten Pärisades des II. nicht angehören könnten, welche zu nahe an die von Sauromates I. gränzten. Aber diese Ideen werden durch die Bemerkung geschwächt, daß die Buchstaben Ο und Ω auf den Münzen des Mithradates, Pharnaces und Asander völlig dieselbe Gestalt haben, als diejenigen, deren man sich zur Zeit Alexander des Großen bediente, und daß

überdem die Nachbarschaft des Pontus den Bewohnern des Bosporus Gelegenheit gegeben haben kann, dieselben Schriftzüge zu brauchen. Wer weiß übrigens, ob nicht Sauromates, der, um dem Tiberius den Hof zu machen, die Vornahmen Tiberius Julius annahm, durch eine Folge dieses Strebens zu schmeicheln, auch die Schriftzüge annahm, deren man sich damals in Rom bediente?

Aus allem Angeführten ergiebt sich, daß wir nichts Entscheidendes über die Zeit sagen können, in welcher die Inschrift des Leostratus verfertigt worden. Die Form der Schriftzüge kann nicht immer als Beweis für das Alter der Inschriften angesehen werden, und die aus der Paläographie gezogenen Inductionen können nur mit der äußersten Vorsicht zugelassen werden, weil man oft zu derselben Zeit und in demselben Land verschiedene Schriftzüge gebraucht hat. So hat z. B. auf der angeführten goldnen Münze, welche ohne allen Zweifel Pärisades dem I. angehört, das Π eine neuere Gestalt, als man es dort erwarten sollte, die zwey perpendiculären Linien desselben haben einerley Höhe, während auf den Münzen des Mithradates und Asander die eine dieser beyden perpendiculären Linien des Π kürzer als die andere ist, und dieser Buchstabe seine alte Gestalt auf ihnen behauptet, obgleich diese letztern Münzen beynahe 200 Jahre nach der des Pärisades geprägt sind. Auf dieser letztern Münze haben

die Buchstaben Π, Β, Σ eine viel neuere Gestalt als diejenige, die man ihnen auf der Inschrift der Comosarye gegeben hat, auf welcher die Buchstaben Ο und Θ die nämliche Höhe wie die andern Buchstaben haben, und auch die alte Gestalt beybehalten. Die Inschrift des Mestorippus hingegen, welche, wie die der Comosarye, unter der Regierung Parisades des I. gemacht ist, stellt uns die Buchstaben Ο und Ω in ganz verschiednen und sehr kleinen Schriftzügen dar, nach dem im Zeitalter von Philippus und Alexander herrschenden Gebrauche. Auf den Münzen des Mithradates hat das Ω dieselbe Höhe wie die andern Buchstaben. Auf den Münzen des Asander hingegen, welche später als die angeführte Epoche sind, ist dieser Buchstabe sehr klein. Das Θ hat bisweilen auf den Münzen des Mithradates dieselbe Höhe als die andern Buchstaben und bisweilen ist es sehr klein, ja manchmal so klein, daß es mehr einem Punkt als einem Buchstaben gleicht.

Diese Bemerkungen zeigen, wie vorsichtig man in Bestimmung des Alters der Inschriften nach der Gestalt der Schriftzüge seyn muß.

Da wir hier die Frage untersucht haben, ob nicht der Parisades in der Inschrift des Leostratus der Sohn von Spartocus IV. sey, so will ich eine Inschrift aus der Zeit des letztern mittheilen, die ich im Garten der Kirche zu Taman gesehen habe,

und welche auf die marmorne Basis einer Bildsäule der Venus eingegraben ist:

. . . . . ΔΙΜΟΥΘΥΓΑΤΗΡΣ . . Ρ . . ΚΟΥ·
ΔΕΓΥΝΗΑΝΕ . . . . . ΡΟΔΙΤΗΙΕΥΞΑΜΕ
ΝΗΑΡΧΟΝΤΟΣ ΣΠΑΡΤΟΚΟΥΤΟΥΕΥΜ
. . . . ΚΑΙΒΑΣΙΛΕΥΟΝΤΟΣ

Die Lücke des Anfangs abgerechnet, die sich nicht ausfüllen läßt, wenn man nicht etwa die Abstammung der Gemahlinn des Spartocus aus andern Denkmälern noch kennen lernt, läßt sich das Uebrige also ergänzen: . . . . δίμου θυγάτηρ, Σπαρτόκου δὲ γυνή, ἀνέθηκε Ἀφροδίτῃ εὐξαμένη, ἄρχοντος Σπαρτόκου τοῦ Εὐμήλου καὶ βασιλεύοντος. „Die Tochter des . . . dimus und Gemahlinn des Spartocus, hat zur Folge eines Gelübdes diese Bildsäule errichtet, als Spartocus, Eumelus Sohn, Archon und König war.“

Wir haben aus der oben angeführten Münze die wahre Schreibart des Nahmens Pärisades bey den Griechen gesehen, welche auch von drey alten Inschriften bestätigt wird; die bey dieser Gelegenheit angeführten Inschriften des Spartocus lehren uns auf gleiche Weise, daß der Nahme dieses Königs des Bosporus nicht, wie Diodor*) schreibt, Spartacus, sondern Spartocus, ist. Dieser Nahme findet sich eben so auf einer Inschrift geschrieben, welche vor kurzem in dem Recueil de

*) 20, 22 p. 421.

quelques Antiquités trouvées sur les bords de la mer noire. Berlin, Schüppel 1803. bekannt gemacht worden. Diese Inschrift, welche an dem Piedestal einer zu Taman nicht mehr vorhandnen Bildsäule gefunden worden, ist so nachlässig copirt, daß es nicht möglich ist, den Sinn der ersten Zeile zu errathen. Die zweyte ist also geschrieben: ΑΝΕΘΗΚΕΒΑΣΙΛΕΥΟΝΤΟΣΣΠΑΕΤΟ ΚΟΥΤΟΥΕΥΜΕΝΟΥ, wofür gelesen werden muß: ἀνέθηκε βασιλεύοντος Σπαρτόκου τοῦ Εὐμήλου.

Die vorhin angeführte Inschrift der Gemahlinn des Spartocus ist, wie schon angegeben worden, von dem Piedestal einer Bildsäule der Venus genommen, einer bey den Völkerschaften des Bosporus in großem Ansehen stehenden Göttinn, wie dieses mehrere Stellen der alten Schriftsteller, die autonomischen Münzen der Städte des Bosporus und die Inschriften zeigen, in denen man dieser Gottheit Erwähnung gethan hat. Ich will hier noch zwey Inschriften über diesen Gegenstand anführen. Die erstere steht auf einem marmornen Piedestal und hat ehemals zu einer Statue der Venus gehört. Da sich das Piedestal nicht mehr in Taman befindet, so gebe ich die Inschrift so, wie sie in dem angeführten Werke steht:

ΑΡΙΣΤΙΩΝΑΡΙΣ
ΤΟΦΩΝΤΟΣΑΦΡΟΔΙΤΗΙ

»Aristion, Aristophons Sohn, weiht dieses der

Aphrodite.“ Noch merkwürdiger iſt die andre Inſchrift, wiewohl ſie am Anfang und am Schluſſe der Zeilen ſehr verſtümmelt iſt. Hier iſt ſie, wie ich ſie im Garten der Kirche von Taman abgeſchrieben habe:

ΛΕΥΣΣΑΥΡΟΜΑ
ΑΡΧΙΕΡΕΥΣΤΩΝΣΕΡαπιΔ
ΠΕΡΙΝΑΙΟΥΣΣΤΟΑ . . . ΩΜ
ΘΕΡΙΜΕΝΑΣΕΚΘΕμελΙΟΝΔΙΕΓΕΙΡΑΣ . . .
ΔΕΙΤΗΙΑΠΑΤΟΥΡΙΑΔΙΚΑΘΕΙΕΡΩΣΕΤ .
. . . . . ΤΟΥΕΠΙΤΩΝΙΕΡΩΝ . ΕΝΤΩ . Β

Man ſieht, daß von einem der Venus Apaturias geweihten Tempel die Rede iſt, welchen der König Sauromates *) wieder hatte aufrichten laſſen: ἐκ θεμελίων διεγείρας Ἀφροδίτῃ Ἀπατουριάδι καθιέρωσε. Wenn man in die Bay von Coroconda-ma einläuft, ſagt Strabo **), liegt zur Linken der Tempel der Venus, Apaturum genannt, von einem liſtigen Streich (ἀπάτη), den die Göttinn ausgeführt. In der Nachbarſchaft ſtand in der Stadt Phanagoria, nach Strabo ***), ein andrer Tempel der Venus, Ἀφροδίτης τῆς Ἀπατούρου,

*) Der Anfang der Inſchrift mag alſo geweſen ſeyn: Βασιλεὺς Σαυρομάτης, ἀρχιερεὺς τῶν Σεράπιδος περὶ ναοὺς, στοὰν etc.

Anm. d. Ueb.

**) 11 p. 757. A.

***) l. c. und Stephan. v. Ἀπάτουρον.

wenn nicht etwa nach unſrer Inſchrift zu leſen iſt: τῆς Ἀπατουριάδος.

Der Nahme der Gattinn des Spartocus bleibt uns unbekannt, weil, wie ſchon oben geſagt worden, der Anfang jenes Marmors verſtümmelt iſt. Einen ähnlichen Verluſt beklagte ich, als ich im Garten der Kirche von Taman eine Inſchrift copirte, die ſich auf einem marmornen Piedeſtal befand, welches ehemals zu einer Bildſäule gehört hat. Den Nahmen der Fürſtinn, die das Denkmal hat errichten laſſen, abgerechnet, iſt es gut genug erhalten, und einige Lücken darin ſind leicht auszufüllen:

ΑΥΤΟΚΡΑΤΩΡΑΚΑΙΣΑΡΑΕ . ΟΥΤΙΟ
ΣΕΒΑΣΤ . . . . ΝΠΑΣΗΣΓΗΣΚΑΙ . .
. . . ΘΑΛΑΣΣΗΣΑ . . ΟΝΤΑ
ΤΟΝΕΑΥΤΗΣΟΤΗΡ . . . . . ΕΤΗ .
ΒΑΣΙΛΙΣΣΑΔΥΙ . .

d. h. Αὐτοκράτορα Καίσαρα Ἕλουιον Σέβαστον τὸν πάσης γῆς καὶ πάσης θαλάσσης Ἄρχοντα τὸν ἑαυτῆς σωτῆρα καὶ εὐεργέτην ἡ βασίλισσα Δυι—. „Dem erhabnen Alleinherrſcher, Cäſar Helvius, dem Regenten der ganzen Erde und des ganzen Meeres, ihrem Retter und Wohlthäter, ſetzt dieſes die Königinn Dy(rgatao).“

Die Inſchrift redet vom Kaiſer Helvius Pertinax, und das Piedeſtal trug alſo ehmals ſeine Bildſäule. Die Regierung des Pertinax fällt in die zweyte Hälfte des J. 489. der Zeitrechnung des Bosporus, d. h. in den Anfang des 946 J. nach

Erb. Roms, 193 J. nach Chr. Wenn daher die Fürstinn, welche dem Helvius Pertinax eine Bildsäule errichten ließ, Königinn des Bosporus war, so muß es die Gemahlinn Sauromates des III. gewesen seyn. Aber da nicht abzusehen ist, warum diese bey Lebzeiten ihres Gemahls der Hülfe des Helvius bedurft haben sollte, so kommt es mir viel wahrscheinlicher vor, daß die Fürstinn, deren Nahme vielleicht Dyrgatao war und die diese Inschrift eingraben ließ, die Gemahlinn oder Witwe eines benachbarten Königs des Bosporus war, oder vielleicht die Königinn der Sinden oder der Mäoten, wie die Tirgatao, von welcher Polyän spricht *). Noch lieber möchte ich annehmen, daß es die Selbstbeherrscherin eines kleinen Staats gewesen, welcher Pertinax seinen Schutz gegen Feinde, welche ihr die Krone streitig gemacht, geliehen hätte. Die Inschrift drückt eine so lebhafte und so vollkommne Erkenntlichkeit aus, daß man ihr nicht wohl einen weniger erheblichen Bewegungsgrund leihen kann. Uebrigens ist es glaublich, daß das Denkmal, welches die Erkenntlichkeit dieser Königinn für ihren Wohlthäter auf die Nachwelt zu bringen bestimmt war, noch nicht vollendet seyn mochte, als Pertinax, der nur 87 Tage regierte, starb.

Aber kommen wir auf die Inschrift der Comosarye zurück. Die Schriftzüge derselben sind klein

*) Strateg. 8, 55 p. 808.

und mager. Das Σ, Θ und Π hat viel von der älteſten Geſtalt und beweiſt, daß dieſe Inſchrift bis zur Zeit Pariſades I. hinaufſteigt. Das B vorzüglich hat eine ſehr antike Geſtalt, die ſich auf keiner der von mir in Taman geſammelten Inſchriften befindet. Auf der Inſchrift des Meſtorippus nähern ſich dieſe Schriftzüge vielmehr der im Zeitalter des Philippus gebräuchlichen Schrift. Ich glaube, daß dieſe Inſchrift auch in die Zeit Pariſades I. gehört. Aber die Regierung deſſelben dauerte 30 Jahre, und die Inſchrift des Meſtorippus muß dem Ende, die der Comoſarye aber dem Anfang dieſer Periode angehören *). Unſtreitig haben die Buchſtaben Θ, O und Ω auf der Inſchrift der Comoſarye nicht die Form der Buchſtaben, die man auf den Münzen von Philipp und Alexander dem Großen, den Zeitgenoſſen Pariſades des I. ſieht, oder auf der Inſchrift des Meſtorippus; aber eben dieß beweiſt das

*) Ich muß hier bemerken, daß in dem Nouveau Traité de Diplomatique die Tafel X des erſten Bandes, auf welcher die Herausgeber die älteſten Schriftzüge des griechiſchen Alphabets vorgeſtellt zu haben verſichern, ſehr mangelhaft iſt. Sie citiren die numismatiſchen Werke, deren ſie ſich bedient haben, die aber ſehr wenig genau ſind, und, in dieſer Hinſicht, einen weit geringern Werth haben als diejenigen, welche ſeitdem erſchienen ſind. Statt dieſe Bücher zu copiren, hätten ſie die griechiſchen Buchſtaben nach den Original-Münzen, Vaſen und Scarabäen vorſtellen ſollen.

Alter der Inschrift der Comosarye, und kann die Zeit bestimmen, wo sie gemacht wurde. Die Münzen der Vorgänger des Philippus, Königs von Macedonien und Vaters von Alexander dem Großen, so wie alle Denkmäler dieses Zeitalters, zeigen, daß man erst zu Philippus Zeit anfing den Buchstaben Θ, Ο, Ω diese kleinere und niedrigere Gestalt als die der andern Buchstaben des Alphabets zu geben. Diese so verkürzten Buchstaben finden sich weder auf einer Münze noch auf einem andern Denkmal vor Philipp von Macedonien; ich bin daher überzeugt, daß es die Regierung dieses Fürsten war, unter welcher man angefangen hat, diese Formen schön und angenehm zu finden. Der Gebrauch derselben führte sich ein, und erhielt sich während mehrerer Jahrhunderte. Und da es natürlich ist, daß diese Mode in der Schönschreibung sich nicht gleich zu Anfang vom Hofe der Könige von Macedonien aus bis in den Bosporus von Asien wird verbreitet haben, so erklärt uns dieses, wie die Buchstaben der Inschrift der Tochter des Gorgippus die alte Gestalt haben erhalten müssen: denn die Inschrift wurde zu Anfang der Regierung Pärisades I. verfertigt. Da die goldne Münze dieses Fürsten, welche ich angeführt habe, eine Copie der des Lysimachus ist, wie es eben sowohl aus dem Revers als aus den Schriftzügen erscheint, so kann man daraus schließen, daß sie in den letzten Jahren des Pärisades geschlagen worden; eine Epoche, wel-

che man ebenfalls der Inſchrift des Meſtorippus anweiſen muß. Wäre die Inſchrift der Comoſarye während der 170 Jahre geprägt worden, welche zwiſchen der Regierung Spartocus IV. und der Pärisades II. oder auch während der Regierung des Letztern verfloſſen, ſo iſt gewiß, daß man den Buchſtaben Θ, Ο, Ω die neue Geſtalt würde gegeben haben, ähnlich derjenigen, die ich auf den Inſchriften Spartocus IV. gefunden habe, und die man auch auf den Münzen Mithradates des Großen ſieht, deren Reverſe und Buchſtaben nur Wiederholungen der Alexanders von Macedonien ſind.

Comoſarye nennt ſich in ihrer Inſchrift die Tochter des Gorgippus; dieß iſt der Gorgippus, welchem die Athenienſer eine Bildſäule neben den des Pärisades und Sathrus errichteten. Die alten Schriftſteller ſagen uns nicht, welches die Staaten dieſes Gorgippus geweſen ſind; wir wiſſen nur, daß ſie nicht weit von dem Königreich des Bosporus lagen *). Aber es hat viel Wahrſcheinlichkeit, daß er König der Sinder war, daß Gorgippia ſein Reichsſitz war **), und daß er ſeinen Namen dieſer

*) Ich weiß nicht, worauf ſich Eckhel Doctr. num. V. 1 P. 2 p. 339 ſtützt, um anzunehmen, daß Satyrus der Tyrann von Heraklea geweſen.

**) Ich habe im Bosporus zwey Münzen der Stadt Gorgippia gefunden, die eine von Silber, von welchem Metall man noch keine von Gorgippia hatte. Der Avers ein ſchöner Apollokopf mit Lorbeer bekränzt,

Stadt gab, weil er der Erbauer derselben war*).

der Revers ein Rehkopf mit einem Thyrsus. Die Legende ΓΟΡΓΙΠΠΕΩΝ. Die zweyte ist von Bronze, der Avers wie bey der vorigen, der Revers das Vordertheil eines Schiffs, Sinnbild einer Seestadt; die Legende wie bey der vorigen.

(Eckhel P. 1 V. 2 p. 339. kennt nur zwey Bronzen dieser Stadt mit gleicher Inschrift wie die im Bosporus gefundnen; auf der einen Seite der Kopf des Apollo, auf der andern ein Dreyfuß zwischen zwey Monogrammen. Anm. des Uebersetzers.)

*) Der Nahme Gorgippus scheint wie der des Spartacus und Pärisades sehr gewöhnlich im Bosporus gewesen zu seyn. Unter den in Griechenland gebräuchlichen Eigennahmen findet man überhaupt mehrere, die mit Hippos, das Pferd, zusammengesetzt sind. Diese Nahmen entstanden im heroischen oder frühesten Zeitalter Griechenlands. Hier einige Beyspiele: Hippias, Hippeus, Hippasos, Hippotes, Hippoteus, Hippocrates, Hippocrate, Hippodamus, Hippodamas, Hippodamia, Hipparchus, Hippomedon, Hippomedusa, Hipponome, Hippodromus, Hippalmus, Hippostratus, Hippozygus, Hippomenes, Hippothous, Hippothoe, Hipponous, Hipponoe, Hippalcimus, Hippodice, Hippocoon, Hippolytus, Hippolyte, Hippoleon, Hippocorystes, Hipparinus (Inscr. Anapiens. ined.), Leucippus, Leucippe, Xanthippus, Xanthippe, Glaucippe, Cyanippe, Chrysippus, Chrysippe, Melanippus, Melanippe (Inscr. Amycl. l. 20), Philippus, Erasippus, Phidippus, Mestorippus (Inscr. Bospor.), Cydippe, Euippus, Callippus, Charippus, Aristippus, Panthippus (d' Hancarv. Ant. Vol. I pl. 1.), Telesippe, Threpsippus, Anthippus, Al-

Dieß iſt vielleicht der nämliche Gorgippus, Sohn des Tyrannen, der auch Satyrus genannt wird, welchem es, nach Polyän, endlich gelang, die Wuth der Königinn Tirgatao zu beſänftigen, welche, während der Regierung ſeines Vaters, viele Verheerungen in ſeinen Staaten angerichtet hatte. Zwar nennt Polyän Gorgippus Vater König des Bosporus, aber er faßte unter dieſem Nahmen alle angränzende Staaten zuſammen, ſo wie Diodor unter dem allgemeinen Namen Pontus faſt alle Staaten Aſiens begreift, die am ſchwarzen Meere liegen.

II. Der Steinhauer der Inſchrift der Comoſarye hat ΙΣΧΥΡΩΙ ſtatt ἰσχυροῖς und ΘΕΙΩΙΣ ſtatt θειοῖς geſchrieben, welches letztre joniſch iſt für θεοῖς*).

III. Die bis jetzt noch unbekannten und auf keinem andern Denkmal vorkommenden Gottheiten Anerges und Aſtara muß man in der morgenländiſchen Mythologie aufſuchen. Es ſind Syrochaldäiſche Gottheiten, deren Nahmen griechiſche Formen am Hofe des Bosporus angenommen hat-

cippe, Nicippe, Clinippe, Clitippe, Hermippus, Agrippas, Pyrippe, Menalippus, Menalippe, Dioxippe, Menippus, Agelippus (Chandler Inscr. gr. 22, 20), Cteſippus, Zeuxippus, Lyſippus, Theraſippus, Pleiſippus.

*) Gregor. Corinth. de dial. c. 8 p. 178.

ten, wo die Sprache und Sitten Griechenlands in großer Achtung ſtanden.

Ich glaube, daß der Nahme Anerges von Nergel oder Nergal herkommt, einer Gottheit, deren Verehrung in den Büchern der Könige angedeutet wird *). Dieſes Wort ſoll, ſeiner Ableitung nach, Quelle des Feuers und des Lichts heißen **), alſo die Sonne, welche bey den Ammonitern Moloch und Melchom, bey den Aegyptiern Remphah hieß ***). Die Chaldäer hatten ihren Cultus den Perſern mitgetheilt ****). Man findet bey den Letztern, unter dem Symbol des Feuers, dieſe Anbetung der Sonne, die älteſte von allen †), und welche bey den Chaldäern ſeit den früheſten Zeiten eingeführt war ††). Daher das heilige Feuer auf den Pyreia genannten Altären, welche auf den höchſten Bergen ſtanden. Salmanazar verſetzte, nach der Einnahme von Samarien, die Israeliten nach

*) B. 4, C. 17 V. 30.

**) Selden. de diis Syr. 2, 8 p. 244. Calmet Comm. sur l'anc. et N. T. T. 2 p. 897 ed. Par. 1726 fol.

***) Iablonsk. Panth. Aeg. prol. p. 50.

****) Agath. de imp. et reb. Iustin. L. 2 p. 63 B. Paris.

†) Plato Cratyl. p. 258 Bip.

††) Selden. 2, 8 p. 244—6.

Persien und Medien, und ließ die Cuthäer, die alten Bewohner eines Strichs Landes von Persien*), in das eroberte Land einwandern. Diese brachten ihre religiösen Gebräuche und ihre Gottheiten mit sich**), unter welchen sich Nergel oder das heilige Feuer von Persien befand***), und seit dieser Zeit finden wir Erwähnung derselben in der heiligen Schrift. Dieser Cultus wurde von den Sindi angenommen, welche im Süden des Bosporus wohnen, und der Nahme Nergel wurde nun in Anerges verwandelt. Unter dem letztern Nahmen wurde diese Gottheit, wie unsre Inschrift lehrt, im Bosporus bey den Sinden und den Mäoten angebetet. Die Veränderung von Nergel in Anerges darf uns nicht mehr befremden, als wenn wir sehen, daß aus Bel geworden ist Abelio****), Belenus†), Belinus††), Bilienus†††) und

*) Bücher der Könige 4, 17, 24. Ioseph. Antt. Iud. 9, 14 p. 596 Haverc.

**) Ioseph. p. 507.

***) Ambros. in 1 ad Cor. 10, 20. Cf. Calmet. l. c. T. 8 p. 230 not. c. Grot. Crit. Sacr. T. 7 p. 1098.

****) Gruter. Inscr. p. XXXVII, tit. 4. 5. 6. Cf. Reines. Syntagm. Inscr. p. LI.

†) Gruter. l. c. tit. 11. 12. 15. 17. p. 37 t. 1. 2. 3. Reines. l. c. tit. 39. 51. 52. Fabrett. Inscr. p. 325 D. Muratori Thes. Inscr. p. MCMLXXXVII t. 7.

Belatucadrus††††); daß Aghot-Baal ist verwandelt worden in Alagabalus*), Elagabalus**), Aglibolus***) und Heliogabalus****); Abdirdaga in Atergatis†), Atargatis††), Adargatis†††), Argatis††††) und Athara*); Beth-Samaim in Belisama**), und endlich Moloch in Malachbe-

††) Grut. p. 36 t. 13. 14. Murator. p. 24 t. 2. 3. p. 1022 t. 6. p. 1979 t. 6.

†††) Reines. p. 98 t. 51.

††††) Spon Misc. cr. ant. s. 3 n. 89. Grut. p. 87. t. 1. 2.

*) Grut. p. 32 t. 12. Cf. Salm. Vopisc. Aur. p. 479.

**) Spanh. U. et Pr. N. T. 1, p. 129.

***) Spon S. 1, Art. 1. Grut. p. 86 t. 8.

****) Herodia. 5, 3. Vopisc. Aur. c. 25 p. 478 et Salmas. ad h. l.

†) Athenae. 8, 8 p. 346. Strab. 16 p. 1132, A.

††) Plin. H. N. 5, 19 p. 390 Franz. Isidor. 5 p. 37.

†††) Schol. Arat. Phaen.

††††) Tertull. ad nativ. 2, 8.

*) Strab. l. c. Xanth. ap. Hesych. v. Ἀτταγάθη.

**) Bochart de Phoenic. col. 1, 42. Grut. p. 1067 t. 2. Murator. t. 13. Cf. Selden. p. 171.

los*). Die Eigennahmen der Könige von Persien haben in Griechenland dieſelben Verwandlungen erlitten: man hat Darius aus Dariekes oder Dariaves und Pariſades aus Pharziris**) gemacht. Offenbar ſind auch die Nahmen der beyden Fürſtinnen des Bosporus, Tirgatao***) und Comoſarye morgenländiſch, und der letztere hat noch weniger Abänderungen erfahren als viele von dieſen Gottheiten, deren wir eben erwähnt haben.

Aſtara, die auf der Inſchrift neben dem Gott Anerges ſteht, iſt die Aſtharoth, eine Gottheit der Chaldäer und Phönicier: es iſt die Alilath der Araber, die Iſis der Aegyptier, die ſyriſche Göttinn†), Atergatis, Aſtarte, Selene††) oder die Luna der Griechen. Es iſt dieſelbe, welche Xanthus†††) und Strabo††††) Athara oder Athare ge-

*) Grut. p. 86 t. 8. Iablonsk. prol. p. 50.

**) Strab. l. c.

***) Polyaen. Strat. 8, 55 p. 308.

†) Scalig. ad Varr. L. L. 1. Tertull. Apolog. c. 24.

††) Lucia. dea Syr. 4 p. 87 Bip. Cf. Beyer in Selden. 2, 2 p. 286.

†††) Hesych. Ἀτταγάθη. Durch eine Verſetzung der Buchſtaben heißt ſie, bey Juſtin 36, 2 Athare. Saumaiſe in Solin. p. 405 irrt ſich, wenn er glaubt, die Athara ſey eine von der Atergatis verſchiedene Gottheit.

††††) l. c.

nannt haben. Harduins glückliche Conjectur*), die wahre Lesart im Strabo möchte Asthara seyn, wird von unsrer Inschrift, wo die Göttinn Astara heißt, unterstützt**).

Comosarye weihte also den größten Gottheiten des Morgenlandes, der Sonne und dem Monde, dieses Denkmal, und sie ließ ihnen die Gestalt und das Costum der griechischen Gottheiten geben. Obgleich die Commentatoren des Jeremias ***) versichern, daß die Sonne nur von den Männern, der Mond von den Frauen angerufen worden; so wurde dieses doch gewiß bey mehreren Nationen nicht genau beobachtet. Beyde Gottheiten waren unzertrennlich. Lunens Haine waren stets in Verbindung mit den Tempeln des Sonnengottes; und während man dem Baal blutige, sogar Menschen-Opfer schlachtete, brachte man der Astarte Brod, Flüssigkeiten, Rauchwerk dar, und man überließ sich ihr zu Ehren allen Arten von Ausschweifun-

*) ad Plin. 5, 9 p. 390.

**) Auffallend ist die Aehnlichkeit des Nahmens der syrischen Mondgöttinn Astara oder Astharoth, welche die Griechen Venus Urania nannten, mit der Venus der alten Sachsen Eostra und der Astargydia der ältern Schweden. Ueber Sonne und Mond auf Münzen des Pontus vergl. Eckhel P. I V. 2 p. 363 f. Anm. d. Ueb.

***) zu 7, 18. 44, 17—19. Frischmuth de Melech. Coeli c. 1. 4.

gen in eigends dazu errichteten Zelten oder in Grotten*).

Vielleicht wäre es keine zu gewagte Vermuthung, wenn man glaubte, Comosarye habe der Sonne und dem Mond dieses Denkmal geweiht, um sich eine fruchtbare Ehe von ihnen zu erflehen, oder ihnen für diese empfangene Wohlthat zu danken. Zu allen Zeiten wurden Sonne und Mond bey allen Völkern als die Quellen der Fruchtbarkeit angesehen**). In Arabien war der Mond die Schutzgöttinn der Liebenden***) und desgleichen in Aegypten †). Vielleicht hatte eine Inschrift, welche Eumolpus und Claudia der Sonne und dem Mond weihten ††), einen ähnlichen Ursprung, wie der, welchen wir bey dem Weihgeschenk der Comosarye voraussetzten.

IV. Die Inschrift der Comosarye ist das erste Denkmal des Alterthums, welches uns den Titel der Könige des Bosporus lehrt. Dieser Titel findet sich auf der Inschrift des Mestorippus wieder, welche im Allgemeinen mit mehr Sorgfalt als die

*) Calm. sur les Div. Phénic. Cf. Calm. Comment. lit. T. 6 p. 751.

**) More Neboch. 3, 30. Selden. p. 246.

***) Ge. Monach. ap. Beyer. l. c.

†) Eudox. ap. Plut. Is. et Os. p. 132 Squire.

††) Grüter. p. 31 t. 11.

der Comosarye gravirt ist. In Ansehung des Titels des Königs unterscheidet sie sich von der andern blos durch Auslassung der letzten Worte ΚΑΙ ΘΑΤΕΩΝ.

Hier ist die Copie dieses Marmors:

ΜΗΣΤΩΡΙΠΠΟΣΘΕΝΕΟΣΥΠΕΡΤΟΥΠΑΤΡΟΣ
ΑΝΕΘΗΚΕΑΠΟΛΛΩΝΙΑΓΩΝΟΘΕΤΗΣΑΣ
ΑΡΧΟΝΤΟΣΠΑΙΡΙΣΑΔΕΟΣΒΟΣΠΟΡΟΥ
ΚΑΙΘΕΟΔΟΣΙΗΣΚΑΙΒΑΣΙΛΕΥΟΝΤΟΣΣΙΝ-
ΔΩΝ
ΚΑΙΜΑΙΤΩΝΠΑΝΤΩΝ

d. h. „Mestorippus, Thenes Sohn, hat dieses dem Apollo auf seines Vaters Grabe geweiht, nachdem er in den Spielen den Vorsitz geführt hat, als Parisades Archon vom Bosporus und von Theodosia und König der Sinden und aller Maoten war.“

Die Namen des Mestorippus und seines Vaters Thenes oder Thenos finden sich auf keinem andern Denkmal des Alterthums. Statt ΘΕΝΕΟΣ muß man aber, glaube ich, ΣΘΕΝΕΟΣ lesen. Denn ob man gleich im Bosporus kein sehr reines Griechisch erwarten darf, so konnte doch hier sehr leicht durch bloße Unachtsamkeit des Steinhauers, der, nach dem End-Σ des Nahmens Mestorippus, diesen Buchstaben noch einmal einzugraben vergaß, Thenos oder Thenes statt Sthenos oder Sthenes entstehen, welche letztre Nahmen auch auf andern Denkmälern vorkommen, so wie der Nahme Steni-

us auf lateinischen Inschriften*). Ich bemerke noch, daß die Nahmen des Vaters von Mestorippus und des Pärisades auf dem Marmor nicht contrahirt sind, und daß man den Nahmen der Stadt Theudosia nicht nach der äolischen Mundart ausgedrückt hat.

Die Inschriften der Comosarye und des Mestorippus bestätigen, was wir auch im Strabo**), Diodor***) und Lucian†) lesen, daß seit Spartocus I., welcher den Archäanactiden folgte, bis auf Asander, die Regierungs-Verfassung des Bosporus viel von der republikanischen Gestalt behielt, und daß die größte Macht im Staate keinen andern Titel gab, als den eines Hegemon††), Ethnarcha†††), Dynastes*), oder Tyrannen**). Erst im Jahr 17. vor Chr. wurde Asander vom August mit dem Königs-Titel***) beschenkt, der sich seit dieser Epoche beständig auf seinen Münzen findet,

*) Gruter. p. 800 t. 7.

**) 11 p. 758 A.

***) 20, 22 p. 421.

†) in Macrob. 17 p. 123 f.

††) Strab. l. c.

†††) Lucia. l. c.

*) Strab. 7 p. 478 A.

**) Strab. p. 476 B.

***) Lucia. l. c.

während alle diejenigen, die früher geprägt sind, die Umschrift haben: ΑΡΧΟΝΤΟΣ ΑΣΑΝΔΡΟΥ ΒΟΣΠΟΡΟΥ. Dieser Unterschied wurde genau beobachtet, wie die Inschrift der Gemahlinn des Spartocus glauben macht. Hier finden sich die Titel des Fürsten nicht vollständig ausgedrückt; man sagt darin nur, aber auf eine sehr bestimmte Weise: ΑΡΧΟΝΤΟΣ ΚΑΙ ΒΑΣΙΛΕΥΟΝΤΟΣ. „Spartocus war erste Magistrats-Person und König.“ Wenn Asanders Vorgänger zu der königlichen Titulatur geeignet waren, so konnte dieß nur in Bezug auf das Land der Sinden und Mäoter geschehen, die ihnen wirklich in dieser Eigenschaft unterworfen waren. Zwar führt Parisades I. den Königs-Titel auf der Münze, die ich schon oft angeführt habe, aber diese Münze war eine Nachahmung der des Lysimachus, auf welchen die Legende sehr kurz war: um also hierin, wie im Gepräge, dem Muster des Originals zu folgen, setzte man blos den Titel des Königs, als den vornehmsten, mit desto mehr Grund, da sich auch auf Lysimachus Münzen der Königs-Titel fand. Zur Unterstützung dieser Behauptungen kann man sich noch auf die autonomischen Münzen von Panticapäum, Phanagoria und Gorgippia berufen, welche beweisen, daß die Oberhäupter des Bosporus nur höchste Magistrats-Personen waren.

Diese Oberhäupter hatten zu Panticapäum und zu Phanagoria Münz-Stätten, wo sie die ver-

ſchiedenen Geld-Sorten ſchlugen. Dieſes beweiſen die Monogrammen dieſer Städte, die auf den Münzen der Könige des Bosporus angebracht ſind. Aber die autonomiſchen Münzen der Städte, welche ich angeführt habe, ſind ſo verſchieden von jenen, in Anſehung der Fabrik, des Gepräges und der Zeichnung, daß es offenbar iſt, daß man dazu andere Künſtler brauchte.

Auf der Inſchrift der Comoſarye ſowohl als auf der des Meſtorippus entfernt ſich die Aufzählung der Titel des Pariſades weit von der griechiſchen Einfalt, denn der Königs-Nahme ſchloß jeden andern Titel aus und erlaubte nicht etwas hinzuzufügen, wie wir in den Inſchriften des Spartocus ſehen. Beym Pariſades hat dagegen die Anhäufung der Titel etwas Orientaliſches. Es giebt keine Inſchriften von einem ältern Datum, über die man dieſe Bemerkung machen könnte. Ungeachtet aber jener morgenländiſchen Emphaſe, behauptet doch der Titel eines Archon des Bosporus auf unſrer Inſchrift den Vorgang vor dem des Königs der Sinden, der Mäoten und mehrerer andrer Völker. Der Grund dieſes Vorzugs, den man einem Titel gab, welcher gleichbedeutend mit dem eines Präſects oder Conſul war, iſt nicht ſchwer einzuſehen. Der Bosporus, d. h. die Provinzen, welche Theodoſia, Panticapäum und Phanagoria zur Hauptſtadt hatten, war von Griechen bewohnt, denen ihr Kunſt-

fleiß im Ackerbau, in der Handlung und in den Künsten ein großes Uebergewicht über die Völker gab, welche von den Griechen Barbaren genannt wurden. Freylich war jene unermeßliche Menge von Getraide, die man aus dem Bosporus ausführte, großentheils die Frucht der Arbeit der Sinden und Mäoten, aber es ist eben so wenig zu bezweifeln, daß der Kunstfleiß der Griechen von einer ganz andern Erheblichkeit für die Finanzen des Beherrschers war. Ich glaube sogar, daß, nach der Epoche, wo Asander vom August zum König ernannt wurde, die Regierungs-Verfassung im Bosporus nicht verändert und das republikanische System nicht umgestürzt wurde. Es können nicht alle autonomische Münzen von Panticapäum und Phanagoria vor dieser Verwandlung des Ethnarchen in einen König geschlagen seyn, und ihre Fabrik, ihr Styl, ihre Legenden, treffen auf gleiche Weise zusammen, um eine solche Voraussetzung zu verwerfen. Das Daseyn dieser Münzen beweist daher, daß die königliche Würde, welcher sich Asanders Nachfolger erfreuten, nichts an der Regierungs-Form im Bosporus änderte, wenigstens nicht während des ersten Jahrhunderts. Wäre der Königs-Titel mit allen seinen Vorzügen begleitet gewesen, so hätte man gewiß damit angefangen, die Städte Panticapäum und Phanagoria des Rechtes zu berauben, autonomische Münzen zu prägen; man würde diejenigen, welche noch in Umlauf waren, zurückgenommen, in die

Münze geschickt und neue mit dem Gepräge und Bildniß des Königs daraus geschlagen haben.

In einer Inschrift auf einem marmornen Piedestal, bestimmt die Bildsäule Sauromates des I. zu tragen, die ich zu Taman gefunden habe, führt dieser König, statt der Titel Pärisades des I., den des Königs, entsprossen aus königlichem Geblüte:

ΑΓΑΘΗΙ ΤΥΧΗΙ
ΤΟΝΑΠΟΠΡΟΓΟΝΩΝΒΑΣΙΛΕΥΟΝΤΑ βασιλέως
βασιλεωΝΤΙΒΕΡΙΟΝΙΟΥΛΙΟΝΣΑΥΡΟΜΑΤΗΝ
ΦΙΛΟΚΑΙΣΑΡΑΚΑΙΦΙΛΟΡΩΜΑΙΟΝΕΥΣΕ
ΒΗΙΟΥλιοςΑΝΕΣΤΡΑΤΟΣΧΕΙΛΙΑΡΧΟΣ
ΤΟΝκαιΣαρ̣αΚΑΙΔΕΣΠΟΤΗΝΑΝΕΣΤΗ
Σε.

„Mit gutem Glück! Der König, der durch das Recht der Nachfolge seiner Vorfahren regiert, Tiberius Julius Sauromates, der Freund des Cäsar und der Römer, der Fromme! Julius Anestratus, der Chiliarch, hat diese Bildsäule des Cäsar, seines Herrn und Meisters, errichtet!“ Auf der Grabschrift der Karakylaia, welches Denkmal zu Ancyra gefunden worden und ungefähr in die nämliche Zeit wie die Inschrift, von der wir hier reden, fällt, nennt sich die Karakylaia ΑΠΟΓΟΝΟΝ ΒΑΣΙΛΕΩΝ, ein Titel, der mit dem des Sauromates übereinkommt. Aber, wird man sagen, da Sauromates I. weder Sohn noch Verwandter seiner Vorgänger im Bosporus war, wie kommt er zu dem

Titel eines Königs aus königlichem Stamm? Eine andere Inschrift soll uns darüber Licht geben. Zuvörderst ist es klar, daß hier Sauromates I. Nachfolger von Polemon zu verstehen ist, der aus Schmeicheley gegen den Tiberius die Vornahmen Tiberius Julius angenommen hatte, wie mehrere Münzen und zwey Inschriften, die ich im Bosporus gefunden habe, beweisen. Rhescouporis I., sein Nachfolger, ebenfalls ein Zeitgenosse des Tiberius, nahm dieselben Vornahmen an, aber bey den nachfolgenden Königen findet man sie nicht mehr, weil die R. Kaiser, ihre Zeitgenossen, nicht mehr zur Familie des Augustus gehörten. Denn welcher Bewegungsgrund hätte Rhescouporis den II. und Sauromates den II. vermögen können, diese Beynahmen unter Trajan, Hadrian und Diocletian beyzubehalten? Man sieht sie nicht mehr auf den Münzen seit Rhescouporis dem I., und es ist kein Zweifel, daß die Inschriften, in welchen man die Nahmen Tiberius Julius vor dem des Sauromates hergehen sieht, von Sauromates dem I. sind *). Die andre Inschrift, von der ich hier eine Abschrift geben will, ist also unter demselben König verfertigt

*) Vgl. Eckhel P. I V. 2 p. 375 f.

Anm. des Uebers.

ΠΟΣΕΙΔΩΝΟΣ . . . ΚΑ
ΕΟΥΣΒΑΣΙΛΕΑΒΑΣΙΛΕΩΝΜΕΓΑΝΤ
ΝΤΟΣΒΟΟΣΠΟΡΟΥΤΙΒΕΡΙΟΝΙΟΥΛΙΟ
ΑΤΗΝΥΙΟΝΒΑΣΙΛΕΩΣΡΗΣΚΟΥΠΟΡΙ
ΙΣΑΡΑΚΑΙΦΙΛΟΡΩΜΑ . . . . . ΡΥΣ
ΙΝΤΑΤΑΚΑΙΑΨΕΧΑΝΩ . . . ΝΟ
ΣΩΤΗΡΑΕΥΞΑΜΕΝΟΣΚΑΘΙΕΡΩ
ΔΙΟΦΑΝΤΟΥΠΑΝΤΙΚΑΠΑΙΤ

Ungeachtet ihrer Verſtümmlung, beſonders zu Anfang und Ende der Zeilen, welche es unmöglich macht, ſie ganz zu entziffern, iſt ſie doch von Werth, und kann dienen, die Lücken in andern Inſchriften, die vielleicht noch entdeckt werden könnten, auszufüllen*). Wir lernen aus dieſer und der vorherge-

*) Ich weiß nicht, ob die verſtümmelte erſte Zeile den König etwa als Prieſter des Poſeidon aufgeſtellt hat, oder ob der Monat dieſes Namens gemeynt iſt, in welchem die Inſchrift geſetzt worden. Das Uebrige möchte, die unverſtändliche ſechſte Zeile abgerechnet, ſo zu ergänzen ſeyn: *βασιλέα βασιλέων μέγαν τοῦ παντὸς Βεσπόρου, Τιβέριον Ἰούλιον Σαυρομάτην, υἱὸν βασιλέως Ῥησκουπόριδος Φιλοκαίσαρα καὶ Φιλορωμαῖον εὐσεβῆ — σωτῆρα εὐξάμενος καθιέρωσε Διοφάντου Παντικαπαίτης.* Zu dem Titel des großen Königs der Könige vgl. die Münze auf Pharnaces, den König des Bosporus, bey Eckhel P. I V. 2 p. 366 mit der Legende: *Βασιλεως βασιλέων μεγάλου Φαρνάκου.* Das nomen gentile Παντικαπαίτης auf der Inſchrift wird beſtätigt durch eine Münze von Panticapäum bey Eckhel p. 3 mit der Inſchrift ΠΑΝΤΙΚΑΠΑΙΤΩΝ,

henden Inſchrift, daß Sauromates in der Reihe der Könige des Bosporus als der Stifter einer vierten Dynaſtie angeſehen wurde. Die Geſchichte hat uns nichts von den Mitteln aufbehalten, die er anwandte, um dahin zu gelangen. Aber die angeführte Inſchrift nennt ihn Sohn des Königs Rhescouporis, alſo ein Beweis des königlichen Urſprungs Sauromates des I., und es folgt aus den beyden zuletzt angeführten Denkmälern, daß er König eines der ſauromatiſchen Völkerſchaften geweſen, die in den Inſchriften der Comoſarye und des Meſtorippus unter dem allgemeinen Nahmen der Mäoten begriffen ſind.

Bemerken wir noch etwas Beſonderes auf der Inſchrift des Aneſtratus. Dieſer Offizier giebt ſeinem König den Titel Cäſar, der nur den R. Kaiſern zukam. Man ſieht daraus, welch' ein Pomp damals am Hofe des Bosporus herrſchte, weil, außer dem Titel des Königs der Könige und den Vornahmen des Tiberius, auch der Titel Cäſar den Königen beygelegt wurde.

V. Die Stadt, welche die Inſchrift der Comoſarye Theudoſia nennt, wird von einigen Schriftſtellern Theodoſia genannt; doch kommt jener Nahme noch häufiger vor, und war gewiß derjenige, den ſich die Stadt ſelbſt auf ihren öffentli-

zufolge deren Eckhel auch im Stephanus von Byzanz ſtatt Παντικαπιάτης leſen will Παντικαπαίτης.
Anm. d. Ueb.

chen Denkmälern gab, wie dieß aus der bis itzt bekannt gewordenen einzigen Münze dieſer Stadt, die ich im Bosporus gefunden und in den Memoiren der Petersburger Akademie beſchrieben habe*), hervorgeht. Sie iſt von Bronze und in einem ausgeſuchten Geſchmack gearbeitet. Der Avers ſtellt den Kopf des gehelmten Mars dar; auf dem Revers erblickt man Köcher und Keule, Waffen der Barbaren, welche die Einwohner von Theudoſia, obgleich Griechen, angenommen hatten, um damit den gleichen Waffen der Tauroſcythen zu begegnen, welche die Nachbarſchaft oft zu ihren Feinden machte. Die Legende hat die Buchſtaben ΘΕΥ, eine Abkürzung von ΘΕΥΔΟΣΙΕΩΝ. Die Schreibart Theudoſia kam von dem äoliſchen Dialekt her, welcher in dieſer Stadt herrſchte, und in welchem Ο in Υ verwandelt wird**). So ſieht man auch auf einer Inſchrift aus der Zeit des Kaiſer Theodoſius ſeinen Nahmen Theudoſius***) geſchrieben, und ſo auch auf der daneben auf dem Stein befindlichen lateini-

*) Mém. de l' Acad. de St. Petersb. T. 14. Ich habe im Bosporus ein zweytes Exemplar dieſer Münze gefunden.

**) Ioann. Gramm. ap. H. Steph. Thes. Gregor. Metr. de dial. p. 274. Gramm. Leid. p. 330. Maittaire Gr. L. Dial. p. 155 f. Man ſagte z. B. Ὑδυσσεὺς, ὐμφαλὸς, μύγις, ὕργις u. ſ. w. ſtatt Ὀδυσσεὺς, ὀμφαλὸς, μόγις, ὄργις.

***) Gyll. Topogr. Constantinop. 2, 11. Gruter. p. 185 n. 6.

ſchen Ueberſetzung *). Man ſieht daraus, daß ſich dieſe Schreibart noch bis in den Anfang des fünften Jahrhunderts erhalten hat.

Wir lernen aus dem Strabo **), daß zur Zeit Pärisades des I. und bis zum Mithradat ſich das Reich des Bosporus nach Weſten nicht weiter als die Stadt Theudoſia ausdehnte, und dieſe Stelle des Strabo wird vollkommen durch die Inſchriften der Comoſarye und des Meſtorippus beſtätigt.

VI. Die vier erſten Buchſtaben des Wortes ΣΙΝΔΩΝ ſind auf der Inſchrift der Comoſarye vertilgt; von den drey Zügen des Buchſtabens Δ hat ſich nur der zur Rechten erhalten. Indeß würde es nicht ſchwer gehalten haben, dieſe Lücke auszufüllen, ſelbſt wenn man die Inſchrift des Meſtorippus nicht hätte zu Rathe ziehen können, auf welcher ſich der Titel des Pärisades unverſtümmelt und gleichlautend mit dem Denkmal der Comoſarye findet.

Die Sinden müſſen ein großes Volk gebildet haben; ihr Land lag gegen Morgen des Mäotiſchen See's, und breitete ſich gegen Mittag noch über den Fluß Atticites aus ***), der h. z. T. Couban heißt. Da ſie den Königen des Bosporus unterworfen waren, ſo begriff man ſie unter dem allgemeinen Nah-

*) L. 7.

**) 7, p. 478 A.

***) Herod. 4, 28 p. 293. Seylax Peripl. p. 31 Huds. Ap. Rh. 4, 321 f. u. daſ. Schol. Orph. Arg. 1044. Dionys. Perieg. 681. Steph. Σίνδοι.

men der Bosporaner *). Die zwey weiter oben angeführten Inschriften bestätigen die Art, wie Strabo den Nahmen dieses Volks schreibt, und beweisen, daß es ein Abschreiber-Fehler ist, wenn man sie in einigen Schriftstellern Σίντοι genannt findet. Polyän nennt einen König der Sinden, Hecatäus **). Vielleicht war er nur König eines Stammes dieser Nation.

VII. Pärisades führt noch den Titel des Königs aller Mäoten. Strabo und andre alte Schriftsteller ***) rechnen auch die Sinden zu den Mäoten; aber Scylax betrachtet sie mit mehr Grund als eine ganz davon verschiedene Nation †). Denn die Mäoten waren eigentlich diejenigen Völker, welche an den Ufern des See's Mäotis oder in der Nachbarschaft davon wohnten. Die alten Geographen rechnen darunter die Pseßi, Dosci, Thämeoten, Tyramben, Tarpeten, Obidiacenen, Aspurgitanen, Arichi, Zinchi und Dandarii ††). Dieses waren, genau zu reden, nur Völkerschaften oder Stämme, deren vereinigte Masse aber eine große Nation aus-

*) Strab. 11 p. 757 A.

**) Strateg. 8, 55 p. 808.

***) Strab. 11 p. 757 C. Steph. Byz. Σίνδοι.

†) Peripl. p. 31.

††) Strab. p. 757 C. Ptolem. Geogr. 5, 9 p. 131. Plin. 6, 7 p. 556. Steph. Ψησσοί.

machte. Die nördlichen Mäoten waren den Bewohnern der Stadt Tanais unterworfen, die durch ihren großen Handel berühmt war. Die andern hingen vom Bosporus ab, dessen Herrschaft sich zuweilen bis zur Stadt Tanais erstreckte *), wie dieß nach unsern Inschriften der Fall zur Zeit Parisades I. gewesen seyn muß.

Der Nahme der Nation, von der wir eben gesprochen haben, wird in der Inschrift der Comosarye MAITAI und nicht MAIΩTAI genannt, welches für einen Fehler des Steinhauers gelten könnte, wenn es nicht in der Inschrift des Mestorippus eben so stände; daher Maitai vermuthlich die gemeine Aussprache des Nahmens Maiotai im Bosporus war.

Die vier letzten Buchstaben des Wortes ΠΑΝΤΩΝ fehlen auf dem Stein der Comosarye, aber auf der Inschrift des Mestorippus sind sie hinter MAITΩN zu lesen.

VIII. Welche Völker unter dem unbestimmten Ausdruck am Ende ΚΑΙ ΘΑΤΕΩΝ (ein Versehen des Graveurs statt ΘΑΤΕΡΩΝ) gemeynt sind, ist schwer zu bestimmen. Aber ich glaube, daß man zur Zeit Parisades des I. noch nicht unter der Benennung der Mäoten die verschiednen Völker begriff, welche seitdem Strabo und Ptole-

*) Strab. p. 758 A.

mäus darunter dachten. Mehrere von den Völkerschaften, deren Niederlassungen sich im Osten des Bosporus befanden, hatten nicht das Recht, sich unter die Mäoten zu zählen, deren Nahme eigentlich nur den Anwohnern des Mäotischen See's zukömmt. Ich bin daher überzeugt, daß der Ausdruck καὶ ϑατέρων nur einige derjenigen Völker begreife, welche wir vorhin genannt haben, und die Strabo und Ptolemäus unter die Mäoten rechnen.

VII.

Beſchluß der ausgehobenen Stellen aus Marmontels Memoiren.

Die Familie Necker.

Die Bekanntſchaft mit Madam Necker machte ich, drollig genug, auf einem Balle in dem Hauſe eines Kaufmanns. Sie war dazumal jung, ganz hübſch und voll Leben und Geſundheit, eine ſchlechte, aber leidenſchaftliche Tänzerinn.

Kaum hatte ſie mich nennen hören, als ſie mit dem vollen Ausdruck einer naiven Freude auf mich zu kam, und mir ſagte: Sobald ſie nach Paris gekommen wäre, habe ſie auch gewünſcht, den Verfaſſer der moraliſchen Erzählungen kennen zu lernen; ſie freue ſich ungemein über den Zufall, der ihr heute dieß Glück verſchaffe, und hoffe, die Bekanntſchaft werde nicht ſo ſchnell vorüberrauſchen als der Tanz. — Ihr Mann wurde herbey gerufen. „Necker! (rief ſie) vereinigen Sie ſich doch mit mir, Herrn Marmontel, den Verfaſſer der moraliſchen Erzählungen, einzuladen, daß er uns die Ehre erzeige und uns beſuche.“ Herr Nek-

ker war überaus höflich: ich verſprach zu kommen. Thomas war der einzige Litterator, deſſen Bekanntſchaft ſie noch vor der meinigen gemacht hatten: aber gar bald errichtete Frau Necker, in der prächtig eingerichteten Wohnung, die ſie bezogen, eine litterariſche Geſellſchaft nach dem Muſter der bey Madam Geoffrin.

Unbekannt mit den Pariſer Sitten, fehlten ihr die liebenswürdigen Eigenſchaften einer jungen Franzöſinn. Weder in ihren Bewegungen, noch in dem Ausdruck ihrer Rede, erblickte man die Frau, welche in der Kunſtſchule auferzogen und in der Weltſchule gebildet worden iſt. Ihr Putz war geſchmacklos, der Haltung ihres Körpers fehlte es an Leichtigkeit, ihrem Benehmen an Reiz: alles war an ihr zu geſchniegelt und gebiegelt, um Anmuth zu haben.

Aber dafür beſaß ſie, was wahre Achtung verdient, Sittſamkeit, Offenheit, Herzlichkeit. Eine religiöſe Erziehung, mit einem ſtillen Leben verbunden, hatte ihrem Geiſte alles das gegeben, was bey glücklichen Anlagen der Unterricht hinzufügen kann. Sie beſaß ein richtiges Gefühl; aber in ihrem Kopfe ſah es etwas bunt aus. Die Menge von Gedanken, nicht gehörig geordnet, verwirrten ſie während des Sprechens über einen Gegenſtand. Uebertreibung im Ausdruck hielt ſie nun für Kraft. Sie verlor ſich in allgemeinen Begriffen und häufte Gleichniſſe auf Gleichniſſe, um ſich verſtändlich zu machen.

Da ſie ihre Begriffe nicht zu zergliedern verſtand, ſo erſchienen ihr gewiſſe Dinge um ſo gröſſer, je undeutlicher das Bild war, welches ſie von ihnen mit ſich herum trug. Sie ſprach daher von ihnen wie eine Begeiſterte: was zum Lachen würde gereizt haben, hätte man nicht bald gemerkt, daß ſie ganz unbefangen ſich hingab, ohne geziert ſprechen zu wollen.

Ihr Urtheil floß ſelten aus eigner Empfindung, es war meiſtens die Folge einer gehabten Unterredung. Man konnte ſagen, nach wem ſie ſprach, ohne daß ſie den Mann zu nennen brauchte. In der Schreibart ſchätzte ſie blos Erhabenheit, Würde, Glanz. Die Abſtufungen, die Verflößung der Farben und des Tons rührten ſie nur wenig. Die Naivität eines Lafontaine, das Natürliche einer Sevigne kannte ſie blos vom Hörenſagen, und ſprach dem gemäß, ohne recht zu wiſſen was damit gemeint ſey. Das Ungezwungene, Leichte, Sorgloſe machte ihr keine Freude, ſie war durchaus nicht im Stande, es zu empfinden. Ich ergötzte mich oft zu ſehen, wie weit ſie dieſe Scheu trieb. Einſt führte ich ihr mehrere vertrauliche Redensarten an, von denen ich glaubte, man könne ſie in die höhere Schreibart aufnehmen, wie faire l'amour, aller voir ses amours, commencer à voir clair; prenez votre parti; pour bien faire, il faudroit; non, vois-tu; faisons

mieux etc. Sie verwarf ſie als unwürdig für die edle Sprechart. Racine iſt weniger ſchwürig geweſen, erwiederte ich; er hat ſie alle gebraucht. Ich führte ihr die Stellen der Reihe nach an; aber eine einmahl geäußerte Meinung nahm ſie nie zurück, und Thomas und Büffon galten bey ihr ſoviel wie die Bibel. Sie zweifelte an ihren Ausſprüchen ſo wenig, als ein Mönch am Kirchenglauben.

War ihr Gedankenſpiel ohne Regeln, ſo war ihre Lebensweiſe deſto geregelter. Alles war hier abgemeſſen und wie nach der Schnur gezogen. Selbſt in ihren Zeitvertreiben herrſchte Methode und ſtrenger Ernſt.

Man ſah, welche Mühe ſie ſich gab, die Geſellſchaft angenehm zu unterhalten, die ſie eingeladen hatte; ſie ſuchte jedem etwas Gefälliges zu ſagen: aber es war eingelernt, es floß nicht aus dem Herzen, und that daher keine Wirkung.

Alle dieſe Mühe gab ſie ſich weder um unſert-, noch um ihrer ſelbſt, ſondern einzig um ihres Mannes willen. Uns mit ſeinen Verdienſten bekannt zu machen, uns zu gewinnen, damit wir in Geſellſchaften von ihm ſprächen und ſeinen Ruhm begründeten, dieß war der Hauptzweck, warum ſie uns einlud. Dieſe Thee- und Eßgelage ſollten aber überdem noch für ihn eine Erholung, ein Schauſpiel ſeyn; denn in Wahrheit, er ſpielte dabey bloß die Rolle eines Zuſchauers. Außer einigen hingeworfenen Worten,

die jedoch immer Verstand verriethen, verhielt er sich ruhig und schweigend, und überließ es seiner Gattinn, das Gespräch im Gange zu erhalten. Sie that denn auch wohl ihr Möglichstes; aber ihr Geist war nicht zur Fröhlichkeit gestimmt. Nie kam ein drolliger Einfall, ein schneidendes Wort über ihre Lippen; die Geister aufzuregen war ihr fremd. Besorgt, ängstlich, blickte sie unruhig umher, so bald sie das Gespräch stocken sah, und forschte in unsern Augen nach der Ursache dieses Stillstandes. Zuweilen hatte sie wohl auch die Naivetät, sich gegen mich darüber zu beklagen. „Was verlangen Sie, Madam, war einst meine Antwort, man hat nicht immer Witz vorräthig, und es hängt nicht von uns ab, stets liebenswürdig zu seyn. Sehen Sie Herrn Necker; ist er wohl den einen Tag so unterhaltend als den andern?“

Alles Bestreben der Madam Necker, ihre Gäste recht gut zu bewirthen und zu vergnügen, hätte für die unangenehme Empfindung, blos da zu seyn um ihren Gemahl zu ergötzen, nicht entschädigt, wäre es mit diesen Gastereyen nicht wie mit so manchen andern gewesen, wo die Gesellschaft dem Wirth es erläßt liebenswürdig zu seyn, so fern er nur nicht verlangt, daß man sich um ihn bekümmere.

Nachdem Herr Necker Staatsminister geworden war, haben diejenigen, die ihn nicht zuvor in seinem Privatleben gekannt hatten, sein Schweigen,

ſeinen Ernſt, ſeine Haltung des Kopfs für Anmaßung in ſeinem neuen Stande gehalten. Aber ich kann verſichern, daß, bevor er noch zu großem Reichthum gekommen und nichts weiter als Aſſocié des Bankier Theluſſon war, er daſſelbe ſteife Weſen, denſelben ernſten und zurückhaltenden Charakter beſaß, wie nachher, und daß er nie ſich uns hingegeben, daß er nie ein vertrauliches Wort mit einem von uns geſprochen hat. Er war gegen einen jeden, der ihn beſuchte, höflich; aber mit Keinem ſprach er in dem Tone des Zutrauens, welcher die Herzen gewinnt, und der Höflichkeit den Anſtrich der Freundſchaft gewährt.

Seine Tochter hat von ihm geſagt: „er habe es verſtanden, die Menſchen in gehöriger Entfernung von ſich zu erhalten.“ (Il savoit tenir son monde à distance.) Wäre dieß wirklich ſein Wille geweſen, ſo hätte Frau von Stael dieſen, aufs gelindeſte geſprochen, lächerlichen Stolz ihres Herrn Vaters ja nicht ausſchwatzen ſollen. Aber es erklärt ſich ja ſo leicht, warum ein Mann, der von Jugend auf an lauter verwickelte Geldgeſchäfte gewöhnt und in Handels-Entwürfe wie verſunken war, der nur mit wenig Menſchen umging und die vornehme Welt wenig kannte, ja ſelbſt ſehr wenig Bücher geleſen hatte, daher er von allem, was nicht in ſein eigenthümliches Fach einſchlug, nur ſehr oberflächliche Kenntniſſe und verworrene Begriffe beſaß; warum

ein ſolcher Mann, aus Beſcheidenheit, Klugheit und Eigenliebe, ſich zurückhielt, um keine Blößen zu geben*). Auch ſprach er gern und viel von dem, was er gründlich verſtand; aber mit großer Zurückhaltung von allem übrigen. Sonach war er klug und ſchlau, nicht aber aufgeblaſen. Seine Tochter iſt zuweilen eine liebenswürdige Unbeſonnene.

Chamfort.

Unter den Mitgliedern der Académie françaiſe befand ſich ein eifriger Anhänger der republikaniſchen Faction, dieß war Herr Chamfort; ein feiner, gewandter Mann, der über die Laſter und Thorheiten der Menſchen mit heiterer Laune ſcherzte, aber in Eifer gerieth, ſobald er der Vorrechte gedachte, die Geburt und Reichthum geben, und die ſeinen Stolz beleidigten. Keiner von den vielen Neidiſchen in der Welt verzieh den Vornehmen und Begüterten ihre prächtigen Mobilien und glänzenden Tafeln weniger als Chamfort, ſo begierig er doch ſelbſt nach ihnen war. Er ſchonte die Großen, ſchmeichelte ihnen und ſuchte ſich bey ihnen in Gunſt zu ſetzen, wenn er mit einem allein ſprach; es ſchien ſelbſt, daß er einige achte und liebe, denen er Weihrauch mit vollen Händen ſtreute, wofür er ſich aber

*) Welcher Irrthum war es aber einen ſolchen Mann an die Spitze des Staats zu ſtellen!

nicht nur bey ihnen einquartirte und mit ihnen wie mit seines Gleichen lebte, sondern wofür sie ihm auch, durch ihren Einfluß bey Hofe, Pensionen verschaffen mußten. Auf die Art hatte er ein Paar tausend Thaler jährlich bereits einzunehmen: aber das war ihm nicht genug. Eines Tages sagte er zu Florian: „Diese Menschen müssen mir 20,000. Livres jährlicher Einkünfte verschaffen; drunter thue ich es nicht.“ Solche Große verschonte er mit seinem Witze; aber die ganze Caste war der ewige Gegenstand seiner Spötterey, und als der Augenblick herannahte, wo der Umsturz der Würden und Glücksgüter ihm gewiß dünkte, brach er mit ihnen insgesammt, da er ihrer nicht weiter bedurfte, und trat auf die Seite des Pöbels.

In unsern litterarischen Zirkeln ergötzten wir uns zuweilen an seinen spitzigen Einfällen; und ich unterhielt seine Bekanntschaft, ohne ihn zu lieben und ohne Vertraulichkeit, um mir ihn nicht zum Feinde zu machen.

So kam es, daß wir einst, nach geendigter academischer Sitzung im Louvre, allein beysammen im Saal blieben, da er mich mit den Worten anredete: „Nun, Sie sind nicht Deputirter geworden*)?“ — Nein, erwiederte ich, und ich tröste mich darüber wie der Fuchs, dem die Trauben zu

*) Nämlich von der Stadt Paris. Der Abbe Sieyes ward ihm vorgezogen.

hoch hingen: sie sind unschmackhaft! — „In der That, nahm er das Wort auf, ich halte sie nicht für mürbe genug für Ihren Gaum. Ihr Gemüth ist zu gut und empfindlich für die Probe, auf die es gestellt werden dürfte. Man hat wohl gethan, Sie auf eine zweyte Legislatur aufzusparen. Sie verstehen sich trefflich darauf, eine Wohnung einzurichten; aber es fehlt Ihnen an Kraft zum einreißen.“

Da ich wußte, daß er ein vertrauter Freund des Grafen Mirabeau war, so wünschte ich hinter dessen Plane zu kommen, und war gewiß sie durch Chamfort erfahren zu können. Ich that daher, als ob ich ihn nicht verstände. „Ums Himmels willen! sagte ich; Sie sprechen von einreißen. Ich glaubte, man wolle blos ausbessern.“

„Allerdings! war seine Antwort; aber das Ausbessern zieht oft den Einsturz eines Gebäudes nach sich. Schlägt man mit dem Hammer an eine alte Mauer, so kann man nicht dafür gut seyn, daß sie stehen bleiben wird; und offenherzig, die Wände sind hier so morsch und zerfressen, daß es mich nicht Wunder nehmen sollte, wenn man alles bis auf den Grund abtragen müßte.“ — Bis auf den Grund? rief ich. — „Warum nicht? erwiederte Chamfort; um nach einem regelmäßigern und minder gothischen Plan den Bau von neuem zu beginnen. Wäre es zum Beyspiel ein so großes Unglück, wenn die vielen Stockwerke wegfielen und alle Häuser nur

Ein Erdgeſchoß hätten? Würden Sie trauern, nicht mehr von Eminenzen, Excellenzen, hoher und niederer Geiſtlichkeit, Adel und drittem Stand, noch von Wappenkunde und Lehnsrecht ſprechen zu hören?« Ich machte ihn darauf aufmerkſam, daß die Gleichheit von jeher das Hirngeſpinnſt der Republiken nnd die Lockſpeiſe, welche der Ehrgeiz der Eitelkeit vorhielte, geweſen wäre; daß aber eine ſolche Abmeſſung nach der Waſſerwage, zumal in einer weitläuftigen Monarchie, unmöglich ſey, und fügte hinzu: wenn man alles aufheben wolle, ſo ginge man weiter, wie es mir ſchien, als die Nation es haben wolle und vergäße die von ihr erhaltnen Aufträge.

„Was thut's? erwiederte er. Weiß ein Volk, was es will? Man muß ſtatt ſeiner denken, und ihm die Worte, wie Kindern bey der Katechiſation, in den Mund legen. Staunt es ob dem, was man ihm ſagen läßt, ſo antwortet man wie Criſpin in Regnards Légataire: daran iſt eure Schlafſucht Schuld. (C'est votre léthargie.) Die Nation gleicht einer Viehheerde, und denkt auch auf nichts, als ſich zu nähren. Mit gut abgerichteten Hunden führt der Hirt ſie, wohin er will. Genug, man will des Volks Beſtes und befördert es ohne ſein Zuthun. Denn, lieber Mann, Ihre veralterte Staatsverwaltung, Ihre Religionsgebräuche, Ihre Gewohnheiten und Vorurtheile des Mittelal-

ters verdienen ſammt und ſonders keine Schonung. In einem Jahrhundert, wie das unſrige, erregen dieſe Dinge nur Ekel und Gelächter. Soll unſer Plan zur Ausführung kommen, ſo darf nichts ſo bleiben, wie es itzt ſteht; alles muß herunter, damit wir einen ganz freyen Platz erhalten.“

„Einen ganz freyen Platz?“ fiel ich ein. „Und der Thron? Und der Altar?*)“ — „Thron und Altar, ſagte er mir, werden mit einander fallen. Es ſind zwey Strebepfeiler, die ſich gegenſeitig unterſtützen. Stürzt der eine, ſo bricht auch der andere.“

Ich verbarg den Eindruck, den dieſe Rede auf mich machte, und um ihn noch mehr auszuforſchen, ſagte ich: „Sie kündigen mir da eine Unternehmung an, die ich für höchſt ſchwierig und wenig ausführbar halte.“

„Glauben Sie mir,“ erwiederte er, „die Schwierigkeiten ſind vorher geſehen und die Mittel, ſie zu heben, berechnet.“ Nun ließ er ſich näher heraus, und ich merkte, daß die Faction ihre Hofnungen auf den Charakter des Königs, der jeder gewaltſamen Maaßregel ſo gram war, daß man ihn für verzagt hielt; ſo wie auf den gegenwärtigen Beſtand der Geiſtlichkeit ſtützte, unter der es, wie er ſagte, ein Bischen Tugend ohne Talent, und etwas

*) Marmontel hätte beſſer gethan zu fragen: Aber wo ſollen wir denn indeß wohnen?

Talent durch Laster entstellt und herabgewürdigt gäbe: endlich auch auf die itzige Beschaffenheit der ersten adlichen Häuser, die sämmtlich herabgekommen wären, und worin man wenig Männer fände, die den Ruf ihres Namens zu behaupten verstünden.

Das meiste Vertrauen könne aber der dritte Stand auf sich selbst setzen. Seit lange her über eine willkührliche und stufenweis belastende Gewalt misvergnügt, habe er über die beiden andern Stände nicht nur den Vortheil der verdoppelten Repräsentation, sondern auch der Einigkeit, des Muthes und der Kühnheit alles zu wagen. „Mit einem Wort, sagte Chamfort, die Anhäufung von Verdruß und Unwillen hat ein Ungewitter zusammengezogen, das zum Ausbruche reif ist. Verbindungen zum Aufstand sind überall geschlossen. Das von der Provinz Dauphine gegebne Beyspiel hat allerwärts große Freude erregt. Ganz Frankreich will frey seyn. Die Provinzen sind mit einander darüber in schriftliche Verhandlungen eingetreten, und von Paris, als dem Mittelpunkte, aus, verbreitet sich der republikanische Geist, und mit ihm Wärme und Erleuchtung, bis an die entferntesten Gränzen. Dieß sind Thatsachen, und keinesweges Luftschlösser, mein Lieber!“

Ich räumte ihm ein: in der Speculation nähme sich alles dieß recht hübsch aus; aber, fügte ich hinzu, so sehnlich man eine Reform wünscht, so wird

doch der beſſere Theil der Nation nie zugeben, daß die Grundpfeiler der Monarchie, auf denen das allgemeine wie das Privat-Wohl beruht, über den Haufen geworfen werden.

Er gab zu, daß ein guter Theil der friedliebenden Bürger hinter ihren Schreibepulten, oder in ihren Werkſtätten, Entwürfe gewagt finden dürften, die leicht ihre Ruhe und ihre Freudengenüſſe ſtören könnten. „Aber, wenn ſie ſolche auch misbilligen, ſagte er, ſo wird es doch nur ganz leiſe und ohne Nachdruck geſchehen, und um ihnen den Daum aufs Auge zu ſetzen, hat man jene entſchloſſene Klaſſe von Leuten, die bey der Veränderung nichts zu verlieren hat, wohl aber viel zu gewinnen hofft.“

„Um dieſe nun in Bewegung zu ſetzen, giebt es Mittel in Menge und kräftige Mittel; wie Theurung, Hunger, Geld, Schreckensnachrichten, und den Wahnſinn der Furcht und Wuth, mit denen man die Gemüther erfüllt. Sie kennen aus der Bürgerſchaft nur die eleganten Schwätzer. Unſere Redner auf der Tribune (in den damaligen Wahl-Verſammlungen) ſind nichts gegen die Demoſthene für Einen guten Thaler des Tags auf den Mann, die in den Wirthshäuſern und Luſtgärten, auf den Marktplätzen und an den Straßenecken Verheerungen, Feuersbrünſte, eingeäſcherte und in Blut ſchwimmende Dorfſchaften, und verrätheriſche Entwürfe, Paris zu belagern und auszuhungern, dem

Volke verkündigen. Diese sollten Sie hören. Unter dieser Klasse des Volks kann man mit Geld und der Aussicht zum Plündern alles bewürken. Wir haben davon den Versuch in der Antons-Vorstadt kürzlich gemacht, und Sie würden kaum glauben, wie wenig es dem Herzog von Orleans gekostet hat, die Manufactur des ehrlichen Reveillon bis auf den Grund niederreißen zu lassen, größtentheils von Leuten, die mit sammt ihren Familien einzig und allein ihren Unterhalt von ihm zogen. Mirabeau behauptet drollicher Weise: mit eintausend Stück Louisd'or könne man einen allerliebsten Aufstand bewürken."

Sonach, sagte ich, sind eure politischen Experimente Verbrechen, und eure Heerschaar besteht aus Räubern. — „Das läßt sich nicht ändern!" antwortete er kalt und trocken. „Könnte man den gemeinen Mann zu seinen Zwecken gebrauchen, wenn man ihm durch die Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts einen Kappzaum anlegte? Die rechtlichen Leute sind schwach, selbstsüchtig und furchtsam; nur Taugenichtse sind entschlossen. Die unwiderstehliche Kraft der Volksmasse in Revolutionszeiten liegt darin, daß sie nichts achtet. Wem alle Mittel gleich sind, gelangt gewöhnlich zu seinem Zwecke. Mirabeau hat recht: Keine von unsern veralteten Tugendgrillen kann uns nützen. Das Volk bedarf ihrer nicht, oder doch nicht auf die gewöhnliche Weise. Alles, was die Revolution befördert, ist heil-

ſam, und ſie muß es ergreifen. Dieß iſt unſer Wahlſpruch.“

„So denkt vielleicht der Herzog von Orleans,“ erwiederte ich: „denn ich ſehe nur ihn, um ein Oberhaupt für das im Aufſtand begriffene Volk zu finden; nur, muß ich geſtehen, ich habe kein großes Zutrauen zu ſeinem Muthe.“ — „Das iſt ſehr wahr,“ ſagte er mir; „und Mirabeau, der ihn genau kennt, verſichert, es hieße auf Sand bauen, wenn man ſich viel auf ihn verließe. Aber er hat ſich beliebt gemacht; der Name, den er führt, macht Eindruck aufs Volk; er hat Millionen dran zu wenden; er haßt den König, noch mehr die Königinn; und wenn es ihm an Muth fehlt, ſo wird man ihm welchen leihen: denn kühne Anführer werden ſich aus dem Volke ſelbſt erheben, ſobald nur erſt es ſich als Rebellen gezeigt hat und als Verbrecher betrachtet. Denn man muß wohl vorwärts, wenn man hinter ſich nichts ſieht als das Schafot, um ſein Haupt darauf zu legen. Die Furcht, alles zu verlieren, treibt ein Volk zum Muthe. Unſere Kräfte werden nicht zu berechnen ſeyn, wofern wir nur Mitſchuldige ohne Zahl erhalten. Aber, fügte er hinzu, ich ſehe, daß meine Hoffnungen Sie betrüben: Sie wollen keine Freiheit, deren Erlangung viel Geld und viel Blut koſten würde. Glauben Sie denn, daß man Staatsumwälzungen mit Roſenwaſſer bewürken kann?“

Hiermit endigte unſere Unterredung, und wir trennten uns, er ohne Zweifel voll Verachtung meiner kleinlichen Denkart, und ich wenig erbaut von ſeiner unſittlichen. Der Unglückliche hat ſich ſelbſt beſtraft, indem er ſich entleibte, nachdem er ſeinen Irrthum inne ward.

Ich theilte dieſe Unterredung noch denſelben Abend dem Abbe Maury mit. „Es iſt nur zu wahr,“ ſagte er mir, „daß ſie ſich in ihren Speculationen ſelten betrügen, und daß die Faction, um wenig Hinderniſſe zu finden, ihre Zeit gut abgepaßt hat. Ich habe beide Theile beobachtet, und bin feſt entſchloſſen, mein Leben der Vertheidigung der beſtehenden Verfaſſung zu weihen; aber nichts deſto weniger ſehe ich ihren Umſturz und eine allgemeine Plünderung voraus.“

Wenn dem ſo iſt, ſagte ich, wie widerſinnig handelt der Adel und die Geiſtlichkeit, den König in einen ſolchen Streit zu ziehen? — „Was ſollen ſie denn thun?“ — Was man bey einer Feuersbrunſt thut; ſie ſollen das Feuer dämpfen. Ich verlange, daß ſie das Deficit dadurch heben, daß ſie die Staatsſchuld übernehmen. Ich verlange, daß ſie das Schiff wieder flott machen; kurz, daß ſie dem König aus den Klippen heraushelfen, zwiſchen die ſie ihn ſelbſt hinein getrieben haben, und daß ſie, für welchen Preiß es auch ſey, ihn dahin vermögen, die General-Staaten nach Hauſe zu ſchicken, bevor

die Sitzungen angehen. Ich wünsche, daß man ihnen sage; sie wären verloren, wenn die Staaten sich versammeln, und es sey kein Augenblick zu verlieren, um das Gewitter zu zerstreuen, das sich über sie zusammenzieht und das ihnen den Tod droht. — Maury machte mir einige Einwürfe; ich wollte keine hören. „Sie fodern es von mir?“ sagte er. „Nun gut! ich will den Schritt thun. Man wird mich aber nicht hören.“

Unglücklicher Weise wandte er sich an den Bischoff D***, einen Schwindler, der meine Warnungen als leere Träume behandelte. Er erwiederte: „Man sey noch nicht so weit gelangt, als man zu seyn glaube, und die Klerisey werde, das Schwert in der einen, das Kruzifix in der andern Hand, ihre Rechte zu vertheidigen wissen.“

Nach beendigtem Wahlgeschäft bezog ich mein Landhaus, um hier die Ruhe zu genießen, deren ich bedurfte. Hierdurch entzog ich mich auch einer neuen Gesellschaft, die sich in meinem Hause gebildet hatte, und die aus Leuten bestand, die ich in ruhigern Zeiten mit großem Vergnügen bey mir würde gesehn haben. Dieß waren der Abbe Perigord, seit kurzem Bischoff von Autün, der Graf von Narbonne und der Marquis de la Fayette. Ich kannte sie seit lange und als Männer, welche List und Ränke so wenig liebten als ich. Der Eine war ernst, aber sanft und gefällig; der Andre fröh-

lich, schimmernd und witzig; der Letzte zutraulich und durch Anmuth und Offenheit beliebt. Ihre Denkart nahm aber jetzt einen neuen Schwung und die Politik verscheuchte die fröhliche Laune. Aus einigen Reden, die ihnen entfielen, konnte ich die Ursache dieser Veränderung leicht abnehmen. Auch sie wurden gewahr, daß unsere gegenseitigen Grundsätze nicht zusammen stimmten, und daß sonach mein Haus kein schicklicher Platz für ihre Zusammenkünfte und Verabredungen war. Meine Entfernung trennte uns für immer.

An solchen Tagen, wo ich die Academie besuchte, schlief ich zu Paris, und brachte dann öfters die Abende bey Herrn Necker zu. Da ich mich hier im Zirkel der Minister befand, so sprach ich mit ihnen ohne Rückhalt über das, was ich gesehn und was ich vernommen hatte. Ich fand sie wie verdutzt und als Menschen, die nicht wissen, wo ihnen der Kopf steht. Die Vorfälle zu Versailles hatten Herrn Necker die Augen geöffnet, und ich fand ihn niedergeschlagen. Als ich eines Tages bey ihm mit den vornehmsten Deputirten des dritten Standes zu Mittag speißte, glaubte ich an der kalten Art, womit sie seine Höflichkeiten und seine zuvorkommende Achtsamkeit erwiederten, zu bemerken, daß sie ihm wohl die Verwaltung der Staatsgeschäfte anvertrauen, aber sich nicht von ihm leiten lassen wollten.

Herr von Montmorin, mit dem ich gleichfalls über die dringende Nothwendigkeit sprach, den König dahin zu bringen, daß er sich in eine Gränzfestung begebe und an die Spitze eines Heeres stelle, setzte mir den Geldmangel, den zu befürchtenden Bankerot und Bürgerkrieg entgegen.

„Sie halten also die Gefahr für sehr dringend, um sobald zu den äußersten Mitteln zu schreiten?“ fügte er hinzu. — So dringend, war meine Antwort, daß nach Verlauf eines Monaths ich weder für die persönliche Freyheit des Königs, noch für sein Leben, oder auch des Ihrigen, mich verbürgen mögte.

Ach! Chamfort hatte mich zum Propheten gemacht. Aber ich ward nicht gehört; oder vielmehr, ich ward es von einem schwachen Minister, der selbst nicht gehört ward.

VIII.

C. Valerii Flacci Setini Balbi Argonauticon libri VIII. Ad optimorum exemplariorum fidem recensiti atque prooemio, argumentis et indice rerum instructi a Io. Augustino Wagner. Göttingen, Dieterich 1805. 212 S. und ein Bogen Regiſter.

Commentarius perpetuus in C. Valerii Flacci Setini Balbi Argonauticon libros VIII. conscriptus a I. A. Wagner. 284 S. gr. 8.

Obgleich der lateiniſche Sänger des Argonauten-Zugs, wenn einer, durch große und gelehrte Commentarien ausgeſtattet worden iſt: ſo fehlte uns doch noch ein kritiſch möglichſt berichtigter Text, eine fortlaufende, leicht zu überſehende Erklärung und eine äſthetiſche Würdigung ſeines Dichter-Verdienſtes, welche die Mitte zwiſchen Scaligers herabſezzender Cenſur und Burmanns Ueberſchäzung halte und den Dichter überhaupt nach reinern Kunſt-Principien beurtheile. Was Hr. Conr. Wagner in Mer-

ſeburg in dem Vorbericht zu dem Text ſeines Flaccus hierüber beybringt, können wir nicht für ausreichend anſehen und erwarten das Fehlende von Manſo's Scharfſinn, der ſich im nächſten Stück der Nachträge zum Sulzer über dieſen Dichter verbreiten wird. Was aber den Text anlangt, ſo hat er unter den Händen und der ſorgſamen Pflege des gelehrten Herausgebers vieles gewonnen; der Commentar beſteht großentheils in einer Art von erläuternder Umſchreibung und nimmt ſo gar nichts von gelehrter Miene an, daß wenigſtens der verwöhnte Geſchmack der Ausländer vornehm auf ihn herab ſehen dürfte; wirklich ſcheint er uns ſelbſt, ungeachtet des Zweckes, auf welchen die Ruperti'ſche Unternehmung, zu der Valerius Flaccus gehört, berechnet iſt, etwas zu mager, wobey wir aber nicht verkennen, daß er, bey einer ſcheinbaren Armuth, doch gehaltvoll iſt und wohl manchen glänzenden und wortreichen Commentar im Wettkampf beſiegen würde.

Sehr erleichtert wird das Verſtändniß des nicht leichten Dichters durch die fortlaufende Paraphraſe; die Kritik wird nur berührt; nur bey ſehr verdorbnen oder höchſt ſchwierigen Stellen wird ins Einzelne gegangen; ungeachtet keine neuen kritiſchen Hülfsmittel vorhanden waren, iſt doch durch fleißige Sammlung der in vielen Werken zerſtreuten und durch des Her. eignes kritiſches Urtheil viel geleiſtet

worden. Die Vergleichung des Hauptschriftstellers, von dem Flaccus abhängt, ist nicht ganz so durchgeführt, wie es zu einer gerechten Schätzung des Dichters wünschenswerth wäre; indeß fehlt es doch weder in der Vorrede noch in einzelnen Anmerkungen an Winken darüber.

Was wir Neues und Merkwürdiges gefunden, wo wir Anstoß genommen haben oder noch Aufklärung suchen, wollen wir für künftigen Gebrauch hier angeben.

Wir stimmen dem Her. und den andern Auslegern bey, daß B. 1 V. 5 f.,

Phoebe, mone, si Cymaeae mihi conscia vatis
Stat casta cortina domo — — — — —

eine Anspielung auf das Amt eines Quindecimvir enthalte, denen die Aufsicht über die Sibyllinischen Bücher anvertraut war. Nur sehen wir nicht, warum der Her. die gesuchte Wortverbindung annimmt: mihi domo, domi meae, und noch mehr stat casta, welches veranlassen könnte zu glauben, der Her. habe casta für den Nominativ genommen. Auch dürfte sich seine Erklärung von conscia, quae continet, aus dieser Stelle schwerlich rechtfertigen lassen, da „der Dreyfuß, welcher die Sibylle einschließt," sehr gezwungen und gekünstelt gesagt wäre, für den, der die sibyllinischen Bücher in sich hält. Warum wollten wir den Vers nicht in folgendem Sinne nehmen?

Lehre mich, Phöbus, wenn der Cymäiſchen Seh'rin vertrauten
Dreyfuß birgt mein heiliges Haus.

V. 123 ff. wird der Bau der Argo beſchrieben, wie er ſich den Augen der Juno darſtellt.

— jam pinus gracili dissolvere lamna
Thespiaden, jungique latus, lentoque sequaces
Mólliri videt igne trabes, remisque paratis
Pallada veliferp quaerentem brachia malo.

Ein übler Druckfehler mala hat ſich hier im Text eingeſchlichen. Wenn der Her. die Verrichtung mit der gracilis lamna vom Spalten der Fichten durch Keile verſteht, ſo ſprechen dieſe Ausdrücke ſelbſt gegen ihn und Virgils: argutae lamina serrae. Von molliri trabes wird eine doppelte Erklärung gegeben. Daß aber hier nicht von Leichtmachung durch Austreiben der flüſſigen Theile am Feuer, ſondern einzig (nach des Her. zweyter Erklärung) vom Krümmen des Gebälkes durch Feuer die Rede ſey, welche Vorrichtung bereits im Theocrit vorkommt und von Schneider zum Orpheus Arg. V. 66 erläutert wird, das beweiſen ſchon die Prädicate sequaces trabes, lento igne. Wir überſetzen:

Juno ſieht den Thespier, wie er mit zierlichem Bleche
Säget die Fichten und eint des Schiffes Wände und

ſchmeidigt

An dem erweichenden Feu'r die gefügigen Balken, und fertigt
Ruder; wie Pallas den Maſt mit Segeln verzieret und Armen.

Alcimede ſagt zu ihrem Sohn beym Scheiden V. 323 ff. Wenn du nur dereinſt glücklich zu mir zurückkehrſt, ſo will ich gern unterdeß die lange Sorge um dich ertragen:

Sin aliud Fortuna parat, miserere parentum,
Mors bona, dum metus est, nec adhuc dolor.—

Der Her. ſcheint uns bey dieſer Stelle einen nodus in scirpo zu ſuchen und ſehr zum Nachtheil des Sinnes das Punct hinter parentum hergeſtellt zu haben, das Zinzerling und Heinſius mit Recht verwarfen. Der Sinn iſt nach richtiger Interpunction klar und ſchön:

Wenn es anders das Schickſal beſchließt, ſo erbarme der Eltern
Dich, o gütiger Tod, da noch Furcht, nicht Schmerz uns ergreifet.

Iſt es aber, will ſie ſagen, beſchloſſen, daß mein Sohn nicht zurückkehrt, ſo möge uns wenigſtens der Tod früher wegraffen, als wir die Trauer-Nachricht von ſeinem Tode erfahren.

Der Ausdruck ratem tollere remo V. 340 hätte wohl einer Erklärung bedurft, da er die Ausleger ſehr beſchäftigt und nicht gewöhnlich iſt.

Er scheint entweder auf das Abstoßen vom Lande oder auf das kräftige Forttreiben des Schiffes durch den Ruderschlag zu gehen. Ganz anders ist der Fall, wenn der Ausdruck von dem Meere gebraucht wird, das eine Gottheit durch die Sturmwinde aufregt, wie in Statius Achilleide 1, 43 f.

Non potui infelix, cum primum in gurgite nostro
Rhoeteae ceçidere trabes, attollere magnum
Aequor?

Eine Schlange war auf den Knaben Phalerus von einem Baum herabgeschossen V. 399

— — vacua nam lapsus ab arbore parvum
Ter quater ardenti tergo circumvenit anguis.

Der Her. nimmt an dem Prädicat des Baumes Anstoß und bringt für vacua in Vorschlag cava oder patula. Jedoch könnte die gemeine Lesart den Augenblick bezeichnen, wo die Schlange eben den Baum verlassen hatte (vacua arbor):

— — es hatte der Drache vom Baume herunter
Schließend drey-, viermal das Kind umrungen mit glänzendem Rücken.

V. 501 f. hat der Her. richtiger als die vorigen Ausleger gefaßt, aber er hätte seiner bessern Erklärung zufolge auch die Interpunction bequemer eingerichtet, wenn er so hätte drucken lassen:

Una omnes gaudent superi venturaque mundo
Tempora quaeque vias cernunt sibi crescere Parcae.

Die Subjecte ſind Superique Parcaeque:

Alle obere Götter ſowohl erfreun ſich der Zeiten,
Welche bevorſtehn der Welt, als die Parzen der wachſenden Beute.

V. 528 f. wird nach Burmanns Anleitung richtig erklärt und durch die einzig wahre Interpunction verdeutlicht. Der Sonnengott bricht in Klagen über den Zug der Argonauten aus:

Adfremit his quassatque caput, qui vellera dono
Bellipotens sibi fixa videt tentataque; contra
Pallas et amborum gemuit Saturnia questus.

Beyfall murmelnd ſchüttelt ſein Haupt der mächtige Kriegsgott,
Der die Gefahr des ihm geweiheten Vließes erblickt; doch
Seufzt Saturnia laut der Klagenden halber und Pallas.

Bisher hatte man in den Ausgaben verbunden: tentataque contra Pallas.

V. 578 hat der Her. eine Conjectur aus einer Recenſion des Harlesſchen Valerius Flaccus in der philologiſchen Bibliothek, für deren Vf. er den Hn. Prof. Beck hält, aufgenommen. Ob wir gleich an mehreren Stellen den ſcharfſinnigen Verbeſſerun-

gen dieſes Gelehrten beytreten, ſo können wir es doch nicht an dieſer. Boreas fliegt über Land und Meer:

— Omne Dei rapidis nemus ingemit alis,
Strata Ceres, motoque niger sub praepete pontus.

Jeglicher Hain ertönt vom rauſchenden Fittig, es ſtürzet
Ceres und unter dem Tritt des Geflügelten ſchwärzet das Meer ſich.

Die von dem Her. angenommene Veränderung des angeführten Kritikers: motu — sub praepete iſt wenigſtens unnöthig und moto sub praepete „während ſich der Geflügelte bewegte“ ſcheint uns viel lebendiger und poetiſcher, wie dort von Apollo:

Ἔκλαγξαν δ' ἄρ' ὀϊστοὶ ἐπ' ὤμων χωομένοιο,
Ἀὐτῷ κινηθέντος.

Die Argo wird durch einen Sturm äußerſt mitgenommen und die Mannſchaft ſieht jeden Augenblick ihrem Untergang entgegen. Hier machte V. 636 Adspectu tota, in misero quum protenus alnus Solvitur eine große Schwierigkeit, die der Her. glücklich dadurch hebt, daß er mit dem Kritiker der philolog. Bibliothek ſtatt tota lieſt toti und es zu dem Vorhergehenden zieht:

Verba alii jungunque manus, atque ora fatigant
Adspectu toti in misero, quum protinus alnus
Solvitur, et vasto puppis mare sorbet hiatu.

Abſchied nehmend reichen ſich Andre die Hand, und ermüden
Ganz im kläglichen Anblick verloren die Augen; es öffnet
Stracks ſich das Schiff, und es ſchlürft mit der weiten Oeffnung das Meer ein.

V. 664 ſchreibt der Her. Aut Atho, aut Rhodopen ſtatt Athon, welches letztre gegen das Metrum anſtößt. In Atho aut iſt der Hiatus zuläſſig und die letzte Sylbe von Atho wird nach griechiſcher Art wie in Aθω, wegen des folgenden Selbſtlauters, für kurz angenommen.

Jaſon ſpricht betend von dem überſtandenen Sturm V. 670 f.

Seu casus nox ista fuit, seu volvitur dxis,
Ut superum sic staret opus, tollique vicissim
Pontus habet.

Es ſpringt in die Augen, von welchen Schwierigkeiten dieſe Stelle gedrückt werde, welche der Her. durch Aufnahme der Oudendorpiſchen Verbeſſerung beſeitigt hat:

— — — — seu volvitur axis
Vi superum, seu sidere opus tollique vicissim
Pontus habet.

Mochte den Nachtſturm zeugen der Zufall, ſich drehen die Axe
Durch der Olympier Kraft, mag im Wechſel zu ruhen beſtimmt ſeyn
Und zu toben das Meer.

Während Aeſon opfert und die Manen ſeiner Vorfahren hervorruft, erſchallt das Gerücht, daß ſich König Pelias bereite, Rache wegen des entführten Sohnes zu nehmen. Die dunkeln Verſe 755 ff.

Flagrantes aras vestemque nemusque sacerdos
Praecipitat subitisque pavens circumspicit Aeson,
Quid moveat.

welche der Her. glücklich von der plötzlichen Unterbrechung oder Aufhebung des Opfers erklärt, überſetzen wir in dieſem Sinne:

Aeſon der Prieſter verläßt in Eile den brennenden Altar
Und das Opfergewand und den Hain, und betäubt von dem Schrecken
Sinnet er, was er beginn'!

In der gleich darauf folgenden nicht deutlichen Stelle:

— — Quam multa leo cunctatus in arcta
Mole virum rictuque genas et lumina pressit

tritt der Her. in den Anmerkungen Columbus Verbeſſerung bey: rictumque gemens et lumina pressit:

— — — Wie der zögernde Leu im Gedränge
Seufzend zuſammenbeißet die Zähn' und blinzt mit den Augen.

Der Her. nimmt Anſtoß daran, daß V. 779 von der Alcimede geſagt wird, ſie habe ein ſchwarzes Rind zum nächtlichen Opfer des Dis aufbewahrt, gentis de more nefandae, weil es nicht ehrenvoll für die Alcimede geſagt ſey, daß ſie ſich nach den Gebräuchen einer gentis nefandae bequemt. Wenn auch dieſe Erinnerung einigen Grund haben ſollte, ſo möchte doch eine darauf gebaute Aenderung des Textes den Dichter mehr als die Abſchriften verbeſſern. Erſtrer ſchrieb gewiß ſo wie wir leſen. Wie die Mächte der Unterwelt zu bezwingen, lernte man am ſicherſten von den darin ſo verſuchten theſſaliſchen Zauberern, inſonderheit des weiblichen Geſchlechts, die von ihren fürchterlichen und gewaltſamen magiſchen Operationen gens nefanda heißen, wie bey Lucan und bey Statius Theb. 3, 140 f. Thessalis, — Cui gentile nefas hominem revocare canendo. Von dieſen theſſaliſchen Künſten mußte mithin auch Alcimede Gebrauch machen,

ſollte ihr Todten-Opfer anders nicht ohne Erfolg bleiben.

V. 781—4 erhalten ihre erwünſchte Aufklärung durch die hier benutzten Bemerkungen von Jacobs in Matthiä's Miscellaneis philol. Bd. 1 St. 2 S. 72 f. Die aus der Unterwelt hervorgezauberten Manen cunctae primis stant faucibus Orci. Das matte cunctae iſt zwar im Text beybehalten worden, ſollte aber künftig billig Jacobſens vinctae weichen, welches auf den theils in Formeln (carmina), theils in Zauberknoten (vincula), theils in bindenden Fäden (licia), die auf einen Kreiſel (turbo) aufgewickelt wurden, beſtehenden Zauber geht, womit die Magie die Gegenſtände ihrer Beſchwörung an ſich zog und feſthielt. Nach vollbrachter Nekyomantie läßt nun Alcimede die Schatten wieder zur Unterwelt zurückkehren, jam-jam exorabile retro Carmen agens, welches Jacobs gelehrt erläutert. Wie nemlich durch Wiederabwicklung der Fäden vom Kreiſel oder der Spindel der Zauber wieder aufgehoben wurde, ſo konnte durch entgegengeſetzte Zauber-Formeln die Kraft der vorigen wieder entkräftet werden, oder vielmehr, wenn wir die Ausdrücke retro carmen agere beym Valerius Flaccus und verba resolvere et dimittere umbram beym Quintilian mit Horazens Citumque retro solve, solve turbinem genauer

ins Auge faſſen, die Manen kehrten an ihren Ort zurück, wenn man dieſelben Zauberformeln, womit man ſie citirt hatte, rückwärts las oder herſagte, eine Anſicht, welche durch die in Fauſts Höllenzwang und von allen Geiſter-Beſchwörern vorgeſchriebnen Gebräuche, die ſich gewiß in das Alterthum verlieren, unterſtützt wird.

Wenn Tiphys B. 2, V. 61 f. ſagt:

Atque adeo non illa sequi mihi sidera monstrant,
Quae delapsa polo reficit mare. —

Aber es zeigen mir nicht die Sterne den Weg, den ich gehn ſoll,
Welche geſunken vom Pol das Meer erfriſchet —

ſo haben ſich die Ausleger wohl ganz unnöthiger Weiſe in dem Worte monstrant verwickelt, und wenn gleich des Her. dafür vorgeſchlagnes mens est dem Ohr nicht ſo weh thut als Heinſius mens stat, ſo iſt doch der ſchwerere und dichteriſch ſchönere Ausdruck: sidera mihi monstrant τὸ sequi, i. quam ingredi debeam viam, die Richtung des Weges, wofür sequi nach Burmanns Ausführung zu B. 1 V. 3 geſetzt wird, jeder Verbeſſerung weit vorzuziehen. Die Sterne ſind die Wegweiſer und der Steuermann folgt ihrer Leitung.

pultam, für welches letzte Wort ein Gothaer Codex, den Worten des Valerius Flaccus noch ähnlicher, sopitam lieſt.

Ueber Verdorbenheit klagt man bey V. 235 ff.

— — diras aliae ad fastigia taedas
Injiciunt adduntque domos; pars ignibus atris
Effugiunt propere, sed dura in limine conjux
Obsidet, et viso repetunt incendia ferro.

Ein Theil der Lemnierinnen werfen Feuer auf die Giebel der Häuſer. Hier iſt den meiſten Commentatoren adduntque domos verdächtig, und Jacobſens Verbeſſerung: adduntque rogos, ſcheint uns zwar nicht nothwendig, aber doch dem, was der Dichter ſagt, etwas Pikantes zu geben. Die Grauſamen ſtecken über den theils gemordeten, theils halbentſeelten Männern die Häuſer an, gleich als wollten ſie ihnen die letzte Ehre des Scheiterhaufens erzeigen. So ſpottet Tydeus des von ſeiner Lanze getödteten Idas, deſſen Schläfe die Flamme der Fackel, die er geſchleudert hatte, ergreift, im Statius Theb. 8, 473 f.

— — — Saevos ne dixeris Argos.
Igne tuo, Thebane, rogum concedimus. Arde.

Der Her. nimmt die Lesart einer Handſchrift bey Harles obduntque domos in den Text auf, welche wir nicht ſowohl von einer Verrammlung der

Thüren als davon verstehen würden, daß sich diese Unholdinnen vor den Thüren postirten, um die Männer nicht heraus zu lassen. Allein schon Pius scheint uns die gemeine Lesart adduntque domos sehr gut erklärt zu haben: ad cladem addunt, exurunt insuper penates. So sagt Aeneas zu seinem Vater, der das brennende Troja nicht verlassen will Aen. 2, 660 f. Si sedet hoc animo, perituraeque addere Trojae Teque tuosque juvat. Statt ignibus atris effugiunt liest der Her. mit der Handschrift bey Harles: ignibus acti, weil atris ein mattes und müßiges Beywort sey, als wenn es nicht das solenne schmückende Prädicat des Feuers wäre, was hier auch nichts weniger als bedeutungslos seyn würde, da der Anblick der dicken, schwarzen Dampfwolken vorzüglich furchtbar ist. Allein der wahre Grund, warum die Lesart des Codex hier den Vorzug verdienen möchte, ist vielmehr in der Ungewöhnlichkeit der Construction ignibus effugere zu suchen, die auch Heinsius nicht für lateinisch hielt. Noch eine Schwierigkeit begegnet uns, auf die wir von andern keine Rücksicht genommen sehen. Nach dem diras aliae fühlt man sich beym Lesen geneigt, das folgende pars ignibus atris auch auf die Frauen zu beziehen, wie vorhin V. 221 f. das wiederholte pars auf sie ging. Um den Gegensatz der Frauen und Männer daher deutlicher herauszuheben, würde gelesen werden können:

laceri ignibus acti Effugiunt, oder auch acti ignibus atris. Bey V. 238 wäre vielleicht die Bemerkung nicht überflüssig angebracht gewesen, daß obsidere hier absolute für stehen, warten gesetzt wird wie im Terenz: Nunc vero domi certum obsidere est. Oder man müßte zu obsidet aus dem folgenden incendia fügen. Hier noch die Uebersetzung der Verse nach unsrer Ansicht der Stelle:

— es schleudern die andern schreckliche Fackeln
Auf die Giebel und fügen den Brand der Häuser zum Morde.
Zwar entraffen den Flammen sich die zerfleischeten Gatten,
Aber die grausamen Weiber umlagern die Schwell', und es fliehen
Nach erblicketem Schwert die Männer zurück in das Feuer.

Wenn Hypsipyle mit ihrem Vater als Bacchus durch die Stadt fährt und zu dem Gott V. 275 spricht:

— — sine foedatum te funere pontus
Expiet, et referam lotos in templa dracones.

— und vergönn, daß ich dich von dem Morde Befleckten im Meere
Sühn' und dem Tempel bringe zurück die gebadeten Drachen.

Thüren als davon verstehen würden, daß sich diese Unholdinnen vor den Thüren postirten, um die Männer nicht heraus zu lassen. Allein schon Pius scheint uns die gemeine Lesart adduntque domos sehr gut erklärt zu haben: ad cladem addunt, exurunt insuper penates. So sagt Aeneas zu seinem Vater, der das brennende Troja nicht verlassen will Aen. 2, 660 f. Si sedet hoc animo, perituraeque addere Trojae Teque tuosque juvat. Statt ignibus atris effugiunt liest der Her. mit der Handschrift bey Harles: ignibus acti, weil atris ein mattes und müßiges Beywort sey, als wenn es nicht das solenne schmückende Prädicat des Feuers wäre, was hier auch nichts weniger als bedeutungslos seyn würde, da der Anblick der dicken, schwarzen Dampfwolken vorzüglich furchtbar ist. Allein der wahre Grund, warum die Lesart des Codex hier den Vorzug verdienen möchte, ist vielmehr in der Ungewöhnlichkeit der Construction ignibus effugere zu suchen, die auch Heinsius nicht für lateinisch hielt. Noch eine Schwierigkeit begegnet uns, auf die wir von andern keine Rücksicht genommen sehen. Nach dem diras aliae fühlt man sich beym Lesen geneigt, das folgende pars ignibus atris auch auf die Frauen zu beziehen, wie vorhin V. 221 f. das wiederholte pars auf sie ging. Um den Gegensatz der Frauen und Männer daher deutlicher herauszuheben, würde gelesen werden können:

Quam bellator equus, longa quem frigida pace
Terra juvat brevis, in Herva piger, angitur orbes,
Frena tamen dominumque velit, si Martius aures
Clamor et obliti rursus fragor impleat aeris.

Wie das kriegriſche Roß ſich im langen Frieden gewöhnet
An das kleine heimiſche Feld, und links antretend
Widerſtrebt dem Gebiß, doch den Herrn begehrt und die Zügel,
Füllet ſein Ohr das Kriegesgeſchrey, die vergeſſene Tuba.

Hypſipyle reicht dem ſcheidenden Jaſon das Schwert des Thoas V. 419 f.

Accipe, ait, bellis mediaeque ut pulvere pugnae
Sim comes,

Nimm, damit ich dich ſtets im Kriege begleit' und im Staub der
Feldſchlacht.

Die Anmerkung ſagt: sim tibi comes ſtatt: „mein Angedenken begleite dich,“ ſey zu gezwungen ausgedrückt und der Her. habe daher im Text geſetzt: sit. Allein der Setzer hat wirklich sim ſtehen laſſen, wir wiſſen nicht, ob durch ein Gefühl geleitet, daß jenes die gewähltere Lesart ſeyn möchte und daß der Liebe und Zärtlichkeit eine etwas kühnere Sprache wohl anſtehe.

V. 439 hat der Her. Schraders preiswürdiger Verbeſſerung Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, indem er mit ihm lieſt:

Hactenus in populos vati, Samothraca, diemque
Missa vale, sacrisque metum servemus opertis.

So weit nur unter das Volk und gebracht an den Tag von dem Seher,
Lebe wohl, Samothrake, und Ehre ſey deinem Geheimniß!

Samethraca iſt im Text ein Druckfehler. Die Schraderſche Emendation gründet ſich auf den Apollonius. Der gemeinen Lesart: Hactenus in populos, vates Samothraca, diemque Missa mane war kein rechter Sinn abzugewinnen.

Heſione erzählt dem Hercules V. 473 f.

Nos Ili veteris quondam genus, invida donec
Laomedonteos fugeret Fortuna Penates.

Wir ſind des Ilus Geſchlecht, des weiland alten, ſo lange,
Bis Laomedons Penaten das neidiſche Glück floh.

Der Pleonasmus in Ili veteris quondam, welchen wir in der Ueberſetzung nachgeahmt haben, würde uns nicht eben mit Slothouwer und dem Herſtören, da ähnliche genug vorkommen, wie veteres senes Tibull 1, 8, 50, vetus senectus Horaz

Epod. 8, 3., Γενὴ παλαιγενέϊ ἐναλίγκιος Homer H. an d. Ceres V. 101., τότ' ἦσαν Χρύσειοι πάλαι ἄνδρες Theocrit 12, 16. Allein wir ſehen nicht, wie ſie ſagen konnte: ſie ſey aus dem Geſchlecht des Ilus ſo lange geweſen, bis das Glück von Ilium gewichen. Aus dieſer Urſache ſtimmen wir recht ſehr für Slothouwers ſcharfſinnige Verbeſſerung:

Nos Ili felix quondam genus.

So ſpricht Ovid Faſt. 6, 419 f. von Iliums ehmaligem Glücksſtand:

Moenia Dardanides nuper nova fecerat Ilus:
Ilus adhuc Asiae dives habebat opes.

In der Beſchreibung von dem Auge des Seeungeheuers, welches die Heſione zu verſchlingen drohte V. 499 f. stellantia glauca Lumina nube tremunt ſcheint uns des Her. Deutung der nubes glauca auf das von den Wellen umwölkte Haupt gezwungen, dagegen aber Maſerius Erklärung: lumen ardentissimum inter orbem glaucum ſehr natürlich und paſſend: „der blinkende Augenſtern im blauen Wolkenauge.“

Ueber V. 512 — 520 fühlen wir uns zu einigen Anmerkungen bewogen. Der Fels, auf welchen Hercules ſpringt (Insiluit scopulo), um das Seeungeheuer zu bekämpfen, iſt nicht der, an welchem

V. 439 hat der Her. Schraders preiswürdiger Verbeſſerung Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, indem er mit ihm lieſt:

Hactenus in populos vati, Samothraca, diemque
Missa vale, sacrique metum servemus opertis.

So weit nur unter das Volk und gebracht an den Tag von dem Seher,
Lebe wohl, Samothrake, und Ehre ſey deinem Geheimniß!

Samethraca iſt im Text ein Druckfehler. Die Schraderſche Emendation gründet ſich auf den Apollonius. Der gemeinen Lesart: Hactenus in populos, vates Samothraca, diemque Missa mane war kein rechter Sinn abzugewinnen.

Heſione erzählt dem Hercules V. 473 f.

Nos Ili veteris quondam genus, invida donec
Laomedonteos fugeret Fortuna Penates.

Wir ſind des Ilus Geſchlecht, des weiland alten, ſo lange,
Bis Laomedons Penaten das neidiſche Glück floh.

Der Pleonasmus in Ili veteris quondam, welchen wir in der Ueberſetzung nachgeahmt haben, würde uns nicht eben mit Slothouwer und dem Herausgeber, da ähnliche genug vorkommen, wie veteres senes Tibull 1, 8, 50, vetus senectus Horaz

danken etwas ungehöriges hätte. Er betet zu den Göttern, ſpringt auf die Klippe und ſchaudert vor der aufgeregten See und dem Meerſcheuſal. Was die folgende Vergleichung V. 515 ff. betrifft, ſo glauben wir, ſie müſſe in Eins mit V. 518 als Nachſatz gezogen und alſo interpungirt werden:

Qualis ubi a gelidi Boreas convallibus Hebri
Tollitur, et volucres Rhipaea per ardua nubes
Praecipitat, piceo nondum tenet omnia coelo;
Illa simul molem horrificam scopulosaque terga
Promovet.

Der Lesart scopulosa terga zieht der Her. Heinſius Conjectur scruposa vor, ohne ſie jedoch dem Texte aufzudringen. So gelehrt ſie auch von Heinſius unterſtützt wird, bleiben wir doch bey der gelehrteren und weniger gewöhnlichen Vulgate ſtehen. Das meiſte macht in dieſer Stelle das Ende zu ſchaffen: intremere Ida Illidique ratis pronaeque resurgere turres. Den Ida möchten wir auf keinen Fall miſſen oder gegen Becks intremere undae Illidique vadis vertauſchen, ob uns gleich vadis ſelbſt anlächelt. Denn unſre Meinung geht dahin, daß vielleicht zu leſen ſey:

— — — — intremere Ide,
Illidique vadis pronaeque resurgere puppes.

Die Fahrzeuge, die gerade auf der See waren, wurden vom Sturme bald in den Grund hinab, bald

wieder in die Höhe geschleudert. Vgl. 8, 330 f. Der Eurus beym Virgil Aen. 1, 112 Illiditque vadis sc. tres naves. Vgl. Valerius Flaccus 4, 410. Jetzt, nachdem wir unsre Gedanken über das Einzelne vorgetragen haben, drücken wir diesen zufolge die Verse also aus:

Jener, nachdem er den Vater, die Götter des Meeres und seine
Waffen beschworen, springt auf den Fels: es erbebt die von Grundaus
Aufgeschreckete See und das vielgewundene Unthier.
Wie sich der Boreas hebt aus den kalten Thalen des Hebrus,
Ueber Rhipäische Höhen hinrollend die flüchtigen Wolken,
Aber nicht ganz noch bedecket mit Nacht die Veste des Himmels:
Also wälzet die Bestie fort den felsigen Rücken
Und den schrecklichen Leib und kommt mit gewaltigem Schatten;
Ida zittert; die Schiffe versinken und heben sich wieder.

Es verdient Beyfall, daß der Her. V. 621 statt des unstatthaften Ianus Withofs schöne Verbesserung Taurus aufgenommen hat: Taurus et occiduis regnator montibus Atlas. Der Atlas in Westen ließ als Gegensatz ein Gebirge in Osten erwarten.

In der Geschichte von dem unglücklichen nächtlichen Streit mit den Dolionen weicht Valerius Flaccus sehr vom Apollonius 1, 1092 ff. und Orpheus V. 535 ff. ab. Nach dem Flaccus hatte sich Cyzicus, der König der Cyzicener, den Zorn der Cybele durch Erlegung eines ihrer Löwen zugezogen und die Göttinn dadurch vermocht, die von ihnen nach einer freundlichen Aufnahme abgereisten Argonauten durch Sturm in der Nacht an ihre Küste zurückzuwerfen, wo sie von den Einwohnern als vermeinte Feinde in der Dunkelheit angegriffen, der König Cyzicus selbst aber im Gefechte getödtet wurde. In den beiden griechischen Dichtern hingegen datirt sich der Zorn der Rhea oder Cybele, nicht gegen die Cyzicener, sondern gegen die Argonauten, daher, daß sie die Giganten und den Cyzicus erlegt hatten. Sie hielt sie deswegen durch lange Stürme auf, bis sie von ihnen versöhnt wurde.

Die Stelle von dem nächtlichen Opfer des Medon V. 3, V. 117 ff., welches dieser unvollendet ließ (Linquit — infectaque pernox sacra, wie Mopsus V. 414 darbringt lustralia pernox Vota), um dem Feind entgegen zu gehen, ist noch nicht ganz aufs Reine gebracht, wenn gleich Bentley's heller und scharfer Blick ihr nützlich gewesen ist. Statt: Statque loco torus, in quo (omen) oder in quo omnes mansere ministri giebt der Her. Bentley's Verbesserung:

wieder in die Höhe geſchleudert. Vgl. 8, 330 f. Der Eurus beym Virgil Aen. 1, 112 Illiditque vadis sc. tres naves. Vgl. Valerius Flaccus 4, 410. Jetzt, nachdem wir unſre Gedanken über das Einzelne vorgetragen haben, drücken wir dieſen zufolge die Verſe alſo aus:

Jener, nachdem er den Vater, die Götter des Meeres und ſeine
Waffen beſchworen, ſpringt auf den Fels: es erbebt die von Grundaus
Aufgeſchreckete See und das vielgewundene Unthier.
Wie ſich der Boreas hebt aus den kalten Thalen des Hebrus,
Ueber Rhipäiſche Höhen hinrollend die flüchtigen Wolken,
Aber nicht ganz noch bedecket mit Nacht die Veſte des Himmels:
Alſo wälzet die Beſtie fort den felſigen Rücken
Und den ſchrecklichen Leib und kommt mit gewaltigem Schatten;
Ida zittert; die Schiffe verſinken und heben ſich wieder.

Es verdient Beyfall, daß der Her. V. 621 ſtatt des unſtatthaften Ianus Withofs ſchöne Verbeſſerung Taurus aufgenommen hat: Taurus et occiduis regnator montibus Atlas. Der Atlas in Weſten ließ als Gegenſatz ein Gebirge in Oſten erwarten.

Leer ſteht der Torus, und die Diener warten des Herren!

V. 122 iſt der Her. nicht mit Bentley's Verbeſſerung: Inde vagi nec bella (ſ. tela) modis nec casibus isdem Conseruere manu zufrieden, weil bella manu conserere eben ſo unlateiniſch ſey als tela manu conserere. Daß bella conserere wenigſtens gut ſey, zeigt Bentley aus V. 30, nur der Beyſatz manu wäre folglich bedenklich. Warum lieſt man alſo nicht lieber:

Inde vagi nec bella modis nec casibus isdem
Conseruere manus.

Manus haben auch Handſchriften, und ſo ſtimmte die Redensart ganz mit dem citirten 30ſten Vers überein: Ut socias in nocte manus atque impia bella Conferat.

Phlegyas ſtürzt mit einer Pechfackel daher, aber gegen ihn erhebt ſich Hercules V. 133 ff.

Tollitur hinc totusque ruit Tirynthius arcu,
Pectore certa regens adversa spicula flamma,
Per piceos accensa globos, et pectus harundo
Per medium contenta fugit.

Gegen ihn ſpannet mit Macht der Tirynthiſche Heros den Bogen,
Richtend das ſichre Geſchoß von der Bruſt in die feindliche Flamme;

Angezündet von ihr durchflog der geſchnellete Rohrpfeil
Durch die Mitte der Bruſt.

In dieſem Sinne erklärt der Her. dieſe Verſe, deren zweiter als unverſtändlich von den Auslegern war mit einem Sterncheh bezeichnet worden. Pectore geht auf Hercules Bruſt; denn man pflegte den Bogen an der Bruſt zu ſpannen. Adversa flamma müßte alſo wohl für in adversam flammam geſetzt ſeyn. Hercules gab ſeinem Pfeil die Richtung, daß er durch die Fackel des Phlegyas fuhr und von ihr entzündet mit verdoppelter Kraft in des Gegners Bruſt eindrang.

Clite, Cyzikus junge Gemahlinn, ruft die Frauen zur Klage über des Gatten Tod auf V. 316 ff.

Und ſie ſpricht: Mein Gemahl, im erſten Jahr mit entriſſen,
Nimmſt du alles mit dir, bevor ich ein Pfand deiner Liebe,
Eine Wonne beſitze von dir, die erträglich mir machte,
Theurer, deinen Verluſt und ein wenig täuſchte die Schmerzen.

Richtig faßt der Her. necdum suboles nec gaudia de te ulla mihi mit Burmann von Kindern, der Freude ihrer Eltern. Aehnlich ſagt Lycurgus Gemahlinn zu ihrem getödteten Kinde beym Statius.

Theb. 6, 163 Nulla ex te gaudia matri. Vgl. 10, 426 Si cui forte domi natorum gaudia. Es ist fast lustig zu lesen, wie sich Burmann hier gegen den sanctissimus Jesuita Cerda ereifert, daß er über den Virgil weitläuftig ausgeführt habe, die gaudia gehen auf die Freuden der Umarmung, da doch ein ehrwürdiger Pater diese nicht kennen und sich nicht mit Untersuchung solcher schlüpfriger Wortbedeutungen abgeben sollte. Zur Unterstützung ihrer Erklärung hätten die Ausleger den Apollonius 1, 973 ff. anführen können, der vom Cyzicus sagt:

Οὐδέ νύ πω παίδεσσιν ἀγαλλόμενος μεμόρητο
Ἀλλ' ἔτι οἱ κατὰ δῶμα θαλήρατος ἦεν ἀκοιτις
Ὠδίνων u. s. w.

Und in diesem edlern Sinne des Wortes gaudia nehmen wir auch im homerischen Hymnus an die Ceres V. 101 von dem alten Mütterchen: ἥτε τόκοιο Εἴρηται δώρων τε φιλοστεφάνου Ἀφροδίτης und die Worte der Anna zur Dido Aen. 4, 33 Nec dulces natos Veneris nec praemia noris? Was auch dagegen Ruhnkenius in der Vorrede zum homerischen Hymnus sagen mag.

Zu verwundern ist es, wie die Ausleger haben übersehen können, daß die rührende Klage der Clite V. 320—5 den Abschieds-Worten der Andromache

vom Hector Il. 6, 411—430 nachgebildet iſt, zu welcher leztern Stelle auch Heyne in den Obſervationen (zu V. 429) auf den Valerius Flaccus verweiſt. Man höre nur die Clite:

Mir entriß des Mygdoniers Heer und blutige Waffen
Neulich das Vaterhaus und den Vater; vom heimlichen Pfeile,
Den die mächtige Trivia ſchoß, ward geraffet die Mutter.
Du, der mir Gatte zugleich und Bruder und Vater und Mutter
War, und von früher Jugend Beginn die einzige Hoffnung,
Ach, du verläßt mich, es ſtürzt die ganze Stadt nun zuſammen.

Natales domos V. 321 erklärt der Her. durch patris hereditatem. Aber es iſt hier von keiner Erbſchaft die Rede, deren auch Homer nicht gedenkt, ſondern von der ganzen Familie, dem ganzen väterlichen Haus, welches vom Feind ausgerottet wurde. Da Vater und Mutter noch beſonders genannt werden, ſo hat man vorzüglich an die Geſchwiſter zu denken, die auch V. 323 mit angedeutet werden. Der Her. fragt, warum er die Mutter vom unſichtbaren Pfeil Dianens umkommen laſſe. Die Antwort iſt, weil er dem Homer folgt, bey welchem Andromache ebenfalls von ihrer Mutter V. 428 erzählt:

Aber sie starb durch Artemis Pfeil im Pallaste des Vaters.

Eben so wenig hat man bemerkt, daß die folgenden Worte der Clite V. 326 f.

Ast ego non media te saltem, Cyzice, vidi
Tendentem mihi morte manus, aut ulla monentis
Verba tuli.

Nicht einmal sah ich dich die Hände mir reichen im Sterben,
Cyzicus, noch erhielt ich von dir ein Wort der Erinnerung.

aus der Klage der Andromache über Hectors Tod II. 24, 743 entlehnt sind:

Denn nicht hast du mir sterbend die Hand aus dem Bette geteichet,
Noch ein Wort mir gesagt voll Weisheit, welches ich ewig
Eingedenk erwöge, bey Tag und Nacht dich beweinend.

In V. 439 f. war bisher eine starke Corruptel: prosectaque partim Pectora per medios, partim gerit obvius Idmon. Das doppelte partim weist entweder auf eine doppelte Handlung oder auf eine doppelte Person. Das letztre ist hier wirklich der Fall, und der Her. hat die Stelle aus der Handschrift bey Harles hergestellt, welche liest:

partim Pectora fert Mopsus, partim gerit obvius Idmon.

Zu kurz wird vom Her. die merkwürdige Schilderung der Zauber-Gebräuche V. 444 ff. abgefertigt:

Mopsus formet, wie sichs gebührt, zu Männer-Gestalten
Eichenstämm' und heftet daran nachgeahmete Waffen.
In sie beschwört er den stygischen Zorn, die Rache vergoßnen
Blutes zu fahren, in sie die des Schlafs beraubenden Sorgen.

Apollonius weiß nichts davon, sondern statt dessen wird bey ihm 1, 1117 ff. aus dem Stamm eines alten Weinstocks ein Bild der Rhea künstlich geschnitzt. Keiner der Erklärer des Flaccus scheint sich aber bestimmt und deutlich gedacht zu haben, daß diese aus Eichen-Klötzen, verfertigten und nach Art der Tropäen mit Waffen bekleideten Bilder (nicht die erschlagnen Cyzicener, wie Burmann meint, sondern) die Argonauten bedeuteten, von welchen die Cyzicener waren getödtet worden. Denn die Manen der Gefallenen sollen dadurch befriedigt werden, daß sie in die dazu aufgestellten Bilder fahren und gegen diese wüthen, gleich als wütheten sie gegen ihre Mörder selbst. Ueber den verschiednen Gebrauch solcher Puppen bey magischen Opfern im

Theocrit, Virgil, Horaz ſ. die Ausleger zu Virgil Ecl. 8, 73. 80. Aen. 4, 508. Gesner verſtand daſſelbe unter den πλάσματα des Orpheus Argon. 957 (960 Hermann).

In der Beſchwerde der Juno über den Hercules V. 515 f. las man ſonſt: jam tum indecores justaeque dolorum Primitiae, et tenero superati protinus angues. Aber da nur Eine Handlung zu verſtehen iſt: „die Erwürgung der Schlangen gereichte der Juno zur Schande und zum Verdruß,“ ſo lieſt der Her. ſchicklich:

— — jam tum indecores justaeque dolorum
Primitiae a tenero superati protenus angues.

— — Schon entehrend für mich und der Schmerzen gerechte
Erſtlinge waren die Schlangen vom zarten Knäblein erwürget.

In der Beſchreibung der Nymphen V. 523 f. heißt es:

— — — — Levis omnibus arcus
Et manicae virides et stricta myrtus habena.

— — — Es ſchmücket die Nymphen der leichte Bogen, die grünlichen Aermel, der Myrtenſpieß mit dem Riemen.

Da myrtus stricta habena eine bequeme Erklärung zuläßt, wie der Her. ſelbſt angiebt, ſo ſcheint

es uns doch etwas zu voreilig, daß er Reineſius Conjectur, ſo ſchön und ſchmeichelnd ſie übrigens iſt, corytus ſtatt myrtus, aufgenommen und mit Verſetzung des Bindeworts in den Text geſetzt hat: stricta et corytus habena.

Wenn die Stelle V. 634 reboatque superbis Comminus ursa lupis von den Thieren des Waldes, die nach gewichenem Tiger oder Löwen wieder ſich ihrer Fröhlichkeit auf ihren gewohnten Plätzen überlaſſen, ſonderbar iſt, da Bären und Wölfe einander eben nicht zu antworten pflegen: ſo muß man dagegen geſtehen, daß des Her. Verbeſſerung: reboantque superbis Comminus arva lupis ſehr paſſend ſey. So heißt es vom lauten Kampfe der ſtolzen Stiere in Virgils Georg. 3, 223 reboant silvaeque et longus Olympus. Wir übertragen die ganze Vergleichung nach der vom Her. in dem einen Verſe vorgeſchlagnen Aenderung:

Wie zu den Waldhöhn erſt rückführet die fröhliche Hirſchkuh
Ihre Heerde; der Eber brauſt, von den muthigen Wölfen
Tönet wieder die Flur, wenn ſich der Marziſche Tiger
Hat entfernt, der verſtummete Leu zu der Höhle zurückkehrt.

In der ſtolzen Anrede des Meleager an den Ja-

son V. 670 plagte man sich vergebens mit der gemeinen Lesart:

Ast egomet, quocunque voces, qua tegmina ferro
Plura metam.

In des Her. Recension liest man dafür mit Recht die gelungene Jacobsische Verbesserung:

Ast egomet, quocunque voces, sequar; agmina ferro
Plura metam etc.

Aber, wohin du mich rufst, ich folg'; es mähet mein Eisen
Größere Schaar; dir geweiht ist die Hand, dir jeglicher Tropfen
Meines Bluts, und ich fordre sogleich die größten der Werke.

Die etwas anstößige und den Anfechtungen der Abschreiber und Kritiker ausgesetzt gewesene Redensart V. 731 sidera sustulit astris ist blos durch die Worte sidera tollit in coelo erklärt worden. V. 737 wird: Non aliter genitu quondam lea prolis ademtae Terga dedit von der Flucht erklärt, und keine Kenntniß von den Bedenken und Verbesserungs-Versuchen der Kritiker genommen. Da hier von keiner Flucht des Löwen die Rede seyn kann, wohl aber von dem Ingrimm des

beraubten (vgl. Ovid Met. 13, 547 f.), ſo würde vielleicht Terga ferit näher zum Ziele führen, da dieſes Peitſchen des Rückens mit dem Schwanze das Zeichen der Wuth iſt, oder auch Torva fremit, wie Statius Theb. 10, 416 Ut lea — natos erecta superstat Mente sub incerta, torvum ac miserabile frendens. Vgl. Ilias 20, 164 ff. Lucan 1, 205 ff. Allein, ob wohl den Zügen nach weiter abweichend, iſt doch dem Sinne nach Jacobſens Verbeſſerung die treffendſte: Arva quatit, welches von einem lauten, erſchütternden Geſchrey geſagt wird.

Im vierten Buch V. 27 ff. erſcheint Hylas dem Hercules im Traum und verkündigt ihm, er ſey von der Nymphe zum Gott gemacht:

— — — — — — — inanes
Nunc Iovis accessus et jam mihi limina coeli
Conciliat, jungitque preces et fontis honores.

Der Her. läßt das, keiner genügenden Erklärung fähige inanes accessus Iovis im Texte ſtehen, neigt ſich aber in der Anm. zu Jacobſens evidenter Verbeſſerung: in arces Nunc Iovis accessus. Schwerlich dürften mit dem Her. die preces auf die Bitten der Nymphe an den Hylas, ſich zu beruhigen, gehen; vielmehr ſind preces et honores fontis die Gebete und Opfer, die ihm als einer Gottheit der Quelle dargebracht werden. Sie eröff-

net, ſagt Hylas, mir den Olymp und macht mich außerdem noch der Ehre einer Gottheit des Waſſers theilhaftig:

Zutritt verſchaffet ſie mir zu Jovis Burg und des Himmels
Schwell', Anbetung fügt ſie hinzu und die Ehre des Quelles.

Die Argonauten ſegeln weiter, und Orpheus ſtimmt einen Geſang an, V. 85 ff.

Aber es ſang vom erhabenen Bord der thraciſche Prieſter
Seinen Gefährten zum Troſt ob des ihnen vom Schickſal verhängten
Ungemaches ein heilendes Lied, zu verſcheuchen die Sorgen,
Das von den Saiten begleitet die Trauer, den Zorn und das Mühſal
Schwichtiget und die Sehnſucht nach den geliebeten Kindern.

Bey den Worten des letzten Verſes dulces cedunt e pectore nati fragt der Her. „Nati? Quid his cum Argonautis, quorum nullus liberos amiserat?“ Aber warum ſoll denn nicht von dem Sehnen nach den daheim gelaſſenen Kindern die Rede ſeyn? So wird z. B. Peleus an den beym Chiron gebliebenen Knaben Achilles (I, 255 ff.) gedacht haben.

Bey dem Ausdruck V. 91 Oceani genitale caput merkt der Her. an, daß die Anhänger des Thales den Ocean für den Erzeuger aller Dinge gehalten. Aber Flaccus dachte wohl nicht an den Thales, sondern folgte der alten kosmogonischen oder homerischen Vorstellung Ilias 14, 201 Ὠκεανόν τε θεῶν γένεσιν, wofür Maro Georg. 4, 382 sagt: Oceanumque patrem rerum.

Juno schöpft Verdacht gegen die Jo und kommt herab nach Argos, zu der Grotte, wo sie mit dem Jupiter Zusammenkünfte zu haben pflegte V. 357 f.

Cum trepida Inachiae pellex subit ora juvencae,
Sponte dei; plausu fovet hanc et pectora mulcet
Iuno, renidenti cohibens suspiria vultu.

Als der Inachischen Kuhe Gestalt die zitternde Buhle
Annahm auf des Gottes Geheiß; mit den Händen klopft Juno
Sie und streichelt die Brust, im Lächeln verbergend die Seufzer.

Daß sich der Her. versehen hat, wenn er pellex nicht von der Jo, die Ovid Met. 1, 726 pellex Argolica heißt, sondern von der Juno (blanda, quae pellicit), und ora juvencae Inachiae trepida subit erklärt: propius ad eam accedit, das wird er sich selbst bey nochmaliger Ansicht der Stelle (s. auch V. 395 in miserae rursus bovis

ora recurrit) und nach Vergleichung des Ovid, den Flaccus vor Augen hat, 1, 610 ff. ſagen: Jupiter

Conjugis adventum praesenserat inque nitentem
Inachidos vultus mutaverat ille juvencam.
Bos quoque formosa est. Speciem Saturnia vaccae,
Quamquam invita, probat etc.

Nachdem Argus vom Mercur getödtet worden, läßt Juno die Jo von der Furie verfolgen V. 392 ff.

— — — — — und ſiehe,
Mit den Fackeln und Schlangengewind und tartariſchem Heulen
Zeigt ihr Tiſiphone ſich.

Der Her. hätte anmerken müſſen, daß Flaccus, wie in der ganzen Epiſode von der Jo, ſo in dieſer Vorſtellung dem Ovid Met. 1, 725 f. folgt:

Horriferamque oculis animoque objecit Erinnyn
Pellicis Argolicae.

um ſo mehr, da die ältere Dichter-Sage bey Aeſchylus und Sophocles ſtatt der Furie eine Bremſe (Oeſtrus) ſetzt, von welcher Jo über Land und Meer gejagt wurde.

Die Harpyien werden von den Söhnen des Boreas bis zu den Strophaden verfolgt. Hier gebietet, nach dem Apollonius, Iris, nach Valerius

Flaccus, Typhon der Verfolgung ein Ziel zu ſetzen. Den Schluß von Typhons Rede V. 525 f.

— Harpyiae numquam nova pabula quaerent,
Donec erunt divûm meritae mortalibus irae.

hielt Heinſius für untergeſchoben, nicht aus dem von Burmann und vom Her. angeführten Grunde, ſondern, und zwar, wie wir meinen, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, weil er ſie für einen müßigen Zuſatz anſah. Daß die Harpyien Rache-Dienerinnen des Jupiter ſind, war ſchon V. 521 geſagt: magnas sibi legit in iras. Die Worte Harpyiae numquam nova pabula quaerent verſtand Heinſius vielleicht ſo, daß ſie nie wieder oder von Neuem die Mahlzeiten des Phineus plünderten würden, welches denn auch ſchon im vorhergehenden: agnoscunt monitus jussaeque recedunt liegen würde. Auf jeden Fall ſchließt ſich die Rede beſſer und nachdrucksvoller mit V. 524:

Gnug verfolgtet die Göttinnen ihr. Was ſtrebet ihr Jovis
Dienerinnen zu drängen noch mehr, der ſie, ſelber mit Blitzen
Und der Aegide gewapnet, zum großen Zorn ſich erkieſte.
Ihnen gebeut er jetzt ſelbſt die Agenoreiſche Wohnung
Zu verlaſſen; ſie hören das Wort und welchen befehlicht.

Aber euch drohet ähnliche Flucht und der Bogen erreicht euch!

Der Her., welcher die Aechtheit beider letzten Verse vertheidigt, kommt dem erstern blos durch eine kleine Aenderung, die er als ihm zuverlässig vorkommend in den Text aufnimmt, zu Hülfe:

— Harpyiae numquam non pabula quaerent.

und erklärt den folgenden Vers, welchen Burmann für ein unlateinisches Gemächte eines Mönchs hielt, sehr richtig, so daß der Sinn von beiden ist:

— Nimmer an Nahrung gebrichts den Harpyien, so lange
Noch der Götter verdienter Zorn der Sterblichen Haupt trifft.

Was indeß jene Verbesserung des nova in non anlangt, so glauben wir deren überhoben seyn zu können; denn numquam nova pabula quaerent, kann ja, nach dem bekannten Sprachgebrauch von quaerere (s. Burmann zu 3, 609), sehr wohl heißen: »sie werden nie neues Futter vermissen, es wird ihnen nie daran fehlen,« gerade wie der Her. seine Emendation erklärt: semper habebunt pabula parata.

Bey dem, was Phineus von den Chalybern sagt V. 610 ff.

Non ita sit metuenda tibi saevissima quamquam
Gens Chalybum; duris patiens cui cultus in arvis,
Et tonat adflicta semper domus ignea massa.

Fürchte nicht allzu sehr der Chalyber Volk, wenn auch grausam,
Denen im eisernen Boden die harte Nahrung beschieden,
Und stets donnert im feurigen Haus das geschmiedete Eisen.

Bey diesen Versen hätte die Ursache angegeben werden mögen, warum die Chalybes saevissima gens heißen, weil sie nemlich saeva arma schmiedeten; daher sie auch 5, 144 manus crudelis genannt werden. Dura arva erklärt der Her. lapidosus ager, welches einen falschen Begriff geben könnte, als wäre vom Ackerbau auf einem steinigten Boden die Rede, da hier vielmehr die dura cubilia ferri 5, 145 verstanden werden. Auch ist cultus patiens nicht, wie der Her. erklärt, victus tenuis, sondern die harte, saure Arbeit des Bergbaues, wie 1, 235 f. praeduri plena laboris Cerno equidem; patiens sed quae ratis omnia vincat. Apollonius 2, 374—6 diene zum Commentar:

— — — — — σμυγερώτατοι ἀνδρῶν
Τεκτήνην Χάλυβες καὶ ἀτειρέα γαῖαν ἔχουσιν
Ἐργατίναι· τοὶ δ' ἀμφὶ σιδήρεα ἔργα μέλονται.

Als die Argofahrer die Cyaniſchen Felſen, das Gebiet der Mariandyner, das Acheruſiſche Vorgebirge, den Kallichorus im Rücken hatten, verkündigt die Fama den Ahnherren derſelben ihre Thaten in die Unterwelt, Buch 5, V. 82 ff.

Fama per extremos quin jam volat improba Manes
Interea, et magnis natorum laudibus implet,
Venturam coelo fatis melioribus Argo
Addita jamque fretis repetens freta jamque ferentes
Cyaneas.

Den dritten von dieſen Verſen: Natorum u. ſ. w. haben mehrere Handſchriften nicht, und er wird von mehreren Kritikern verworfen, ſelbſt mit dem vorhergehenden Verſe. Wir möchten keinen von beiden miſſen, aber auch keinesweges mit dem Hey. erklären: die Fama ſey durch den Acheron, vor welchem die Argonauten vorbey kamen, in die Unterwelt gegangen und habe dort angeſagt: venturam coelo Argo, i. e. mox adfore in terris superis. Nach der Folge der Erzählung beym Flaccus waren die Argonauten ſchon vor der Acheruſiſchen Küſte vorüber, als die Fama die Botſchaft in die Unterwelt brachte; ſie konnte alſo nicht von einer bevorſtehenden Ankunft der Argo in dieſen Gegenden ſprechen. Nein, die Rede iſt von dem Ruhme der Argonauten und der Argo, welcher ein Ey-

renplatz am Himmel bestimmt war; Flaccus 1, 304 f. nec fatidicis avellere silvis Me nisi promisso potuit Tritonia coelo. Vgl. 5, 296. Statius Achill. 2, 363. — Extremi Manes, in deren Erklärung Burmann noch schwanken konnte, sind ohne alle Frage die Manen tief in der Unterwelt. Orpheus Arg. 92. Νείατον εἰς κευθμῶνα, λιτῆς εἰς πυθμένα γαίης. Schwierigkeit machen die Worte Cyaneas ferentes, wofür Andre lesen furentes, man könnte eben sowohl frementes vorschlagen, wenn das leichtere Wort dem schwereren vorzuziehen wäre. Die leichteste und natürlichste Art der Erklärung scheint uns noch diese zu seyn: Jamque addita a navi Argo fretis freta, jamque additas Cyaneas ferentes transmittentes sc. navem Argo. Die Cyanischen Felsen führten oder ließen die Argo durch, welches vorhin den Wellen selbst zugeschrieben wurde 4, 677 f. Coeperat hinc cedens abductis montibus unda Ferre ratem. Unsrer Erklärung der ganzen Stelle zufolge übersetzen wir:

Doch die geschäftige Fama entfleucht zu den untersten Manen,
Und erfüllt ihr Gemüth mit dem großen Lobe der Söhne;
Argo sey für den Himmel bestimmt vom günstigen Schicksal,

Schon ſey Meer um Meer durchlaufen, und ſchon die Cyanen,
Wiederholt ſie.

Die Nachricht erregt große Bewegung in der Unterwelt:

— — von Sehnſucht zu ſchaun entbrennen die Väter,
Welche noch Liebe beſeelt und Durſt nach ähnlichen Thaten.
Unbewegt bleibt das Schickſal; doch einen, begraben an jenem
Ufer, ſenden ſie aus, um die theure Schaar zu bewundern.
Sthenelus geht.

Da das Schickſal den andern verſagte, in die Oberwelt zurückzukehren, Sthenelus aber dahin abgeſandt wird, ſo nimmt der Her. an, dieſer ſey zwar begraben, aber noch nicht über den Styx geſetzt geweſen. Das Begrabenſeyn und über den Styx geſetzt werden fällt aber in Eins zuſammen, und die Urſache, warum Sthenelus zurückkehrt, liegt wohl nur in einer beſondern Vergünſtigung, die einzelnen Schatten zu Theil wurde. Vgl. z. B. Statius Wälder 2, 1, 227 ff. 7, 121 ff. Sthenelus war wohl ſchon längſt in der Unterwelt; denn der Kampf des Hercules mit den Amazonen, in welchem er geblieben war, fällt in die Zeit vor dem Argonauten-Zug. Vgl. Burmann zu 1, 34., und wurde jetzt nur auf

ſein Flehen von der Proſerpina heraufgeſendet, wie Apollonius 2, 915 ff. erzählt, der, nach dem Scholiaſten, die Erſcheinung ſeines Schattens erdichtet haben ſoll. Valerius Flaccus hat dieſe Dichtung weiter ausgeſponnen. Daß er vor ſeiner Erſcheinung ſchon in der Unterwelt war, beweiſen ja auch die Worte V. 96: Ille dolens altum repetit Chaos. Sie bringen nun den Manen des Sthenelus ein Todten-Opfer dar V. 99 f.

Carmina quin etiam visos placantia Manes
Odrysius dum rite movet, mixtoque sonantem
Percutit ore lyram, nomenque reliquit arenis,
Altius in ventos recipit ratis.

wo wir aber ſtatt Odrysius dum vorſchlagen tum zu leſen und nach arenis ein Punct zu ſetzen, welches ſowohl mit dem Apollonius übereinkommt als der Sache überhaupt angemeßner iſt. Es fängt dann, wie im Apollonius, ein neuer Satz an mit Altius. Sie ſegeln mit günſtigem Winde ab. In dem vorhergehenden Vers muß man zu nomen hinzu denken lyrae; der dem Apollonius nachgebildete Vers (ἀὴν δὲ καὶ Ὀρφεὺς θῆκε λύρην· ἐκ τοῦ δὲ Λύρη πέλει οὔνομα χώρῳ) wird durch die Kürze dunkel. Oder könnte man etwa nach Anleitung des griechiſchen Dichters Pertulit oder praetulit ſtatt perculit leſen? Statt des unverſtändlichen Altius in ventos recipit ratis hat der Her. Herels Con-

jectur, welche durch Ruhnkenius Beytritt sanctionirt worden, aufgenommen: Altius in ventos rediit ratis d. h. ratis litore relicto altum vocantibus ventis repetiit.

In der Anrede an den Phrixus V. 197 f. behilft sich der Her. mit einer erzwungenen Erklärung der gemeinen Lesart: Tot freta, tot dure properantia sidera passis, Phrixe, fave, ohne die der Prüfung werthe Verbesserung von Jacobs anzuführen: Tot freta, tot cursu properanti sidera passis. Wirklich haben mehrere Handschriften properanti, was auf ein Substantiv im Ablativus hinweist.

V. 252 f. ruft Jason den Beystand des Mars auf, in dessen Hain das goldne Vließ sich befand:

— — — — praesentia luco
Arma tubaeque sonent, vox et tua noctibus exstet.

— — — — es erschall' in dem Haine
Waffen und Tuba laut, dein Ruf durchdringe die Nächte.

Noctes d. h. tenebrae sind unsers Dafürhaltens die Nacht des Haines oder der dichte Hain, so daß man wohl nicht nöthig hat nach des Her. Vermuthung zu lesen: montibus exstet.

Bey der Vergleichung von dem Gemüths-Zustand, in welchem sich Jason bey seiner Landung in Colchis befand, mit dem des Sturm und Krieg er-

regenden Jupiter V. 303 — 11 würde ſich weniger Schwankendes in den Anmerkungen der Gelehrten finden, wären ſie eingedenk geweſen, daß dieſe ganze Stelle aus dem Homer Il. 10, 3 — 10 überſetzt iſt, wo die Herausgeber eben ſo wenig an die Nachbildung des Flaccus gedacht haben. Hier Homers Verſe nach Voß:

Nur nicht Atreus Sohne, dem Hirten des Volks Agamemnon,
Nahte der ſüße Schlaf, da vieles im Geiſt er bewegte.
Wie wenn der Donnerer blitzt, der Gemahl der lokkigen Here,
Vielen Regen bereitend, unendlichen, oder auch Hagel,
Oder ein Schneegeſtöber, das weiß die Gefilde bedecket,
Oder des Kriegs weit offenen Schlund, des bitteren Unheils:
So vielfältig erſeufzt' ihn Innerſten nun Agamemnon
Tief aus dem Herzen empor, und Angſt durchbebte die Bruſt ihm.

Und nun halte man den Flaccus dagegen:

Praecipue Aesoniden varios incerta per aestus
Mens rapit undantem curis ac multa novantem.
Qualiter ex alta cum Iupiter arce coruscat,
Pliadas ille movens mixtumque sonoribus imbrem
Horriferamve nivem, canis ubi tollitur omnis
Campus aquis, aut sanguinei magna ostia belli,
Aut altos duris fatorum gentibus ortos.

Wie beym Homer ſchon die alten Grammatiker über die Tendenz der Vergleichung uneins und ungewiß waren, ſo weiß ſich auch der neue Her. des Flaccus nicht recht in dieſelbe zu finden und hält ſie an dieſer Stelle für unpaſſend. Aber beide Dichter hatten wohl den Gedanken: Wie Jupiter in großer innerer Bewegung iſt, wenn er Sturm und Krieg erregt, alſo ꝛc. Qualiter scil. mens rapit undantem curis Iovem, cum Iupiter coruscat. Und beym Homer: Ὡς δ' (scil. πολλὰ φρεσὶν ὀρμαίνει) ὅτ' ἂν ἀστεροπὴν πόσις Ἥρης. Da Flaccus an die Stelle von ἀθέσφατον ἠὲ χάλαζαν geſetzt hat mixtumque sonoribus imbrem, ſo vermuthen wir, daß unter den sonores nicht, wie die Her. meinen, der Donner zu verſtehen iſt, der auch ſchon in dem coruscat mit begriffen werden kann, ſondern das Raſſeln der Hagelkörner oder Schloßen. Das von Heinſius angefochtne: canis ubi tollitur omnis Campus aquis wird durch Homer: ὅτε πέρ τε χιὼν ἐπάλυνεν ἀρούρας als ächt erprobt. Die magna ostia belli ſind auch dem Homer abgeborgt πτολέμοιο μέγα στόμα. Nur der letzte ſchwer zu verſtehende Vers des Flaccus: Aut altos u. ſ. w. findet ſich nicht im Homer, und könnte ſchon deswegen, da doch alles übrige wörtlich im Homer ſteht, wie Jortin muthmaßte, für unächt, etwa für ein Gloſſem des vorhergehenden, in welchem man magna ostia belli durch al-

tos fatorum ortus zu erklären meinte, genommen werden. Wenigstens würde uns das Bedenken des Her., daß das eine aut V. 308 auf ein zweites hinweiſe, nicht irre machen, da que, ve, aut in den vorigen Verſen in Beziehung zu einander ſtehen. Will man den Vers retten, ſo ſchlagen wir vor, ihn mit einer kleinen Veränderung an den vorigen Vers enger anzuſchließen und als Epexegeſe deſſelben anzunehmen.

— — — aut sanguinei magna ostia belli
Atque altos duris fatorum gentibus ortus.

So würde der Krieg als der Anfang der hohen Todes-Schickſale für die Kriegliebenden oder harten, rauhen Völker geſchildert, wie im Homer gewöhnlich das Todes-Verhängniß αἶσα ὀλεθρος heißt. Die gentes durae könnte man ſchon aus Ovid Met. 1, 414 erläutern: Inde genus durum sumus experiensque laborum: Et documenta damus, qua simus origine nati. Die Ueberſetzung der Verſe des Flaccus ſchließe unſre Betrachtung derſelben:

Jaſons Buſen vor allen wogt heftig beſtürmt von der Sorgen
Fluthen, und wälzet herum im Herzen viele Gedanken.
Wie wenn Jupiter blitzet herab vom hohen Olympus,
Er die Pliaden erregend und Regen, mit Raſſeln vermiſchet,

Und den erſtarrenden Schnee — wann die ganze Flur von den weißen
Flocken ſich thürmet — oder den Schlund des blutigen Krieges
Und des hohen Schickſals Beginn den verwilderten Völkern.
Alſo ſchlug heftig das Herz dem von zweifelhaften Entwürfen
Hiehin und dahin geriſſenen Held.

Vom König Aeetes wird V. 406 f. geſagt, er höre im Tempel ſeines Vaters Phöbus die Bitten ſeines Volkes an:

— — hic procetes audit populosque precantes
Adloquii facilis (praesens pater admonet) aequi.

In dem, was der Her. gegen die Worte Adloquii facilis aequi vorbringt, ſind uns die Worte nicht recht klar: Obſendunt inprimis duo Adjectiva facilis—aequi sine copula τῷ adloquii juncta. Das Subject iſt Aeetes facilis und das, worin er dieſe Eigenſchaft zeigte, adloquium, ſcheint entweder active genommen werden zu können, in welchem Fall aequi blos ſchmückendes Beywort von adloquii iſt, welches ſchon in facilis liegt, oder, wie auch der Her. beyfügt, paſſive, wo es dann heißt, der König ſey geneigt, jedem billigen Anbringen Gehör zu geben. Eine andre Verbindungsart, welche der Her. vorſchlägt: praesens

pater admonet aequi findet ſich auch in Handſchriften. Beyfallswerth iſt, daß der Her. V. 420 von dem zum Barbaren gewordnen Aegyptier, nach Pius Vorſchlag, ſo interpungirt und lieſt: Sarmaticis permutat carbasa bracis Barbarus; ſtatt daß ſonſt barbarus zum folgenden Phasis gezogen wurde.

Die Argonauten ſtaunen im Tempel die Vulcaniſchen Kunſtwerke von dunkler Bedeutung an, während der König ſelbſt eintritt, V. 456 f.

— — Minyas operum defixerat error;
Cum se Sole satus patriis penetralibus infert.

Wir vermiſſen hier ganz Burmanns Scharfſinn, der die Lesart aller Handſchriften bis auf eine se patriis penetralibus edit als die einzig wahre in Schuz nimmt, ſo ungewöhnlich auch dieſe Art ſich auszudrücken wäre. Der König kommt ja, ſagt er, aus (edit se) der königlichen Burg, e patris penetralibus, wie V. 405., um in Phöbus Tempel zu gehen; allein hier ſind adyta paterna und dort patria penetralia offenbar der Tempel des Vaters Sol, in den er eintritt. Auch wäre es gar ſonderbar, wenn der Dichter in dieſer Verbindung den Ausgang des Königs aus ſeinem Pallaſt, aber nicht den Eintritt in den Tempel ausgedrückt hätte. Doch daß die Lesart se infert die wahre, auch vom neueſten Her. richtig erklärte, iſt, davon würde ſich

Burmann überzeugt haben, wäre ihm eingefallen, daß Flaccus, welcher sich hier an Apollonius Erzählung nicht streng bindet, Virgils Schilderung vom Eintritt der Dido in ihren Tempel zu Karthago vor Augen hat Aen. 1, 495 ff.

Haec dum Dardanio Aeneae miranda videntur,
Dum stupet obtutuque haeret defixus in uno:
Regina ad templum, forma pulcherrima, Dido
Incessit — — — — — —
Talis erat Dido, talem se laeta ferebat
Per medios.

Irren wir nicht, so hatte auch Statius Theb. 1, 201 f., wo er den Jupiter mit seinem Gefolge in den Tempel eintreten läßt, den Valerius Flaccus vor Augen und könnte, wenn es dessen bedürfte, zur Bestätigung der von uns vertheidigten Lesart angeführt werden:

— — — mediis sese arduus infert
Ipse Deis.

Nachdem Jason dem König sein Anliegen vorgetragen und zu reden aufgehört hat, kann der König kaum den Ausbruch seines geheimen Unwillens zurückhalten V. 520 f.

Talibus orantem vultu gravis ille minaci
Iam dudum fremit et furiis ignescit opertis.

Alſo ſprach er; doch über ihn ſchäumt mit drohender Miene
Längſt der König, von heimlicher Wuth entglüht ihm der Buſen.

Gegen die Lesart der Handſchriften fremit machten ſchon Heinſius und Burmann Ausſtellungen; der neueſte Her. ſetzt Heinſius Conjectur premit gerade in den Text. Seine Gründe gegen die gemeine Lesart ſind dieſe; fremere könne nicht ohne die größte Härte mit dem Accuſativ der Perſon geſetzt werden. Wir ſehen aber die größere Härte nicht, die in orantem fremere, über den Bittenden ſchäumen oder vor Wuth beben, Statt haben ſollte, als V. 524 f. in ausa viri fremere, über die Kühnheit des Mannes ſchäumen, wenn man auch nicht 4, 234 fremit ausum für ein Beyſpiel einer Verbindung dieſes Zeitwortes mit dem Accuſativ der Perſon gelten laſſen wollte. Die zweite Einwendung des Her. geht dahin, der ganze Zuſammenhang und die ausdrücklichen Worte des Dichters zeigten, daß hier von einer verborgenen, nicht aber von einer laut werdenden Wuth die Rede ſey. Doch dieſes Bedenken gründet ſich auf die falſche Vorausſetzung, daß fremere von einem laut und hörbar werdenden Ausbruch des Zornes geſagt ſey, welches auch blos von einer heftigen Bebung der Lippen oder ſtarken Wallung des Blutes geſagt werden kann. Dieſes erhellet ſchon aus folgender ganz ähnlichen,

wahrſcheinlich dem Flaccus nachgebildeten, und ſchon darum zur Beſtätigung der gemeinen Lesart dienenden Stelle des Statius Theb. 2, 410 f. von der Art, wie der König von Theben das Anſinnen des Tydeus aufnahm:

Dixerat. Ast illi tacito sub pectore dudum
Ignea corda fremunt.

Vgl. Statius Theb. 3, 569. — V. 523 iſt trahit ex alto sic barbarus iras aus dem Apollonius 3, 368 geborgt: ὑψοῦ δὲ χόλῳ φρένας ἠερέθοντο.

Aeetes ſchildert dem Jaſon ſeine Krieger von verſchiednen Völkerſchaften V. 608 f.

Cras acies atque illa ducum cras regna videbis
Dissona; saxiferae surgat quibus imber habenae;
Etc.
Morgen wirſt du die Heere und morgen unähnlicher Völker
Führer ſehn, die ſchleudern der Steine Regen aus Riemen ꝛc.

Richtig faßt der Her. aus dem Zuſammenhang auf, daß dissona regna hier nicht ſowohl auf die Verſchiedenheit der Sprachen oder Mundarten als auf die verſchiedenartigen Waffen gehen. Gewißheit konnte Statius Theb. 4, 299 ff. geben, der die Stelle vor Augen hat:

Arcades hi, gens una viris, sed dissona cultu
Scinditur; hi Paphias myrtos a stirpe recurvant etc.

V. 657 f., welche Stelle Burmann nicht verstand, erklärt der Her. richtig. Die aufgebrachte Pallas hat ihren Zorn gegen den Mars, der sie und nebenher auch seine Mutter Juno beleidigt hatte, ausgelassen und spricht nun, zu den andern Göttern gewandt:

Quin simili matrem demens gravitate secutus;
Digna quidem, monstrum superis quae tale creavit!

Selbst die Mutter verfolgt mit ähnlicher Grobheit der Frevler,
Zwar verdient, die den Göttern solch' Ungeheuer gebohren!

Zwar stimmt die Wortfügung des letztern Verses (Digna) nicht wohl zu dem vorhergehenden (matrem), aber der Dichter ahmt die verworrene Sprache des Affects nach.

In den letzten Worten der Pallas V. 670 f.: „Soll ich unverrichteter Dinge von Colchis abziehen" ist eine Dunkelheit, in welche die Gelehrten vor dem neuesten Her. keinen Lichtstrahl gebracht haben. Die Worte stehen in Burmann so:

Ibimus indecores frustraque tot aequora vectae,
Fassaque quae nequeam? sic femina.

Dafür ſetzte der Her. muthig ſeine ſcharfſinnige Verbeſſerung in den Text:

Fassaque, quae nequeam, sim femina?

Halten könnt' ich, ein ſchwaches Weib, nicht, was ich verſprochen?

Wenn es Buch 6 V. 15 f. heißt, Perſes habe eine Geſandtſchaft an den Jaſon ſchicken wollen

Legatos placet ire duces, mandataque Perses
Edocet adfari Minyas

ſo nimmt der Her. mit Buläus und Heinſius Anſtoß an der Verbindung der Worte mandata edocet adfari Minyas, und ſtimmt entweder für eine ihm vom Rector Müller in Zeitz mitgetheilte Conjectur adferri Minyis oder ſchlägt vor adfari zu trennen und zu verbinden mandata fari ad Minyas. Wir halten dieß aber nicht für nöthig, wenn man nur mit Burmann interpungirt:

— — — — — mandataque Perses
Edocet, adfari Minyas fraudemque tyranni
Ut moneant.

Abzuſchicken Geſandte beliebte; es belehrt ſie vom Auftrag
Perſes, anzuſprechen die Minyer und des Tyrannen Liſt zu entdecken.

Adfari Minyas etc. iſt die weitere Erklärung von mandata.

Einen verzweifelten Vers 96 Ast ubi Sidonicas inter pedes aequat habenas, der keinen Nachſatz hat, ſuchen Heinſius und Burmann auf mehr als eine Weiſe herzuſtellen, der neueſte Her. aber auf die leichteſte Art:

Est ubi Sidonicas inter pedes aequat habenas.
Fußvolk gleich an Zahl iſt unter Sidoniſchen Reitern.

Gut bemerkt der Her., daß nicht abzuſehen iſt, worauf V. 102 Quosque bezogen werden ſoll, wenn man den Vers nicht unmittelbar hinter V. 98 ſetzen wolle. Unſern Beyfall hat des Vf. Verbeſſerung von V. 208 f. Caſtor, begierig nach dem Pferde des Gelas, hastam Pectus in adversum Gelae jacit alipedemque. Aber warum zielt er denn auf das Pferd, das er ja zu beſitzen wünſchte? Constitit excusso victor duce etc. Er hätte alſo nur den Reiter, nicht das Pferd getroffen. Obiger Schwierigkeit begegnet nun der Her., indem er lieſt:

Pectus in adversum Gelae jacit, alipedemque
Conripit excusso victor duce

Caſtor ſchießet in Gelas Bruſt die Lanz', und als Sieger
Greift er das flüchtige Roß nach geſtürztem Reiter —

Des Her. Lesart corripit wird durch Flaccus Zuſatz: Jupiter prensisque equitem cognovit habenis beſtätigt.

Eine von den vorigen Auslegern, vornehmlich von Burmann, sehr angefochtne Stelle V. 353 ff. wird vom Her. nach der gemeinen Lesart in Schuß genommen und einfach und wahr erklärt:

— magno veluti cum turbine sese
Ipsius Aeoliae frangunt in limine Venti,
Quem pelagi rabies, quem nubila, quemque sequatur
Illa dies.

— wie wenn mit lautem Getöse die Winde sich drängen
Noch an Aeolens Thür, wetteifernd, welchem zu Theile
Werde des Meeres Sturm, der Wolken Gebiet und des Tages
Herrschaft.

Ipsius Aeoliae in limine steht, damit man es nicht etwa für matt halte, für ipso in limine Aeoliae. Das auffallende Bedenken Burmanns, ob wohl je die Burg oder das Gebiet des Aeolus von den Alten absolute Aeolia genannt worden, entkräftet der Her. durch Beyspiele aus Virgil und aus Valerius Flaccus selbst. Beygefügt mögen noch zwey Stellen des Statius werden, dem Flaccus vermuthlich vorschwebte Theb. 1, 346 ff.

— — — — — claustra rigentis
Aeoliae percussa sonant venturaque rauco
Ore minatur Hiems, Venti transversa frementes
Confligunt axemque emoto cardine yellunt,
Dum coelum sibi quisque rapit etc.

Theb. 12, 652 f.

Rumpitur Aeolia, et longam indignata quietem
Tollit Hiems animos ventosaque sibilat Arctos.
Tunc montes undaeque fremunt, tunc proelia caesis
Nubibus cet.

Unbedingten Beyfalls werth ist es, daß der Her. B. 7, V. 333 f. d' Orville's herrliche Verbesserung in den Text aufnahm. Medea sucht in ihrem Gift-Magazin nach einem starken Mittel, sich auf die kürzeste Art den Tod zu geben:

— — — — qua non velocior ulla
Pestis erat, toto nequicquam lumine lustrat.

— — — — es strebet vergebens Medea
Mit umschauendem Blick zu erspähn das schnellste der Gifte.

Die gemeine Lesart: qua non velocius ulla, Pestiferam u. s. w. gab keinen Sinn. Nach einem eben so richtigen Urtheil ist V. 345 die auf eine Handschrift gegründete glückliche Verbesserung: Tunc pater, atque istis, welche dem Hrn. Prof. Beck zugeschrieben wird, für Tun' poteras istis, dem Text einverleibt worden.

Einer sehr schwierigen Stelle, über welche auch der Her. mit seiner eignen Erklärung noch nicht zufrieden ist, wollen wir doch gedenken, und auch

unſre Vermuthung, obgleich furchtſam, beyfügen. Jaſon nemlich, wie er auf dem Marsfeld zu Colchis zu dem Abenteuer mit den Feuerſchnaubenden Stieren fertig ganz allein daſteht, verlaſſen von den Gefährten, wird V. 560 ff. in folgende Vergleichung geſetzt:

— — — totoque ex agmine solus
Stabat, ut extremis desertus ab orbibus axis,
Quem jam lassa dies austrique ardentis arenae
Aut quem Rhipaeas exstantem rursus ad arces
Nix et caerulei Boreae ferus abstulit horror.

Man ſcheint ſich in unauflösliche Schwierigkeiten zu verwickeln, wenn man axis, den Pol, zum Subject macht, und man bringt dann äußerſt gezwungne Vergleichungspuncte heraus. Wie aber, wenn das Subject ein Reiſender wäre, den der Sturm in die äußerſten Weltgegenden (extremi orbes) verſchlagen hätte (desertus)? Orbes axis ſtünden vielleicht für orbes überhaupt oder für orbes coeli, oder, was wir vorziehen möchten, man müßte das Ganze ſo leſen:

— — ut extremis desertus in orbibus hospes,
Quem jam lassa dies austrive ardentis arenae
Aut quem Rhipaeas etc.

Der Fremdling findet ſich allein an den äußerſten Enden von Weſten oder Süden oder Norden. Dieß wird poetiſch ausgeſchmückt. Für: „er iſt nach We-

ſten, Süden, Norden verſchlagen" ſteht: „Weſten, Süden, Norden, hat ihn fortgeriſſen, entführt (abstulit)." Dies jam lassa iſt der Occident, wo der Tag oder Sol, ſchon müde von ſeinem Lauf, ankommt. Den heißen Süden bezeichnen Africa's Sandwüſten, austri ardentis arenae. In der Beſchreibung des Nordens in den beiden folgenden Verſen würde exstantem nach unſrer Erklärungsart auf den Fremdling bezogen werden müſſen, wo es jedoch einen gezwungnen Sinn gäbe, auch rursus wäre matt oder undeutlich. Daher ſcheint uns in dieſem Verſe einiges verdorben zu ſeyn, was ſo oder ähnlich geleſen werden könnte:

Aut quem Rhipaeas, exstantes sursus, ad arces
Nix et caerulei Boreae ferus abstulit horror.

Ordnung: aut quem nix et ferus horror caerulei Boreae abstulit ad Rhipaeas arces, exstantes sursus. Von der Lage der Rhipäen ſagt Maro Georg. 1, 240 f.

Mundus ut ad Scythiam Rhipaeasque arduus arces
Consurgit.

Bey dem ganzen Benehmen der Medea während der Gefahr, von den Argonauten an die Colchier ausgeliefert zu werden, im achten Buch, hätten wir die Vorzüge entwickelt zu ſehen gewünſcht, welche die feine Darſtellung des Flaccus vor dem

Apollonius voraus hat. Als ſie dem Jaſon hat merken laſſen, daß ſie in ſeinem Herzen lieſt und er ihr antworten will, V. 445 ff.

Als ihr der Held zu antworten beginnt, entfleucht ſie mit Wahnſinn
Schreyend. Wie wenn zur Ogygiſchen Höh' auftreibt die Mänaden
Bacchus und mit der Aoniſchen Keule ſchläget die Trommel,
So war die Jungfrau, ſo irret ſie ſcheu in den Gängen des Schiffes.

Es ſcheint, als kann ſie den Gedanken nicht ertragen, ſeinen Entſchluß, das Geſtändniß ſeiner Treuloſigkeit aus ſeinem Munde zu vernehmen. Wie er daher den Mund aufthut, flieht ſie mit lautem Geſchrey davon und geht in wahnſinnige Phantaſien über. Sehr richtig fängt der Her. mit V. 446 Qualem einen neuen Satz an, aber beytreten können wir nicht, wenn er mit Heinſius und Burmann die Worte Bacchus, et Aoniis illidit tympana truncis für verdorben hält, auch darin nicht, daß er unter den Aoniis truncis Thyrſus-Stäbe verſteht. Es ſind die θύρσοι, womit die Trommeln geſchlagen wurden. S. D'Orville zum Charito p. 681 Lpz. Ausg. Orpheus Fragm. 27 p. 485 Herm. Ausg. und p. 506 n. 9. Zu ſolchen Keulen und zu der ganzen Vorſtellung, daß Bacchus mit unge-

ſtümen Schlägen auf die Lärmtrommel die Bacchantinnen aufſchreckt, paßt doch wohl der ſtarke Ausdruck illidit tympana truncis, gegen welchen der Her. Bedenklichkeiten hat.

Um unſern Bericht über die Wagnerſche Bearbeitung des Valerius Flaccus nicht über Gebühr auszudehnen, haben wir uns vornehmlich in den letztern, den wichtigſten, Büchern immer mehr auf einzelne wenige Stellen beſchränken müſſen. Aber dieß müſſen wir doch noch ausdrücklich erinnern, daß in ſo vielen, von uns nicht berührten, ſchwierigen Stellen der letzten Bücher mancher Knoten durch des Herausgebers Kritik oder Erklärung glücklich gelöſt worden.

IX.

Kürzere Anzeigen.

Sinngedichte von Friedr. Christoph Weißer. Zwey Bücher. Zürich, bey Orell, 1805. 106 Seiten. 12.

Die Kritiker aus der neuesten poetischen Schule haben H. Weißers Verdienst bereits hinlänglich gewürdigt. Bey der Anzeige seiner Romanzen ist ihm (in der Jenaischen Litteratur-Zeitung) auf das bündigste gezeigt worden, „daß er eine freche gemeine Natur sey, in den Ton des Pöbels herabsinke, und durch seine matten Späße schwerlich Lachen erregen könne.“ Ganz so finden wir ihn in diesen Sinngedichten wieder. Nicht nur versteckt stichelt er auf die Poeten der letzten Zeit, wie unter andern S. 98.

Das Paradies der Dichter.

Mag Deutschland auch, gern räum' ich's ein,
Ein Paradies für Dichter seyn:
So ist's doch für die armen Wichte
Ein Garten voll verbothner Früchte.

Der Mann hat ſogar die unerhörte Dreiſtigkeit, einige jener Herren nahmentlich dem Spott Preis zu geben; z. B. S. 9.

Originalität des geſtiefelten Katers.

Tieks Kater, grimmig iſt er zwar,
Doch frißt er nicht die Mäuſe.
Nein, denkt an mich, er dient ſogar
Bald dieſen ſelbſt zur Speiſe.

Es verſteht ſich, daß an einem Epigrammatiſten, der „eine ſolche ſatiriſche Tendenz zeigt,“ unmöglich etwas Gutes gefunden werden, und ſeine ſämmtlichen Sinngedichte nichts anders ſeyn können, als — „allenfalls abgeſchmackte Späße.“ Hier einige zur Warnung.

Vergebliche Ermahnung.

„Wache!“ ruft du, frommer Mann, uns von der Kanzel zu.
Soll dieß uns möglich ſeyn, wohlan, ſo ſchlafe du.

Der Liederdichter an den Tragödienſchreiber.

Statt über unſer Singen viel,
Herr Tragikus, zu keifen,
Sitz hin und ſchreib' ein Trauerſpiel;
Dann wollen wir eins pfeifen.

Grabſchrift einer Schwätzerinn.

Hier liegt Frau Garrula, die ſchlimmſte Ohrenplage.
Sie zürnt, daß ich dieß nur mit wenig Worten ſage.

Das Grab des Auerhahns.

Im Hetrn Baron von Pavian
Fand heut sein Grab ein fetter Auerhahn.
Das arme Thier verdient, daß ihrs beklagt:
Sogar ein ehrlich Grab ward ihm versagt.

Die hinkende Braut.

Die hinkende Xantippe
Wird Star, den Schurken, freyn.
So hohlt die lahme Strafe
Das Laster endlich ein.

Man sieht, „das Mechanische des Verses und des „Reimes zeigt von Uebung und einer gewissen Fer„tigkeit, aber für den Verfasser ist dieß ein desto „schlimmeres Zeichen, in wie fern sich sein Geist in „diesen, manchen so zwängenden, Fesseln leicht be„wegte und gleichwohl, statt frey und poetisch, frech „und gemein einherschritt.“

Komische Encyclopädie, oder auserlesene Sammlung von geistreichen Anekdoten, Einfällen, Charakterzügen und Gedanken. Ein unterhaltendes Gesellschafts- und Reisebüchlein. Nach dem Englischen bearbeitet. Neue vermehrte Auflage. Nürnberg und Leipzig, bey Friedrich Campe 1805. 16. 316 Seiten.

Der ungenannte Sammler thut sich sehr viel auf seine „neue vermehrte Auflage“ zu gut. Allein

dieſe beweiſt keineswegs ſeinen Beruf zu dem Unterkehmen, ſondern bloß die Geſchmackloſigkeit ſeines Publikums. Wenigſtens neun Zehntel der Sammlung beſtehen aus abgedroſchenen und faden Hiſtörchen und Einfällen, und ſelbſt die beſſern Stücke haben nicht ſelten unter der unglücklichen Hand des Compilators die Hälfte ihres Werths eingebüßt. Die kleine Titelvignette iſt eine vortreffliche Charakteriſtik des Inhalts. Sie ſoll eine Gruppe lachender Geſichter vorſtellen; aber die meiſten — weinen. Eine Sammlung wie dieſe zu verfertigen, erfordert weder Wiß noch Verſtand. Man braucht nur abſchreiben, allenfalls auch nur leſen zu können.

Testimonia Auctorum de Merkelio; das ist Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel. Cöln, bey Peter Hammer 1806. 104 Seiten. 8.

Ein Menſch, dem die Natur ſogar das Talent des Rohrſperlings verſagte, der zu dumm iſt, aus eigener Kehle zu ſchimpfen, hat dieſes elendeſte aller elenden Machwerke zuſammen geſtoppelt. Bekanntlich iſt die poetiſche Poeſie, dieſe wahre literariſche Kinder-Krankheit, die zur Ehre des geſunden Menſchen-Verſtandes kaum ſo lange graſſirte, als das Fleckfieber in einem Dörfchen von zwanzig Hütten, von Herrn Merkel mit eben ſo viel Muth als Glück

bekämpft worden. Darüber ergrimmten, wie natürlich, die Herren Schlegel, Tiek, Jean Paul und Consorten, und die längst verrosteten Waffen, welcher sie sich gegen den Satans-Engel, der sie mit Fäusten schlug, bedienten, findet man in diesem Schmutzwinkel zu einer Trophäe aufgehäuft. Aber die Beute war für den Hunger des Schmierers zu klein. Daher werden Stellen aus den Werken anderer, zum Theil sehr achtungswerther Männer bey den Haaren hergezogen. Man liest nicht ohne die höchste Indignation den Nahmen eines Klopstock neben dem Nahmen eines — August Klingemann, eines Adolph Werden und ähnlicher Heroen von vorgestern; und da der Tropf, der nicht einmahl seine Mutterſprache zu lallen gelernt hat, sich die Miene geben will, als ob er griechisch verstände: so muß sogar Homer sein Contingent liefern, um die Skarteke zu füllen. Daß dieser Midas mit langen Ohren, aber ohne Königskrone, von Tiekschen und Schlegelschen — Meisterwerken spricht, ist ganz in der Ordnung, ob wir gleich sagen müssen, daß jene Schriftsteller, so groß auch ihre Verirrungen sind, doch die Schmach eines solchen Lobs nicht verdient haben. Doch genug und schon zuviel von einem Menschen, den eine ganz andere Geißel, als die der Kritik, züchtigen sollte.

Hamburgiſche Blumenleſe auf (?) 1806. Herausgegeben von Joſeph Scholz. Hamburg u. Altona, in Commiſſion bey Gottf. Vollmer. 8. 148 Seiten.

Wie kommt Herr Joſeph Scholz dazu, einer Sammlung, die lauter Gedichte von ihm ſelbſt enthält, den Titel: Hamburgiſche Blumenleſe, zu geben? Er iſt doch wohl nicht der Repräſentant des poetiſchen Hamburgs? Doch er hat männiglich die Löſung des Räthſels ſehr leicht gemacht. Nicht nur iſt das Titelblatt eingeklebt, und auf anderes, und zwar geringeres Papier gedruckt, als das Buch ſelbſt, es iſt auch die Vorrede ſchon im Julius 1804 geſchrieben. Dieſe beyden Umſtände machen es beynahe gewiß, daß der Verfaſſer ſeine Gedichte, die vermuthlich bey ihrer erſten Erſcheinung von dem undankbaren Publikum etwas kalt aufgenommen wurden, nun ihr Heil zum zweytenmahl unter dieſem neuen, freylich höchſt unpaſſenden Titel verſuchen laſſen will. Das Kunſtſtück iſt übrigens etwas abgenutzt, und verräth keinen großen Scharfſinn. In der Vorrede verbittet ſich Herr Scholz von ſeinen Recenſenten ſehr feyerlich alle ſarkaſtiſchen und ſpöttiſchen Bemerkungen. Kann man ſich etwas lächerlicheres denken, als einen Schriftſteller, der die Leute bittet, ihn nicht auszulachen? Einem guten Dichter widerfährt dieſes Unglück nicht, oder er

kann ſich doch leicht darüber tröſten. Aber freylich Herr Scholz iſt gerade das Gegentheil von einem guten Dichter, und wir wünſchen ihm daher wenigſtens Philoſophie genug, um es mit Gelaſſenheit zu ertragen, wenn die unerbittlichen Kunſtrichter von ſeinen matten und gedankenleeren Reimen nicht mit der Ernſthaftigkeit ſprechen, die er ihnen ſo nachdrücklich eingeſchärft hat.

Thereſe. Ein Roman in zwey Theilen. Hamburg, bey B. G. Hoffmann. 1805. 8. 396 Seiten.

Weder durch die Erfindung, noch durch die Charaktere, noch durch einzelne anziehende Situationen zeichnet dieſer Roman, der einer weiblichen Feder ſein Daſeyn verdankt, ſich zu ſeinem Vortheil aus. Sein Verdienſt beſteht in einem einfachen und natürlichen Vortrag. Die Verfaſſerinn ſcheint ſich nach franzöſiſchen Muſtern gebildet zu haben.

Taſchenbuch der Grazien. 1806. Mit Kupfern. Mannheim, bey dem Hofbuchhändler Ferd. Kaufmann. 188 Seiten. 16.

Dieſes kleine Taſchenbuch ſtrotzt von Klinggedichten und ähnlichen Raritäten. Hat ſich etwa die

poetiſche Poeſie in die Pfalz geflüchtet? Wer würde danu nicht wünſchen, daß ſie vollends über den Rhein ginge, um nie wieder den vaterländiſchen Boden zu betreten! Die Proſe iſt wenig beſſer, als die Verſe, und beſonders herrſcht in den Aufſätzen über einige der Kupferſtiche des Taſchenbuchs der unleidentlichſte Gernwitz. Was ſollen die Grazien mit einem ſolchen Geſchenk? Um Geſchmack daran zu finden, müßten ſie das Werkchen nicht leſen, ſondern bloß beſchauen: denn Druck, Papier und Kupfer verdienen gerühmt zu werden.

Gedichte von A. G. D. Graf von Moltke. Zürich, bey H. Geßner. 1806. 8. 240 Seiten.

Oden von A. G. D. Graf von Moltke. Zürich, bey H. Geßner. 1806. 8. 339 Seiten.

Man hat, zumahl in unſern Tagen, ſehr unrecht, immer nur von dem Groteskkomiſchen zu ſprechen. Als ob wir nicht wüßten, daß es auch ein Groteskkomiſches und ein Groteskkomiſches giebt! In der letzten Gattung zeigt ſich der Herr Graf von Moltke als ein Meiſter. Zum Beweiſe dieſes Urtheils mag es an einigen wenigen Proben genug ſeyn. Das Gedicht: Die Weltgeſchichte, S. 11. beginnt:

„Rollend mit dem ungeheuren Rade,
Hinter ſich der Völker Schwade,
Eilt dahin die rauberfüllte Zeit;
Ihren Hunger ſtillen keine Mahle,
Trinkend lechzt ſie an der Schale,
Ueberwallend, ach! von Sterblichkeit.
Ihrem Raube prangen Erd' und Himmel,
Schon wird mancher Stern nicht mehr geſehn;
In der Jahre folgendem Gewimmel
Bleiben nur die Gräberhöhn.

Ueber ihnen, wer will uns belehren,
Wer, die Hoffnung zu verehren?
Weltgeſchichte, lautet hier dein Spruch?
Grauenvolle, ſchreckliche Sibylle,
Zeugſt du uns der Gräberſtille,
Siehſt du einen Retter dieſem Bruch?
Blätter rauſchen dir in deinen Händen,
Und dein Athem reichet nur fürs Wort.
Wer auch mächtig war dich uns zu ſenden,
Nimmer wird er unſer Hort.

In dem Gedicht: der Traum, S. 60. heißt es unter anderm:

„Ein Ahnden herrſchte und ein Schweigen,
Und tiefe Seufzer hauchten nur;
Ich hörte tauſend Thränen fallen,
Und von unzählbaren Kriſtallen

Erzitterte die düstre Flur.
Ach von des Tages Lebensreigen
Verwischt war jede frohe Spur.

Ein dumpfes Schweben hallte wieder
Von einem grausen Genius,
Und Furcht und Angst mit ihm im Bunde
Ward jeder Schlag der ersten Stunde
Der schwarzen Schrecken hohler Gruß;
Dem Tode rasselten die Glieder
Im abgeschälten Knochenschluß.

Und Greise, Kinder, Mütter, Bräute,
Sie stillten seinen Hunger nicht:
Verschlingend stets, und nicht gefüllet,
Wird seine Klage nicht gestillet,
Daß es an Nahrung ihm gebricht.
Die ganze Erd' ist seine Beute;
Umsonst, ihn läßt der Hunger nicht.“

Verse, wie diese, sprechen sich selbst aus, und wir bemerken daher nur, daß die tausend Thränen, die der Dichter fallen hörte, uns selbst in einem Traum etwas kühn dünken. Die meiste Originalität hat wohl das Gedicht S. 91. Das Vogelpaar:

„Ein Vogel
Lieblich, klein und zart,
War Vogel
Recht nach Frühlingsart,
Und lockt': perli, perli, perli.

'S Schnäblein
Sang den Frühling wach
Sein Zöglein (?)
War es Nacht und Tag,
Und lockt': perli, perli, perli.

Es übte
Laut die muntre Kehl',
Und liebte
Liedervolles Seel',
Und lockt': perli, perli, perli." u. ſ. w.

Zuweilen erlaubt ſich der Dichter ein wenig auszuruhen, und beweiſt ſein Recht dazu durch den höchſten Grad der Mattigkeit. In dieſem Zuſtande ſchrieb er ohne Zweifel das Gedicht: Der Jugend, S. 40., von welchem wir die beſten Stellen unſern Leſern nicht vorenthalten dürfen:

„O, wo iſt die Jugend hin,
Mit dem ſtets zufriednen Sinn,
O, wo iſt die Jugend hin?

Wo das Haus, der Baum, die Flur,
Mit der Kinderſpiele Spur,
Wo das Haus, der Baum, die Flur?

Wo das liebe Steckenpferd,
Mehr als alle Kronen werth,
Wo das liebe Steckenpferd?

Wo der hochgeworfne Ball
In das große Weltenall,
Wo der hochgeworfne Ball?

Wo das fromme Tiſchgebet,
Keiner ſtarren Majeſtät,
Wo das fromme Tiſchgebet?

Wo die Sterne, wo der Mond,
Auch von Kindern nur bewohnt,
Wo die Sterne, wo der Mond?

Es fehlt der Sammlung auch nicht an Sonnetten, und bey dieſen hat ſich der Herr Graf die Ueberſchriften erſpart, und ſie ſogar im Regiſter anzuzeigen unterlaſſen. Eine Eigenheit, die wir ſehr empfehlungswürdig finden; denn es iſt offenbar unendlich leichter, ein Sonnett zu machen, als ihm einen Nahmen zu geben. In einem dieſer Sonnette ſagt der Dichter: Er ſey im lockenden Geſange aufgebebt:

„Ach wie ein Espenlaub so schüchtern bange
Von ihrer Füßchen leicht gehobnen Winde.“

Die edle Freyheit, zu welcher unsere neuesten Dichter sich erhoben haben, erstreckt sich gewöhnlich auch auf Sprache und Versifikation, und man darf sich daher nicht wundern, bey dem unsrigen Reime, wie Climate und badte, Löwe und Hefe, umsilbert und gemildert ꝛc. und Worte, wie entreuen, scheuselig, Gedrange ꝛc. zu finden. Doch genug. Die arme Dichtkunst! Bald muß sie sich von einem Nestflechter, und bald von einem Grafen, freylich von jedem auf seine Weise, mißhandeln lassen!

Die Stufen des Menschen. Ein Gemählde aus dem Lucrez. Von Professor Conz. Tübingen, gedruckt mit Hopfertschen Schriften. 8. 32 Seiten.

Eine Arbeit, die eben so viel Bekanntschaft mit dem Geist der fremden Sprache, als Gewalt über die eigene verräth. Uebrigens sollte Herr Conz, der Verpflichtung eingedenk, die ihm sein längst beurkundeter Beruf zur höhern lyrischen Poesie auferlegt, das Publikum nicht bloß durch Uebersetzungen an seinen Nahmen erinnern.

Taschenbuch zur Ehre alter und neuer Moden und Methoden. Von A. G. Eberhard. Halle, in der Rengerschen Buchhandlung. 1806. 236 Seiten. 16.

Eine Satyre in Knittelversen: Ischarioth Kralls, Doctors der Philosophie und Medicin, Schädellehrers, Financiers, wie auch Ritters vom Blutigel-Orden und Mitglieds verschiedener gelehrten Gesellschaften, Lehren und Thaten, von ihm selbst vorgetragen, in 30 epist-didactischen Lectionen, macht den ganzen Inhalt dieses Taschenbuchs aus. Es fehlt dem Gedicht nicht an einzelnen gelungenen Stellen. Aber im Ganzen muß man bey der Lectüre ungleich mehr gähnen, als lachen. Uns dünkt, Herr Eberhard hat sich vorzüglich in der Form vergriffen. Man ermüdet, einen Menschen durch ein ganzes Buch eine Reihe der nichtswürdigsten Gaunerstreiche und Schurkereyen von sich selbst erzählen zu hören, und hier vermehrt der zu wenig abwechselnde Ton noch den Ueberdruß des Lesers. Einige Stellen mögen hier als Probe stehen, theils weil sie unter die bessern gehören, theils weil sie von einer Menschen-Race handeln, die man von Rechtswegen bey jeder Gelegenheit an den Pranger stellt. Zwey Nachdrucker, Jux und Diebs, bitten den Finanzminister Krall um Erneuerung ihrer Privilegien. Herr Warm, ein ehrlicher Mann, warnt ihn, dem Gesindel kein Gehör zu geben. Aber

„Herr Jux und Herr Diebs, die manches An weih!
Schon von ſich feſtoßen mit lautem Geſchrei,
Benutzten den Punkt, da vor innerem Grimme
Herr Warmen verſagte die ſchwächere Stimme,
Und flehten knieend, ich möcht' ihn nicht mehr
Beehren voll Nachſicht mit gnädgem Gehör;
Sie ſelber die Schmach gewohnt ſchon wären,
Verlangten nicht, daß man ſie achten und ehren
Als rechtliche Leute ſolle, indem
Man auch ohne Ehre recht angenehm,
Und als Dieb im Ganzen äußerſt bequem,
Ja bequemer, als meiſtens die ehrlichſten Leute,
Könne leben von ſeiner gemachten Beute;
Nur dürften ſie nicht ſolch böſes Geſchwätz,
Das veranlaſſen könn' ein hartes Geſetz,
Um grauſam ihr ſchönes Gewerbe zu ſtören,
Mit ruhigem Schweigen länger hören;
Sie beriefen daher wiederhohlentlich
Auf ihre Raub-Privilegia ſich.“

Der Miniſter fragt endlich:

— — — „Ihr Herren, geſetzt, ich kann
Eure Rechte erneuern, was wendet ihr dran?

Da ſingen ſie klägliche Litaneyen
Von ſchlechten Zeiten an abzuſchreien,
So, daß ich den Jux an den Hinterleib trat,
Und ziemlich erzürnt alle Beyde bat,

Sogleich zu schweigen und aufzustehen,
Und in Gottes Nahmen zum Teufel zu gehen.

Am Abend jedoch in der Dämmerung
Kam Jux schon wieder, und schön und jung
An seiner Seite Dorette, sein Weibchen,
So zärtlich und sanft, wie ein Turteltäubchen.
Sie waren Beyde mit Büchern bepackt
Aus Juxens Fabrik, und mit seinem Tact
Ging Jux wieder fort, um noch mehr zu hohlen,
Nachdem er zuvor Doretten befohlen,
Als zärtliche Frau ihr Möglichstes nun
Für seinen und ihren Nutzen zu thun.

Und dieses that die schöne Dorette
In meinem verschwiegenen Kabinette
So treulich auch, während ihr Mann sich entfernt,
Und war aufs Bitten so ausgelernt,
Daß, als er zurückkam, der glückliche Gatte,
Ich eben wieder bestätigt hatte
Das herrliche Schelm-Privilegium,
Das nur ein neidischer Narr nimmt krumm.
Ich sagte Herrn Jux, daß die süße Dorette
Mich ganz für den Nachdruck erobert hätte,
Worüber er sehr in Entzücken kam,
Und den Rock mir küßt', als er Abschied nahm.

Nicht lange, so brachte Herr Diebs ein Nichtchen,
Mit jugendlich blühendem feinen Gesichtchen,

Und ging und kam wieder eben so,
Wie Jur, und empfahl sich auch eben so froh.
Und nach und nach auch die andern Kollegen
Führten Weiber und Töchter mir freundlich entgegen,
Bis zwischen vier Wänden, verschwiegen und stumm,
Erneut war das Raub-Privilegium."

In der That, eine Züchtigung, wie diese, sollte nach unserem Erachten selbst durch die Haut eines Bürglen oder Måken dringen.

Almanach dramatischer Spiele, zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. Von A. von Kotzebue. Vierter Jahrgang. Berlin, bey F. T. LaGarde. 1806. 298 Seiten. 16.

Wenn man diesen Almanach mit dem vorhergehenden vergleicht, so kann man dem Herrn von Kotzebue das Zeugniß nicht versagen, daß er sich selbst übertroffen hat. Indessen könnte er nicht nur, er würde ohne Zweifel auch mehr leisten, wenn er nicht für jedes Jahr gerade sechs Stücke liefern wollte, die zwar klein, aber darum nichts desto leichter sind. Das erste Stück, die Beichte, ist in Versen geschrieben, die Herr von Kotzebue schwerlich je zu machen lernen wird. Er scheint kaum einen Unterschied zwischen kurzen und langen Sylben zu kennen, und gar nicht zu wissen, was Cäsur ist. In

dem Stücke ſelbſt verdrängt eine Unwahrſcheinlichkeit die andere. Baron Ammer, der vor neun Jahren, nachdem er ſich kaum verheurathet hatte, während eines auswärtigen Aufenthalts ein Kind erzeugte, ſorgt eine Zeitlang für den Unterhalt deſſelben, hört aber in den letzten zwey Jahren auf Geld zu ſchicken, und nun wird ſeiner Gattinn Henriette nicht nur die Geſchichte in einem Brief entdeckt, ſondern ihr auch, zufolge einer Verordnung der ſterbenden Mutter, der Knabe ſelbſt zugeſchickt. Der Baron überraſcht ſeine Gemahlinn beym Leſen des Briefs, und ſchöpft, da ſie ſich weigert, ihm ihn zu zeigen, Verdacht gegen ihre Treue. Da ſie ihm am Ende ſagt, ſie ſey hieher gekommen, um bey dem Klausner zu beichten, ſo entlehnt er von dieſem ſeine Kutte, und Henriette beichtet ihm ſein eigenes Vergehen, als wenn ſie es begangen hätte. Ohne etwas von dem wahren Zuſammenhange zu ahnen, geht er wüthend davon, um die alte Bäuerinn aufzuſuchen, bey der ſich nach der Ausſage ſeiner Gattinn das Kind befinden ſoll. Dieſe Bäuerinn iſt Henriette ſelbſt. Sie bringt ihm, unter ihrer Maske, auf ſein Verlangen zuerſt den Knaben, und nachher, um ihn Vater und Mutter deſſelben kennen zu lehren, ſein eigenes Porträt, mit dem er einſt dem Mädchen ein Geſchenk machte, und den obigen Brief. Natürlich iſt der Herr Baron aufs äußerſte beſchämt, bittet ſeine Gemahlinn wegen der eifer-

süchtigen Grillen, mit denen er sie von jeher quälte, um Verzeihung, und gelobt Besserung. In der wirklichen Welt ist freylich der Gang der Dinge etwas anders als hier. Man schickt den Frauen die Kinder ihrer Männer, zu denen sie nicht selbst Mütter sind, nicht so ohne weiteres über den Hals, besonders wenn man keine stärkern Beweise der Vaterschaft hat, als ein Porträt. Auch die Klausner, die ihre Kutten vermiethen, um den Mann im Beichtstuhl mit den Geheimnissen seiner Frau bekannt zu machen, hat man bis jetzt nur in den Komödien und Romanen gefunden. Außerdem möchten wir fragen: wie es kommt, daß das verführte Mädchen den Unterhalt ihres Kindes ganz von dem guten Willen des Barons abhängig machte? Sollte ein Mann, der einen Fehltritt dieser Art vor einer Frau zu verbergen hat, nicht wenigstens zu dem sich verstehen, wozu die Gesetze ihn ohnehin verbinden? Dem Baron selbst mußte daran gelegen seyn, die Geschichte auch von dieser Seite mit einemmahl zu endigen. Warum unterläßt er es also? Und warum stellt er sogar in den letzten zwey Jahren die ehemahligen Geld-Sendungen ein, und giebt dadurch der Mutter Anlaß zu einem Schritt, der für seine Ehre und für seine häusliche Ruhe gleich gefährlich ist? Der Dichter schildert ihn weder niederträchtig, noch arm, und gleichwohl würde sich sein Betragen kaum erklären lassen, wenn er Beydes zugleich wäre.

Wie kommt es ferner, daß der Baron sein eigenes Porträt, mit dem er doch seiner Gemahlinn ein Geschenk gemacht hat, auf der Reise bey sich führt? Und warum verschenkt er gerade dieses Porträt? Die einzige Antwort auf diese Fragen ist: es muß so seyn — weil sonst Herr von Kotzebue seine Komödie nicht hätte schreiben können. Der Baron ist übrigens ein Mensch, der uns auch nicht durch den kleinsten Zug ein Interesse abzugewinnen vermag, und seine Eifersucht ist weder ernsthaft, noch komisch, sondern im höchsten Grad akkern und widrig. Aus eben diesem Grunde wird seine Gattinn durch die Schonung, mit der sie ihn behandelt, beynahe verächtlich. Da das Stück durchaus in Versen geschrieben ist: so sollte man keinen prosaischen Brief darin erwarten. — Das zweyte Stück, die gefährliche Nachbarschaft, mag in Neapel, wo Herr von Kotzebue es laut der Vorrede als komisches Ballet gesehen hat, der Gallerie, besonders wenn der in sein Mündel verliebte Schneider Fips ein guter Tänzer war, vielen Spaß gemacht haben. Aber in der dramatischen Darstellung möchte weder dieser Schneider, noch die auf einem Loch in der Mauer beruhende Intrigue sonderlich bewundert werden. Von dem darin herrschenden Witz mögen die Leser aus folgender Probe urtheilen. Die Scene ist zwischen Fips, seinem Mündel Lieschen und ihrem im nächsten Zimmer horchenden Liebhaber, Hollmann.

Lieschen.

Sind Sie schon wieder da.

Fips.

Ja, mein Zobelchen, du jammerst mich, du hast ohne mich gräßliche Langeweile.

Hollmann.

Was der Narr sich einbildet.

Lieschen.

I nu, ich suche mir die Zeit so gut als möglich zu vertreiben.

Fips.

Womit denn, mein Schäfchen! womit denn?

Lieschen.

Ich arbeite —

Hollmann.

An Dero Kopfschmuck.

Fips.

Das ist recht.

Lieschen.

Ich schwatze —

Hollmann.

Mit meinem Geliebten.

Fips.

Das ist brav.

Lieschen.

Ich denke —

Hollmann.

Daß Sie ein Narr sind.

Fips.

Ja nu, das ist auch gut. Aber nicht wahr, am Ende wirst du doch von der Sehnsucht überwältigt?

Lieschen.

Freylich sehne ich mich oft —

Hollmann.

Aber nicht nach Ihnen.

Fips.

Das entzückt mich.

Lieschen.

Wenn Sie gar zu lange wegbleiben, so bete ich auch wohl—

Hollmann.

Um Ihren Tod.

Fips.

Ach das gute Kind!

Lieschen.

Zuweilen graut mir recht —

Hollmann.

Vor Ihrer Zurückkunft.

Fips.

Ja das glaub' ich.

Lieschen.

In der Dämmerung kommt es mir vor, als sähe ich Gestalten. Da drückt es mich —

Hollmann.

In die Arme.

Fips.

Das kommt vom Blute.

Lieschen.

Da preßt es mich —

Hollmann.

An die Lippen.

Fips.

Das hat nichts zu bedeuten.

Lieschen.

Aber plötzlich treten Sie dazwiſchen —

Hollmann.

Wie ein Geſpenſt.

Fips.

Scharmant.

Lieschen (verſchämt lächelnd).

Ich erblicke in Ihnen —

Fips.

Nur heraus damit!

Hollmann.

Den größten Eſel!

Fips (ſchmunzelnd).

Ich verſtehe dich ſchon.

Lieschen.

Die Schaam verſchließt mir den Mund; aber mein Herz —

Hollmann.

Lacht Sie aus.

Fips.

Recht, mein Mäuschen, ſolche Geſinnungen habe ich auch um dich verdient.

Iſt es möglich, einen mittelmäßigen und überdieß höchſt verbrauchten Einfall auf eine unerträglichere Art auszuſpinnen? — Das dritte Stück heißt das Köſtliche, und iſt das langweiligſte. Die ſchlechten Verſe vermehren noch die Marter des Leſers. — Das vierte Stück, Eulenſpiegel, giebt Herr von Kotzebue für einen bloßen Schwank, und mehr iſt es in der That auch nicht. — Die beyden letzten Stücke, die Brandſchatzung und das verlorne Kind, ſind dem Werth nach die erſten. Beyde hat Herr von Kotzebue unter dem Einfluß ſeines beſſern Genius geſchrieben, und den Eingebungen des ſchlimmern ſo tapfern Widerſtand geleiſtet, daß er ſich ſogar des Verſificirens enthielt.

Leben, wunderbare Reiſen und Irrfahrten des Johannes von der Oſtſee. Herausgegeben von J. D. Falk. Erſtes Bändchen. Tübingen in der J. G. Cottaſchen Buchhandlung. 1805. 271 Seiten. 8.

Der bankerotte Witz des Herrn Falk verfällt auf alle möglichen Mittel, ſeinen Kredit wieder herzuſtellen, und hier verſucht er es ſogar mit einem Roman. Aber ſo geduldige Leſer auch dieſe Gattung gewöhnlich findet, ſo fürchten wir doch, Herr Falk möchte auch ihnen zu viel zugemuthet haben.

Iſt unſere Furcht ungegründet, ſo muß es Leute geben, denen man ſchlechterdings keine Langeweile machen kann. Eine Eigenſchaft hat übrigens dieſe auch typographiſch ſchlechte Waare mit guter gemein: den hohen Preiß. — Titel und Vorrede drohen mit einem zweyten Band. Herr Falk wird ihn freylich ſchreiben; Herr Cotta wird ihn verlegen und mit gewohnter Eleganz drucken laſſen; aber wer wird ihn kaufen?

Karl Friedrich Kretſchmanns letzte Sinngedichte in acht Büchern. Mit einem Titelkupfer. Zittau und Leipzig, bey J. D. Schöps 1805. 349 Seiten. 8.

Wenn auch die Talente des verdienſtvollen Veterans, deſſen Nahmen dieſe Sammlung führt, ſich im Fache des Epigramms weniger glänzend entfalten, als in den übrigen von ihm verſuchten Gattungen der Poeſie, wenn man bey mehreren ſeiner Epigrammen Neuheit und Originalität des Gedankens und Schärfe des Witzes vermißt, wenn es dem Vortrag mehr oder weniger an Rundung, an Eleganz, Gewandheit, Leichtigkeit und Präciſion gebricht, ſo fehlt es doch nicht an Stücken, welche die Kritik wieder mit dem Dichter ausſöhnen, und von dieſen wollen wir unſern Leſern einige mittheilen.

Die Farbe des Teufels.

Schwarz hatte Paſtor Pips den Teufel angenommen,
Das, meint er, brauche nicht Beweis.
Jetzt ſieht er, da er eine böſe Frau bekommen,
Der Teufel ſey auch roth und weiß.

Die Antwort der Braut.

Dorinde ward verlobt. Auf eines Stutzers Fragen,
Warum ſie ſich ſo früh zum Ehſtandsjoch entſchloß,
Gab ſie zur Antwort: „Im Vertraun zu ſagen,
So wird man euch am erſten los.“

An eine Mode-Närrinn.

Was Doris trägt, das ekelt dir;
Was Phyllis trug, kannſt du nicht leiden.
Wenn das vernünftig iſt, warum denn ſäumſt du dir
Die Naſe wegzuſchneiden.

Bey Gellerts Monumente.

Des edlen Dichters Bild reicht hier
Religion, o Tugend, dir;
Das ſah die Muſe ſchier mit Neide.
Doch ein Vergleich entſchied den Streit:
Der Muſe gabens alle beyde,
Und alle drey der Ewigkeit.

Auf den Stutzer Phormio.

Er iſt kein Narr, ſo wie man ſpricht,
Der Stutzer Phormio.

Ob er es ist, das weiß ich nicht;
Er thut doch aber so.

An eine schöne Jägerinn.

So kühn, und doch so schön, als jung;
O das verdient Bewunderung,
Worauf du zielst, das fällt auch immer;
Ein Herz bald, bald ein armes Vieh:
Seyst du im Blachfeld, oder Zimmer,
Du fehlest deinen Hasen nie.

Auf den Tadler.

Viel Böses sagt Mamurr von meinen Sinngedichten.
Soll ich das rächen? O mit nichten!
Er sage keck, was ihm beliebt;
Ich warte nur darauf, bis er uns seine giebt.

Der Reim scheint den Dichter sehr viel Mühe gekostet zu haben, und die bloß um seinetwillen geschaffenen, meistens äußerst seltsam klingenden Nahmen, z. B. Maladett; Herr von Orben; Jungfer Schneer; Pastor Zücht; Künstler Fratz; Brekekek; die zärtliche Holderneß; der arme Krode; Simaruben ꝛc. können unmöglich von dem guten Geschmack gebilligt werden. Ueberhaupt sollte man im Epigramm so wenig als möglich auf Nahmen, und nie auf solche reimen, von denen sich kein anderer Grund als der Reim angeben läßt. Die vorläufigen Gedanken über Epigramm und Epigrammati-

sten sind ein brauchbarer Beytrag zur Theorie und Literatur dieser Dichtungsart. Auch von Herrn Kretschmann wird, wie schon von Andern, und nahmentlich von Herder geschah, bewiesen, daß die Lessingsche Definition des Epigramms nur Eine Gattung desselben begreift, und also zu eng ist. — Von dem verstorbenen Hensler hat Herr Kretschmann wohl eine zu vortheilhafte Meinung. Er ist beynahe bloß Nachahmer und Uebersetzer; und wenn Herr Kretschmann von seiner reinen und geschmeidigen Diction spricht, so sollte es, wenn hier der Ort dazu wäre, uns nicht schwer fallen, die höchste Vernachlässigung seines Vortrags, und also gerade das Gegentheil darzuthun.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Sechszehnter Jahrgang. 1806. Herausgegeben von W. G. Becker. Leipzig, in der Hempelschen Buchhandlung. 16. 358 Seiten.

Wer sich an poetischer und prosaischer Mittelmäßigkeit recht nach Herzenslust zu sättigen gedenkt, dem können wir dieses wohlbeleibte Taschenbuch aufs Beste empfehlen. Zwar sind unter den Beyträgen von Louise Brachmann, Elisa Gramberg, Haug, Mahlmann, Schütze, verschiedene, die eine vortheilhafte Erwähnung verdienen. Aber des ganz

Vorzüglichen iſt doch gar zu wenig. Von den vier proſaiſchen Aufſätzen wird ſicher keiner zum zweyten mahl geleſen. Bey dem zwey und zwanzig Seiten langen Gedicht des Herrn Tiedge: Abälard an Heloiſe, möchte wohl mancher Leſer und manche Leſerinn mit jener Dame ausrufen: Das alles iſt recht ſchön; aber es macht mir entſetzliche Langeweile. Es fehlt dem Ganzen an Begeiſterung, und noch mehr vermißt man, wie bey den meiſten Verſuchen dieſes Dichters, geläuterten Geſchmack. Gleich im Anfang iſt von Heloiſens Flammenworten, die einen lichten Tag hereinblitzten, von verheilten Narben, die tief entbrannten, von einer Scene, die mit wildem Wüthen Abälards ganze Ruhe niederwürgte, (Eine Scene, welche niederwürgt, und was niederwürgt? die Ruhe!!) die Rede. Solche Verſe zu machen, iſt freylich leicht. Es fehlt auch nicht an Leſern, und ſogar an Kunſtrichtern, die ſie ſehr ſchön finden. Aber ob ein Dichter auf das Lob dieſer Leute ſtolz zu ſeyn Urſache hat, iſt eine andere Frage. Die Beyträge des Herrn Langbein haben das Verdienſt einer ziemlich natürlichen Drolligkeit und einer meiſtens leichten Verſifikation. Nur ſollte er gegen das Platte, eine Klippe, an der er gar zu oft ſcheitert, mehr auf der Huth ſeyn. Seine Erzählung: der Hausſchlüſſel, iſt zu gedehnt. Auch hätten einige Unwahrſcheinlichkeiten in der Geſchichte ſich leicht heben laſ-

sen. Dem Herrn Pfeffel sind die Sinngedichte, wie immer, äußerst verunglückt. Das Sonnett: an Sie und Ihn, wahrscheinlich ein Gelegenheitsstück, hätte der Herausgeber wohl nicht aufgenommen, wenn es nicht — von ihm selbst wäre. Der Pseudo-Schiller, Herr Christian Schreiber, hat sich gegen das Taschenbuch des Herrn Becker nicht minder freygebig erwiesen, als gegen den Damenkalender des Tübinger Buchhändlers. Lebt das Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf diese Weise noch einmahl sechszehn Jahre; so wird es ein merkwürdiges Denkmahl der Genügsamkeit des Publikums.

Inhalt.

Erſtes Stück.

I. Ueber die Darſtellung in der Muſik. Aus dem Franzöſiſchen des Herrn Morellet. S. 3

II. Kyllenion; Ein Jahr in Arkadien. (Von dem regierenden Herzog zu Gotha.) 43

III. Homeri Hymni et Batrachomyomachia; ed. Aug. Matthiae. 69

IV. Les Caractères de Théophraste, traduits par La Bruyere, avec des additions et des notes nouvelles par I. G. Schweighaeuser. 79

V. Kürzere Anzeigen:

Hymnus auf Gott, ein muſikaliſches Gedicht, nebſt einigen geiſtlichen Liedern; und Skolien (beide von dem Hrn. v. Köpken in Magdeburg.) 101

Ruth, ein Gedicht in vier Geſängen, von Karl Streckfuß zu Wien. 106

Kürzere Anzeigen:

Ruth, ein bibliſches Gemälde in drey Idyllen, von Karoline Pichler, geb. von Greiner zu Wien S. 115

Mährchen von Gozzi; nach dem Italieniſchen von Karl Streckfuß. 120

Neue Verlegenheiten, in ernſthaften und launigen Erzählungen; herausgegeben von G. F. Fiſcher. 122

Malven; von Friedrich Kind. 2 Bändchen. 123

Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1806; herausgegeben von (dem verſtorbenen) Huber, Lafontaine, Pfeffel und andern. 125

Moliere's Luſtſpiele und Poſſen; für die deutſche Bühne von Heinrich Zſchokke. 3ter und 4ter Band. 127

Heraviine, oder Schönheit und Liebe; Roman. 127

Julius und Julie, oder das unſichtbare Mädchen, von Gottlieb Müller. 2 Theile. 128

Romantiſche Gemälde und unterhaltende Erzählungen. (Von einem Ungenannten.) 129

Bella und Clariſſa Fonti, Anführerinnen eines furchtbaren Räubercorps im Kirchenſtaate. Seitenſtück zur Seeräuberkönigiinn Antonia della Torcini. Von demſelben Verfaſſer. 132

Kürzere Anzeigen:

Der Lieutenant; ein Gemälde aus den Verwicklungen des menschlichen Lebens. S. 133

Raimund der Unerbittliche, oder schreckliche Folgen der Hartherzigkeit; eine Familiengeschichte. Zwey Theile. 134

Lyrische Gedichte von Rudolph Friedrich Heinrich Magenau. 134

Bunte Reihe kleiner Schriften von Sophie Brentano. 136

Bibliothek der Robinsone; in zweckmäßigen Auszügen vom Verfasser der grauen Mappe. 2 Bände 139

Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredsamkeit, von Franz Horn. 142

Gottlob Hillers Gedichte und Selbstbiographie. 145

Gedichte von Friedrich August Ruhland. Erstes Heft. 148

Gesänge zur Erholung geselliger Freude, gesammelt und herausgegeben von A. F. Sachse. 149

Die Früchte meiner Muse; zur Erziehung einer Waise gepflegt von C. Friedel. 149

Kleine Schriften von Christian Schreiber. 150

Kürzere Anzeigen:

Gedichte von L. Heinr. Leop. Reinhardt. S. 151.

Amor und Hymen, ein Warngedicht, nebst hundert der Ehe- und Wehstand beleuchtenden Epigrammen. 153

Iris; ein Taschenbuch für 1806; herausgegeben von J. G. Jacobi. 154

Freia; Dichtungen von Wilhelm Blumenhagen. 157

Zweytes Stück.

VI. Ueber das Denkmal der Königinn Comosarye, von Herrn Hofrath von Köhler in Petersburg. S. 163

VII. Beschluß der ausgehobenen Stellen aus Marmontels Memoiren. Die Familie Necker und ein Gespräch mit dem Dichter Chamfort. 207

VIII. Joh. August Wagners neue berichtigte und mit einem ausführlichen Commentar begleitete Ausgabe von C. Valerii Flacci Setini Balbi Argonauticon. 226

IX. Kürzere Anzeigen:

Sinngedichte von Friedrich Christoph Weiße. 291

Komische Encyclopädie; oder: Sammlung von geist-

Kürzere Anzeigen:

reichen Anekdoten, Einfällen, Charakterzügen und Gedanken. S. 293

Testimonia Auctorum de Merkelio; d. i. Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel. 294

Hamburgiſche Blumenleſe auf 1806; herausgegeben von Joſeph Scholz. 296

Thereſe; ein Roman in zwey Theilen (aus einer weiblichen Feder.) 297

Manheimer Taſchenbuch der Grazien 1806; mit Kupfern. 297

Gedichte von A. G. D. Graf von Moltke. Oden von demſelben. — — 298

Die Stufen des Menſchen; ein Gemälde aus dem Lucrez, vom Profeſſor Conz in Tübingen, 303

Taſchenbuch zur Ehre alter und neuer Moden und Methoden; von A. G. Eberhard. (Eine Satire in Knittelverſen.) 304

Almanach dramatiſcher Spiele, von A. von Kotzebue. 4ter Jahrgang. 307

Leben, wunderbare Reiſen und Irrfahrten des Johannes von der Oſtſee; herausgegeben von J. D. Falk. 314

Kürzere Anzeigen:

Karl Friedrich Kretschmanns letzte Sinngedichte in acht Büchern. S. 315

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, herausgegeben von W. G. Becker. 16ter Jahrgang. 318

Die Fortsetzung dieses Journals erscheint unter der Aufschrift:

Bibliothek

der redenden und bildenden Künste.

Anzeige.

Fragen an Kinder über die Deutsche Geschichte; und Darstellung der für Deutschland traurigen Ereignisse seit 1792. Regenspurg, Wetzlar, Frankfurt am Main, bey allen Reichsbuchhändlern zu haben. 8. (19 Bogen Register-Schreibepapier: Preiß 1 Thlr.)

Regenspurg ist der Sitz der Reichstagsversammlung, Wetzlar der Sitz des Reichs-Kammergerichts, zu Frankfurt am Main wird der Kaiser gewählt und gekrönt: schon hieraus kann man auf die Tendenz dieser Schrift schließen. Voran steht eine Charakteristik der Deutschen; hierauf folgt: 1) ein Verzeichniß der Kaiser aus dem Hause Oestreich-Habsburg und Oestreich-Lothringen; 2) eine chronologische Uebersicht der Länder der Preußischen Monarchie; und 3) eine statistische Uebersicht der europäischen Staaten im Jahr 1805. Von S. 41 bis 120 wird die Entstehung und Fortbildung der deutschen Reichsverbindung bis zum Ausbruch der französischen Revolution nicht erzählt, sondern durch Fragen an Kinder, die bereits mit der Deutschen Geschichte bekannt sind, entwickelt, und gezeigt, wie wohlthätig sie gewirkt hat, die Menschheit auf eine höhere Stufe der Geistesbildung zu bringen. Von S. 120 bis 194 findet man eine Geschichte des deutschen Reichs vom Jahr 1792 bis zum Preßburger Frieden. Die Veränderungen

der deutschen Staatsverfassung durch den Lüneviller Frieden werden angegeben und die Schlacht bey Austerlitz wird geschildert. S. 195 bis 198 die Vorfahren des neuen Königs von Bayern zur Erläuterung eines Ausdrucks in dem Bayrischen Königs-Manifeste. Von S. 199 der Preßburger Friedens-Tractat mit einigen Erläuterungen. Von S. 210 bis 218 die Vorfälle während der ersten Monate des Jahres 1806. Als Anhang: Fragen über die griechische und römische Geschichte, und insbesondere nach den Namen der vornehmsten griechischen und römischen Schriftsteller, um die Verbindung des Steigens und Sinkens der Litteratur mit dem Kriegsruhm zu zeigen, und was in dieser Hinsicht uns Deutschen bevorsteht (von S. 221 bis 260); ferner die Geschichte des Attila (von S. 261 bis 278); zum Schluß eine Schilderung des jetzigen Zustandes von Frankreich und der Ursachen seiner alles erdrückenden Macht, und ein Lied für Deutsche Knaben.

Auf der Rückseite des Titels stehen folgende Worte als Denkspruch:

„Ein Volk, das an seiner Ehre leidet, hat keine Freude mehr an der Heimath.“